Erklärung

des Institutsrats des Osteuropa-Instituts der Freien Universität Berlin

Das Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin ist die einzige universitäre Einrichtung ihrer Art in Deutschland. Es ist ein multidisziplinäres Institut, dessen sechs Disziplinen mit nur je einer (halben) Professur vertreten sind.

Die Lebensfähigkeit des Osteuropa-Instituts würde durch die Streichung jeder einzelnen Disziplin gefährdet. Für die geplante Streichung der Rechtsprofessur gilt dies in besonderem Maße. Ohne rechtswissenschaftliche Professur können Lehre, Forschung und Beratung zu den wirtschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Prozessen in Osteuropa nicht sachgerecht geleistet werden. Dafür gibt es viele Argumente. Einige seien hier genannt:

Die Osterweiterung der EU und ihre aktuelle Zielsetzung, zusammen mit Russland und weiteren Mitgliedern der G.U.S. gemeinsame wirtschaftliche, politische und kulturelle Räume zu schaffen, bedeutet ganz wesentlich die Annäherung der rechtlichen Rahmenbedingungen. In Zukunft wird es immer stärker darum gehen, die rechtlichen und institutionellen Regelungen in jenen gemeinsamen Räumen möglichst kompatibel zu gestalten, denn sie zählen zu den zentralen Voraussetzungen der politischen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Die rechtliche Dimension ist daher für eine wissenschaftliche Grundlegung und Begleitung der anstehenden Aufgaben in Osteuropa völlig unverzichtbar – per se und auch wegen der Komplementaritäten mit den anderen Fächern. Eine ausbleibende Komplettierung der vorhandenen Kompetenz des Osteuropa-Instituts durch einen exzellenten Fachmann auf dem Gebiet des osteuropäischen Rechts würde das wissenschaftliche Wirkungsvermögen der übrigen Fächer schwerwiegend schwächen. Bei einem Verzicht auf die Berufung des von allen Fachvertretern (einstimmig) befürworteten Kandidaten könnte ein essentielles Standbein des Osteuropa-Instituts nicht geschaffen werden, entscheidende Synergieeffekte würden entfallen.

Auf unvertretbare Weise gefährdet würde auch der Auftrag des OEI, Fachleute auf allen Gebieten der Zusammenarbeit mit Russland und den anderen Ländern der GUS sowie mit den Staaten Ostmittel- und Südosteuropas in einem einzigartigen multidisziplinären Lehrprogramm – im laufenden Magisterstudiengang und in den neu eingeführten Masterstudiengängen (Präsenz- und Fernstudiengang) – auszubilden. Gefährdet würde schließlich die Fähigkeit des Instituts, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in die Beratung von Politik und Wirtschaft einzubringen.

Bei der politischen und wissenschaftlichen Bewältigung der anstehenden Aufgaben in Osteuropa spielen Deutschland und seine Hauptstadt Berlin eine zentrale Rolle. Wenn daher die Freie Universität an ihrem geographischen Ort Berlin überhaupt einen Standortvorteil in Anspruch nehmen will, dann kann sie dies auf keinem Gebiet mit mehr Berechtigung tun als für das Forschungsgebiet Osteuropa.

In Anbetracht dieser Argumente müssen wir vor dem Präsidium und vor dem Akademischen Senat der FU darauf bestehen, die Streichung der Rechtsprofessur am Osteuropa-Institut nicht zuzulassen.

Berlin, den 21.01.2004

Anm. der Redaktion: Weitere Stimmen zu diesem Thema finden Sie unter der Rubrik "In eigener Sache: zur Situation des Osteuropa-Instituts" (S. 96)

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

"Fenster nach Europa", "Venedig" oder gar "Palmyra des Nordens" – das sind wohl die bekanntesten Metaphern, mit denen man die Stadt an der Newa seit ihrer Gründung belegt hat. Im Jahr 2003 konnte die Stadt St. Petersburg allen jahrhundertealten Prophezeiungen eines baldigen Untergangs zum Trotz ihren 300. Geburtstag begehen. Dieses Gründungsjubiläum wurde nicht nur in Petersburg selbst gefeiert, sondern weltweit mit zahlreichen, vor allem kulturellen Veranstaltungen gewürdigt.

In Deutschland aber stand nicht nur Petersburg im Zentrum. In Deutschland war 2003 ein russlandlastiges Jahr: Russische Kulturtage, Russland als Schwerpunkt der Frankfurter Buchmesse, Russland aller Orten. Soviel Medienöffentlichkeit hatte Russland und der Export russischer Kunst und Kultur noch nie erfahren. Berlin konzentrierte sich dabei ganz besonders auf seine Partnerstadt Moskau.

Umso mehr war es uns ein Bedürfnis, entgegen verordneter Partnerschaften mit diesem Heft den Blick auf Petersburg zu richten, nicht so sehr, wie es für Historiker nahe liegt, um Rückschau zu halten, auf die Stadtgründung, ihre Vorgeschichte und die weitere Entwicklung.

Vielmehr sollten aktuelle Probleme und Prozesse im Vordergrund stehen; es sollten weniger bekannte Facetten der Petersburger Kunst und Kultur der letzten Jahre und innovative Ansätze in der historischen Forschung präsentiert werden, die einen neuen Blick auf die Stadt und ihre Geschichte eröffnen. Besonders freut uns, dass wir im Forum zwei studentische Beiträge veröffentlichen können, die aus Petersburg-Seminaren der letzten Semester hervorgegangen sind.

Geburtstagskinder haben ein Recht auf besondere Aufmerksamkeit, auch wenn sie, wie wir bei der Vorbereitung dieses Hefts feststellen mussten, ansonsten ein eher marginales Dasein führen. Dass Petersburg in der Osteuropaforschung im Gegensatz zu Moskau eher stiefmütterlich behandelt wird, darin spiegelt sich selbst ein Stück Stadtgeschichte, da diese Stadt an der Peripherie der russischen Landmasse, die einst zum neuen Zentrum werden sollte, in sowjetischer Zeit ihre Vorrangstellung wieder an Moskau hatte abgeben müssen.

Allen Beiträgen des Forums gemeinsam ist somit implizit die Auseinandersetzung der Stadt mit ihrer eigenen Geschichte, mit ihrer Rolle und ihrem Status innerhalb Russlands im Verhältnis zu Moskau, kurz, die Suche einer Stadt nach Identität.

Das vorliegende Heft zum Thema "300 Jahre St. Petersburg" ist eine Art nachträgliches Geburtstagsgeschenk. Vielleicht aber ist es auch Anregung, die eigene Blickrichtung zu wechseln und Neues zu entdecken. Das würde uns freuen.

Rosalinde Sartorti Jutta Petersdorf

St. Petersburg – Die Stadt am Weißmeer-Ostsee-Kanal

Karl Schlögel, Frankfurt an der Oder

In einer Zeit, da alle wie gebannt auf Moskau blicken, ist es wichtig, ein Auge auf Petersburg zu richten. Moskau ist inzwischen sexy, es ist angekommen, dass sich dort etwas tut. Mit Petersburg ist es noch nicht so. Es bedarf noch einer gewissen Arbeit und einer gewissen Anstrengung, zu erkunden, was es mit Petersburg auf sich hat. Petersburg und der Weißmeer-Ostsee-Kanal, ist ein ziemlich riskantes Thema. Eigentlich ist es eine ziemlich kühne Verbindung, für einige mag sie sogar gekünstelt, gesucht, angestrengt aussehen. Aber es gibt ein paar Indizien dafür, dass eine unmittelbare Beziehung tatsächlich gegeben ist. So berichtet Nikolaj P. Anziferov, einer der Begründer der russisch-sowjetischen urban studies und Anfang der 30er Jahre Häftling des Lagers am Kanal, in seiner Autobiografie beiläufig, dass auf dem Nevskij-Prospekt in Leningrad Plakatwände aufgestellt gewesen seien, auf denen die Bestund Stoßarbeiter des Weißmeer-Ostsee-Kanals abgebildet waren; oder er berichtet von seiner Rückreise aus der Hauptstadt der Lagerzone Medvezegorsk ins nahe Leningrad.1 Das bringt einen zunächst auf die Idee, die Karte genauer anzusehen: In der Tat, Leningrad ist nur ein paar Stunden Zugfahrt auf der Murmansker Linie vom Ort des großen und mörderischen Projekts des Ersten Fünfjahrplans entfernt. Aber es gibt auch in dem legendär-berüchtigten Buch der 34 Schriftsteller, die eine Fahrt auf dem Weißmeer-Ostsee-Kanal unternommen haben, einen Bezug. Man begegnet dort nicht nur Nikolaj P. Anziferov in dem Abschnitt "Tempos und Qualität. Der zweite Herbst auf Belomorstroj" als dem "Sammler-Onkel" (djadjakollektor), als dem kleinen, grauhaarigen Herren in leinener Sommermütze², – sondern es gibt in dem Abschnitt "Menschen ändern ihren Beruf" auch ein Kapitel mit dem Titel "Wir warten auf Hilfe von Leningrad". Dort heißt es: "Leningrad – das ist der Endhafen der Weißmeer-Ostsee-Route. Damit dieser Schiffahrtsweg möglich wurde, mußten Staudämme an der Neva und am Svir errichtet werden. Der Wasserspiegel steigt, bahnt dem Schiff den Weg und liefert Energie für die Elektrostation. Leningrad ist mit dem Weißmeer-Kanal verbunden über Telegrafenleitungen und wird bald durch Hochspannungsleitungen verbunden sein. Der Belomor-Kanal ist die ureigenste Sache des Leningrader Proletariats. Das Leningrader Gebietspartei-Komitee, die Leningrader OGPU sind mit allen Fragen des Kanalbaus befasst. Dreißig Leningrader Betriebe erfüllen Aufträge des Belomorstroj. Sie übererfüllen den Plan in noch kürzeren Fristen, als die ungeduldigen Erbauer des Kanals sie gesetzt haben. "Der Rote Putilov-Arbeiter" macht Eisentore, Metallteile für Schleusen und Schlösser, das Kirov-Werk stellt Drehhebel her. Ausrüstungsteile des künftigen Kanals werden produziert von Betrieb Marti, Karl-Marx, Russkij Dizel', Krasnyj Treugol'nik. Vierzehn Prozent aller Aufträge des Belomorstroj werden von Betrieben aus der Stadt Lenins erfüllt. Über die Aufträge für die Betriebe,

über die Frachten des Weißmeer-Kanals, über die Weißmeer-Erbauer sinnt Kirov, er selbst bereist die Kanaltrasse. Mehr als einmal hat man auf der Trasse die Genossen Medved'ev und Zaporozec, die Führer der Leningrader Tschekisten gesehen. An den Belomor-Kanal denken in Karelien die Pioniere, alte Parteimitglieder und Komsomolzen. Die Karelischen Partei-Organisationen sind Tag für Tag mit dem Kanal beschäftigt. In jedem Dorf, in jedem Betrieb am Kanal gibt es Freunde, gibt es Unterstützung und Kontrolle in der Parteizelle. Zuerst hat das alte Karelien dem Kanal nicht getraut. Feindselig und mitleidig blickte es auf die Kanalarmisten"3. Es bestand also eine unmittelbare Beziehung, eine Kooperation wie zwischen zwei Produktionsstandorten. Aber das wäre nicht der Rede wert, wenn die Baustelle nicht Belomor-Kanal gewesen wäre: der Ort, an dem binnen zwei Jahren Bauzeit nach begründeten Schätzungen weit über Hunderttausend Menschen gestorben sind: an Erschöpfung, Kälte, Epidemien, Arbeitsunfällen, auch durch Exekutionen. Die Beziehung wäre nicht der Rede wert, wenn es sich nicht um dieses frühe Zentrum des Archipel Gulag einerseits und die alte Hauptstadt des Russischen Reiches und das Zentrum der russischen Revolution andererseits gehandelt hätte⁴. Diese Beziehung ist also nicht ausgedacht, sondern durch einen Autor, der Häftling war, vermittelt und verbürgt. Er tritt übrigens als Interviewpartner in dem Belomor-Kanal-Buch auf, er selbst berichtet nicht ohne Respekt von seinen Führungen für den Leningrader Parteichef Sergej Kirov durch das örtliche Museum, das Anziferov eingerichtet hatte.5 Man kann heute die Nähe beider Orte erahnen, wenn man die Bahnfahrt unternimmt.

Wasser: Eine Frage von Leben und Tod

Aber der Zusammenhang von Wasser und Stadt ist in der Regel nicht über den Belomor-Kanal gegenwärtig, sondern über den Diskurs über den Petersburger Text, also die Arbeiten der Moskau-Tartuer kultursemiotischen Schule unter der überragenden Gestalt Jurij Lotmans. Es bedarf einiger Lockerungsübungen, um von diesen subtilen Untersuchungen zur Petersburger Ästhetik zum Horror des stalinistischen Belomor-Projektes zu kommen. Jurij Lotmans Studie handelte vom Petersburger Stadttext, vom Verhältnis von Natur und Artefakt, von Linie und Fläche, von massivem Grund und Flüssigkeit, von Spiegel und Gegenstand, von Stein und Wasser und so fort⁶. Man vergegenwärtigt auch seine eigenen Eindrücke vom Wasser: die Neva, die eigentlich kein Fluss ist, sondern eine Mündung, der Mund eines Meeres, wo das Meer ins Land hineinreicht, die Kanäle, die etwas von Grachten und von Venedig haben, aber auch die Weite, die etwas von der Schärenlandschaft von Helsinki oder Stockholm hat. Aber das sind ganz unvergleichliche Orte: Stockholm ist trotz königlichem

Schloss eine Bürgerstadt. Sankt-Petersburg hat meinem Eindruck nach gar nichts mit der Bürgerstadt par excellence - Amsterdam - zu tun. Man kommt bei einiger Überlegung rasch darauf, dass das Wasser in der Tat eine große, nein: eine konstitutive Rolle, spielt. Die Stadt funktioniert nur über und mittels des Wassers. Das Leben in der Stadt hängt an den Brücken, die die trennenden Wasserflächen überqueren. Die Stadt ändert ihren Zustand, je nach dem Aggregatzustand des Wassers. Im Winter wird, wie die Fotografien um 1900 zeigen, das Eis der Neva befahrbar, es werden Straßen, Pferdebahnen oder Eisenbahngleise verlegt, im Sommer ist es der grandioseste Highway für Wasserfahrzeuge. An Festtagen wie den Jubiläumsfeiern von 1903, wird der Wasserraum zum Schauplatz phantastischer Regatten und Schiffsparaden⁷. Das Wasser ist kein Attribut, sondern die Stadt beruht darauf. Über das Wasser kam die Kohle aus Wales, mit der die Petersburger Kraftwerke vor 1914 betrieben wurden; über das Wasser kam das Holz, der Torf, mit dem die Stadt beheizt wurde. Die ersten Energie- und Elektrizitätsstationen waren auf der Mojka und den Kanälen. Das Wasser ist eine Lebensader⁸. Die Stadt ist vom Wasser, vom Meer her verwundbar. Sie muss Forts haben, die den Zugang versperren – so war es auch verschiedentlich in allen Kriegssituationen. Angefangen von der Funktion Schlüsselburgs, der Peters- und Paul-Festung, der Anlage von Kronstadt im Jahre 1704 bis hin zu den Kämpfen im Bürgerkrieg um Krasnaja Gorka und dann im Zweiten Weltkrieg. Mit dem Meer sind wichtige Akteure verbunden, die Avantgarde der Revolution, die Matrosen. Aber auch die Auflehnung gegen das Regime in Kronstadt 1920 und der Angriff der Roten Armee Trotzkis, der über das Eis kommt. Der Leningrader Hafen wird in den 20er und 30er Jahren zum Hauptstützpunkt der Eroberung der Arktis, ein zentraler Mythos der Stalinzeit – angefangen von der Rettung des italienischen Nordpol-Fliegers Nobile durch den sowjetischen Eisbrecher "Krasin" 1928 oder den legendären Explorationen der Nord-Ost-Passage in den Jahren 1932–19359. Die Stadt im Delta ist besonders wasserabhängig, wasserempfindlich. Sturmfluten drücken die Ostsee in die Neva-Mündung und setzen die Stadt regelmäßig unter Wasser, so 1824, so 1924. Die durch Wasser übertragenen Infektionen sind Ursache von Epidemien, ständiger Choleragefahr. Viele Petersburger sind an verseuchtem Wasser gestorben. Die Ökologie der Stadt ist in besonderem Maße mit der Hydrologie verbunden. Feuer und Wasser, Brände und verseuchtes Wasser - das scheint die Hauptgefahr für die Stadt zu sein. Uferbebauungen und Feuerwachtürme sind typische Petersburger Bautypen¹⁰. Kein Bild von Sankt-Petersburg ohne die spiegelnden oder aufgewühlten Wasserflächen - bei Alexander Benois, bei Anna Ostroumova-Lebedeva, bei Mstislaw Dobuzinskij¹¹. Schießlich: der Nestor der modernen russischen Geschichtsschreibung Vasilij Kljucevskij hat von der konstitutiven Bedeutung des Flusssystems für die räumliche und verkehrsmäßige Erschließung Russlands gesprochen. Russland existiert als zusammenhängendes Ganzes gleichsam nur durch die Arterien seiner Ströme und Flüsse. Sie stellen den Zusammenhang her. Nur eine Stadt, die Anschluss an dieses System hat, kann eine wahre Hauptstadt des Russischen Reiches sein¹². Wenn man sich die Verbindung "Stadt und Wasser" durch den Kopf gehen läßt, dann spielt man verschiedene Funktionen oder Bedeutungen des Wassers dort durch: die ästhetische, die ökologische, die verkehrsmäßige, die hygienisch-sanitäre, die städtebauliche usf. Irgendwann stößt man auf Funktionen, wo es um Leben und Tod geht, wo die Frage des Verhältnisses zum Wasser ganz ernst wird. Ich habe das verstanden für die Blockade-Zeit, als der "Weg des Lebens" über das Eis des Ladoga-Sees geführt wurde oder im Sommer über die stürmischen Gewässer desselben. Eine belagerte und eingeschlossene Stadt, die vom Wasser abgeschnitten ist, ist verloren: definitiv. Sie ist zum Tod durch Verdursten verurteilt, und da sie kein Wasser zum Löschen der Brände hat, ist sie zum Tod durch Verbrennen verurteilt. Das Wasser in der Blockadezeit war von entscheidender Bedeutung für Evakuierung, Versorgung, Überleben von drei Millionen Menschen. Das Wasser, das zunächst nur eine ästhetische Bedeutung gehabt hatte – als spiegelnde Fläche – wird also zur Frage von Leben und Tod. Nach diesen Vorübungen läßt sich das Thema besser und enger fassen. Es besteht nicht nur eine räumliche und äußerlich bleibende Beziehung, sondern die räumliche Beziehung der Nachbarschaft von Belomor-Kanal und Petersburg/Leningrad ist zugleich eine wesentliche geschichtliche Beziehung. Es geht um Sankt-Petersburg im Schatten des Belomor-Kanals oder um die Rolle der Stadt im Zeitalter des Ersten Fünfjahrplans oder noch allgemeiner: um die Stadt Petersburg-Leningrad in der Zeit des Stalinismus. Im Grunde geht es um eine symbiotische Beziehung, gleichsam um eine Beziehung wie in kommunizierenden Röhren, um die Beziehung zwischen der alten Hauptstadt und einem entstehenden Zentrum der Unfreiheit und der Gewalttätigkeit, um eine Art Anus Mundi vor den Toren der alten Hauptstadt, um die Beziehung zwischen dem industriellen Zentrum der UdSSR und einem Zentrum der Zwangsarbeit. Zum Teil bewegt sich dasselbe Personal auf beiden Bühnen - sowohl die Akteure-Täter als auch die Opfer-Objekte. Man könnte auch über die Präsenz der Gewalt im öffentlichen Raum sprechen und über die Gewöhnung an das Leben Seite an Seite mit der Gewalt und dem Massensterben. Dies ist eine Präsenz sui generis. Wir kennen im Dritten Reiche keine solche - öffentliche - Präsenz und Kohabitation von Konzentrationslager und Metropole wie dies für Leningrad und Belomor-Kanal gesagt werden kann. Hiermit soll keine neue These über Öffentlichkeit im Stalinismus formuliert werden, sondern nur eine Blickwendung vorgenommen werden. Was passiert, wenn man den Ort, den Raum, in dem alles geschieht, mit dem Geschehen zusammendenkt. Es entsteht dann auch ein anderes Bild, davon bin ich überzeugt auch wenn ich dies hier nicht einmal ansatzweise ausführen kann¹³. Hierzu sollen folgende Aspekte berührt werden: (1) Der Belomor-Kanal als paradigmatisches Großprojekt der stalinistischen Modernisierung. (2) PetersburgLeningrad im Schatten des Belomor-Kanals. (3) Die Wechselbeziehung zwischen alter Stadt und stalinistischer Modernisierung. (4) Die Rettung der Stadt am Kanal in der Zeit der Blockade. (5) Die Beziehung zwischen Stadt und Kanal in der postsowjetischen Zeit.

Der Belomor-Kanal als paradigmatisches Großprojekt der stalinistischen Modernisierung

Der Belomor-Kanal ist der 227 Kilometer lange Kanal, der vom Onega-See zum Weißen Meer führt und einen Wasserweg zwischen Weißem Meer und der Ostsee herstellt. Er verkürzt den Seeweg von rund 4000 Kilometern von Leningrad nach Archangelsk oder die Reisezeit von zwölf auf drei Tage. Er stellt zudem eine Verbindung nach Leningrad und zum Marienkanalsystem her, das seinerseits den Schiffsweg nach Moskau und zur Wolga eröffnet. Er ist ein hydrotechnisches Großprojekt mit 19 Schleusen, 15 Dämmen, 45 Deichen. Er überwindet zwischen Belomorsk am Weißen Meer und der Povenecer Schleusentreppe am Onegasee in 19 Schleusen einen Höhenunterschied von 69 Metern im Süden und 102 Metern im Norden. Die Kanalstrecke ist so geschickt über eine Kette von Flüssen und Seen geführt, dass der reine Kanalneubau nur 20 Kilometer, oder 6% der Gesamtlänge ausmacht. Diese Neubaustrecke durch schwierigsten Untergrund - Fels, Findlinge hat die meisten Opfer gefordert. Die Navigationsperiode beträgt im Jahr rund 165 Tage. Der Kanal wurde trotz gigantischer Erdbewegungen – bis zu 21 Millionen cbm, davon 10 Millionen cbm Fels - und trotz der schweren klimatischen Bedingungen binnen einer unglaublich kurzen Bauzeit von rund 20 Monaten in den Jahren 1931 bis 1933 errichtet. Er kostete nach damaliger Rechnung 95 Millionen Rubel. Beim Bau des Belomor-Kanal wurde auf originale und bodenständige Materialien und Bautechniken zurückgegriffen - der Bau der Schleusenkammern und Schleusentore aus Holz (d.h. Baumstämme), die Errichtung von Wehren und Dämmen durch ganz primitive, aber wirkungsvolle Verfahren und Methoden – berühmt war damals ein "Ford des Belomor-Kanals" genanntes Vehikel zum Lastentransport. Der Weißmeer-Ostsee-Kanal kann sich mit seinen 227 Kilometern und seinen 21 Millionen cbm Erdbewegungen sehen lassen: der Suez-Kanal ist 160 km lang und erforderte die Bewegung von 75 Millionen cbm, der Panamakanal ist 81 km lang und versetzte 212 Millionen cbm, der Nordsee-Ostsee-Kanal ist 120 km lang und bewegte 180 Millionen cmb14. Man könnte noch viele andere Superlative aufführen, aber der größte Superlativ des Belomor-Kanals ist der ihn umgebende Mythos. Der Belomor-Kanal war eine, vielleicht die erste Großbaustelle des Sozialismus während des Ersten Fünfjahrplans zwischen 1929 und 1933¹⁵. Belomor ist eine Legende aus technoider Gigantomanie und Menschenverachtung. Belomor ist der erste Ort des Einsatzes von Zwangsarbeit im großen Stil, er ist einer der Gründungsplätze des Archipels Gulag. Hier hat er von Solowki aus auf das Festland

übergegriffen und sich ausgebreitet¹⁶. Entlang der Kanaltrasse sind nach begründeten Schätzungen mehr als Hunderttausend Menschen gestorben an Kälte, Erschöpfung, Krankheiten, Hunger und Arbeitsunfällen. Belomor ist wie andere Orte der Sturm-und-Drang-Industrialisierung der ausgehenden 20er und beginnenden 30er Jahre ein Symbol wie Magnitogorsk, wie die Traktorenwerke von Stalingrad, wie die Autowerke von Gorki, wie das Kombinat von Nowo-Kusnezk, wie der Staudamm von Dnjeproges. Belomor ist eine Ikone, ein lieu de memoire. Es gibt vielleicht keinen Ort, an dem so viele Menschen den Tod durch Arbeit erlitten haben, der von weltbekannten Schriftstellern und Dichter besungen worden ist. Belomor spielte zwar in den Wäldern Kareliens, aber die Welt sollte dabei sein: wir haben Fotos, die als Klassiker der Geschichte der modernen Fotografie gelten. Aleksander Rodcenko hat die Ästhetik der Arbeit auf Platten gebannt und kaum jemand erkennt in den Bildern die Orte des Sterbens¹⁷. Zum Belomor-Kanal sind Dichter und Schriftsteller aufgebrochen, um eines der eigentümlichsten und faszinierendsten literarischen Werke zu produzieren: -Belomorsko-Baltijskij Kanal imeni Stalina, Istorija stroitel'stva 1931–1943 goda, pod redakciej M. Gor'kogo, L. Averbacha, S. Firina – erschienen in der legendären Reihe der "Geschichte der Fabriken und Betriebe" im Staatsverlag OGIZ in Moskau im Jahre 1934. Die Blüte der sowjetischen Schriftsteller hatte sich an diesem Kollektiv-Opus beteiligt: Maksim Gorkij und Michail Zoscenko, Dmitrij Mirskij und Viktor Sklovskij, Vera Inber und Bruno Jasinskij, Aleksej Tolstoj und Valentin Kataev, um nur die bekanntesten von den insgesamt 36 beteiligten Schriftstellern zu nennen. Der 1934 erschienene Band wurde 1937 aus dem Verkehr gezogen und vernichtet, weil darin einige inzwischen als Volksfeinde entlarvte Funktionäre abgebildet waren wie Genrich Jagoda. Belomor-Kanal ist fester Bestandteil des Alltagsbewußtseins mehrerer Generationen geworden – als Zigarettenmarke Belomor, deren Packung aus grobem Karton die Route des Kanals abbildet. Dieses Design hat sich übrigens auch bei der neu gestylten postsowjetischen Ausgabe von Belomor – auf glattem Hochglanzkarton in leuchtenden Farben – erhalten. Ein postsowjetischer Künstler hat in einer Montage einen Zug von todgeweihten Gestalten aus dieser Zigarettenpackung herausgehen lassen. Belomor-Kanal ist nicht eine x-beliebige Großbaustelle. Er ist nicht nur ein gewaltige ökonomische Anstrengung, sondern sollte zum Ort der Verwandlung des alten Menschen in den Neuen Menschen werden, zum Ort der "perekovka", der "Umschmiedung" – wie auch die Zeitung der Lagerzone hieß¹⁸.

Wofür steht Belomor-Kanal also? Belomor-Kanal ist ein Synonym für die Schaffung des sowjetisch-stalinistischen Raumes. Von dort wird die Welt neu vermessen. Belomor ist ein Punkt auf der neuen Karte der UdSSR. Der gewaltige Raum wird umgeschrieben, die weiße Fläche wird neu beschriftet. Berge werden versetzt und Flüsse umgeleitet. Moskau wird zum Hafen der fünf Meere. Über den Kanal soll die Reise aus Leningrad, der "Wiege der Revolution",

über die Nordwestpassage in die Mündung des Ob und Jenissei und weiter zur Bering-Straße in den Pazifik gehen. Gleichsam eine Neuentdeckung der Neuen Welt im 20. Jahrhundert. Alles ist möglich für den, der nur will. Die Schwerkraft der Natur wird aufgehoben: "Der Belomor-Kanal ist das erste Glied des Stalinschen Programms zur Rekonstruktion aller Wasserwege der Sowjetunion" – "Belomorskij kanal – pervoe zveno stalinskoj programmy rekonstruktcii vsech vodnych putej Sovetskogo Sojuza"19. Belomor-Kanal ist der Sieg des Menschen über die Natur. Die Natur Kareliens, die so reich ist, muss besiegt werden, bevor sie ausgebeutet werden kann. Der Sieg des Menschen über die Natur ist wie ein Sieg im Krieg. Die Schlacht um das "Gold Kareliens" – das Holz – ist im Gange. Naturaneignung geht in militärischer Form vor sich. "Kanaloarmejcy", das klingt wie "Krasno-armejcy". Es wird gestürmt, Banner werden vorangetragen, Schlachten werden geschlagen²⁰. Belomor-Kanal ist der Ort, an dem aus "Schädlingen" nützliche Mitglieder der Gesellschaft, aus Kriminellen arbeitssame, tüchtige Menschen, aus Asozialen sozial denkende und engagierte Menschen werden. Belomor-Kanal – die Schmiede des Neuen Menschen²¹. Belomor-Kanal ist die Realisierung von etwas, wovon die vorangegangenen Generationen nur geträumt hatten. Erst der Arbeiter- und Bauernstaat hat Ernst gemacht. Es bedurfte der Sowjetunion Stalins, um einen uralten Traum von der Verbindung der zwei Meere Wirklichkeit werden zu lassen. Der Weg zwischen Ostsee und Weißem Meer ist uralt. Bis auf den heutigen Tag kann man in den karelischen Wäldern die Schneise, die "Petrovskaja proseka", die "Osudareva doroga", auf der Peter der Große die Schiffe vom Weißen Meer in die Flüsse, die zum Onega-See führten, schleppen ließ sehen. Kaufleute aus Petersburg, aus Petrozavodsk und Archangel'sk hatten im 18. und dann noch einmal im 19. Jahrhundert schon die Idee vom Kanalbau. Die legendäre "Freie Ökonomische Gesellschaft" in Sankt-Petersburg hatte sich 1867 schon mit dem Projekt beschäftigt. Die Landenge stimulierte die Phantasie: Schleppstellen, Pferdebahnen von Povenec nach Kem, eine Eisenbahnstrecke in Konkurrenz zu den Kanalprojekten. Es musste erst die proletarische Revolution kommen, um Projekte wie Belomor-Kanal oder die Turkssib zu bauen. Belomor-Kanal oder Belbaltlag sind eine Welt für sich, ein Mikrokosmos der Sowjetunion Stalins, eine Siedlung sui generis: eine Lagerzone, bestehend aus einem unglaublichem Völkergemisch, in dem alle Sprachen zu hören sind, die Leute, Zwangsarbeiter wie freie Arbeiter, kommen von überallher – aus Turkmenistan, der Ukraine, Weißrussland, dem Donbass, aus Baku. Von überallher kommen auch die Aufseher, die Kommandanten der OGPU. Es ist eine Ansammlung der fantastischsten Lebensläufe, wie sie anderthalb Jahrzehnte Krieg, Revolution, Bürgerkrieg, Emigration, Flucht, Wanderung durch ganz Europa zustande bringen²². Gleichsam die ganze UdSSR findet sich für den Zeitraum 1932-1934 in der Kanalzone ein. Die Kanalzone wird zu einer Hauptstadt des Archipels, zu einem "Museum der Konterrevolution", zu einer Meisterklasse der Tschekisten der ersten Stunde. Lagerleben an der Trasse ist eine spezifische Lebensform: dort gibt es verschiedene Klassen, eine spezifische Hierarchie, einen merkwürdigen Alltag. Dort gibt es Restaurants, Agitbrigaden und Zeitungen, es gibt ein Museum und Grundschulen, in denen man lesen und schreiben lernt, es gibt Opernaufführungen. Vorträge über Einsteins Relativitätstheorie oder über die russische Faust-Übersetzung. Ein berühmtes Rodtschenko-Foto, für das heute auf Auktionen Hunderttausend Dollar gezahlt werden, zeigt das Blasorchester bei der Einweihung einer Schleusenkammer. Es gibt Belmor-Dichter; Terent'ev, Kremkov, Karelin, Kroskin, Dorofeev u.a. Es finden sich bildlich auf einem "Abfallhaufen der Geschichte" – die Repräsentanten der untergehenden Klassen: Kulaken, Kulakensöhne, Popen, Prostituierte, Nep-Leute, Mullas aus Aschchabad und Aktjubinsk, Intellektuelle aus Petersburg/ Leningrad. Die Inbetriebnahme der Schleusen ist ein gro-Ber und makabrer Festtag mit Blasorchestern und Massenauftritten von Chören. Es gibt eine Zeitung "Theater und Kino". Es gibt ein Orchester, besetzt mit Absolventen des Moskauer Konservatoriums. Es gibt eine Aufführung von "Carmen" und "Mister stupid" sowie Transvestiten-Aufführungen. Eine eigene Oper "Plotina Nr.6" wird von Igor Vajss, einem professionellen Bachinterpreten, komponiert. Und endlich ist der Augenblick gekommen, da das erste Schiff – es heißt: "Der Tschekist" – die Schleuse passiert. Ein Schiff in den Wäldern von Karelien! Der Kanal ist, wie es heißt: "Okno vo mir" - "Fenster zur Welt". Die Lagerzone wird aufgelöst nach der Fertigstellung des Baus im Jahre 1934. Die Baracken werden abgebaut zur Wiederverwendung beim Bau des Moskva-Wolga-Kanals, die Ingenieure und Tschekisten ziehen weiter, viele Häftlinge werden in die Freiheit entlassen, wenn sie überlebt haben. Aber Zehntausende bleiben zurück in den Sümpfen und Wäldern Kareliens²³. Zusammenfassend: Der Belomor-Kanal ist ein Signum der Stalinschen Sowjetunion – als physisch-geografischer Ort, als Symbol und Ikone.

Die Stadt im Schatten des Belomor-Kanals

Wenn man auf die Karte sieht, dann ist Leningrad die Hafenstadt am "Weißmeer-Ostsee-Verkehrsweg namens Stalin". Diese Verbindung ist nicht retrospektiv konstruiert, sondern sie existierte wirklich und wurde auch von den Zeitgenossen als solche wahrgenommen. Leningrad war der wichtigste Seehafen – Tallinn, Riga, Kaliningrad gab es damals noch nicht als sowjetische Häfen. Über Leningrad ging mehr als die Hälfte des gesamten sowjetischen Exports und der allergrößte Teil des Imports. Leningrad war die Hauptstadt des "Russkij Sever", die wahre "Hauptstadt des Nordens". Leningrad war der Ort, der nicht nur die ganze Sowjetunion, sondern auch speziell diese Großbaustelle des Ersten Fünfjahrplans mit Spezialisten, Facharbeitern und Arbeitern versorgte. Der größte Teil des technischen und Ingenieurpersonals – allesamt "Schädlinge", die sich durch ihre Arbeit am Kanal bewähren und umerzogen werden sollten - stammt von den

Petersburger und Leningrader Kaderschmieden der technischen Intelligenz. Die verdienten Ingenieure V.N. Maslov, S.J. Zujk, die Ingenieure K.M. Zubrik, N.I. Chrustalev, A.G. Ananev, Werzbickij u.a. – sie kommen fast alle von den Eliteschulen des Technologischen Instituts oder vom Institut für Zivilingenieure und dem Institut für Verkehrswege²⁴. Unter den Meisterorganisatoren des Belbalt-Lag sind Prominente der OGPU wie Jakov Rapoport, Abram Rottenberg, Naftali A. Frenkel, Semjon Firin und G.D. Afanas'ev, aber auch Leute aus dem Leningrader Sicherheitsapparat²⁵. Aus Leningrad ergießt sich ein ständiger Strom von Verhafteten und Verurteilten in die Kanalzone. Die Zentren der Kanalzone - zuerst Solovki, dann Kem, später Medvezegorsk - füllen sich mit Spezialisten und Intellektuellen aus der alten Hauptstadt. Es findet ein regelrechter Brain drain statt, ein Transfer an Intelligenz und Kultur. Teile der Petersburger, Petrograder und Leningrader Gesellschaft treffen sich wieder in Solovki, Kem und Medvezegorsk. Viele setzten unter veränderten Bedingungen ihre Arbeit dort fort. Nikolaj Anziferov baut ein Museum auf, beschäftigt sich mit Topographie, Petrographie, Geologie. Der Erfinder der modernen russischen urban studies und der Exkursionistik entwirft eine spezielle Route entlang der Kanaltrasse, gleichsam eine historische Exploration des Gulag. Es entwickelt sich eine Art von gesellschaftlichem Leben mit Vorträgen, Rezitationen, Aufführungen, Buchvorstellungen. Man findet unter den Vortragenden herausragende Gestalten des russischen, genauer: Petrograder Geistes- und Kulturlebens: Der Historiker und Philosoph Aleksej Losev spricht im Klub der GPU-Mitarbeiter über die Relativitästheorie, er las außerdem einen Kurs über Materialismus. V.S. Razdolskij spricht über Bachtins Buch zu Dostojewskij. A.A. Mejer, der über Goethe spricht, hatte Anziferov gesagt, er fahre jetzt in die "Hauptstadt der russischen Intelligencija" – und er meinte damit den Verwaltungsmittelpunkt der Lagerzone Medvezegorsk. Der Belomor-Kanal war in Leningrad präsent: es gab ein lebhaftes Hin und Her zwischen Lagerzone und Stadt - Ingenieure, Konstrukteure, Geologen, Prospektoren, Entlassene und neu Verurteilte. Die Leningrader Führung tauchte immer wieder in der Lagerzone auf - Anziferov durfte einmal dem Leningrader Parteiboss Kirov das von ihm eingerichtete Museum in Medvezegorsk zeigen. Auf dem Nevskij-Prospekt standen, so sagte die Lager-Fama, die Porträts der Bestarbeiter von der Kanalbaustelle. Belomor-Kanal war nicht außerhalb der Welt, nicht in einem Jenseits, sondern als Teil des 1. Fünfjahrplans prominenter Bauplatz der neuen Welt. Es gab nichts zu verbergen oder zu verstecken. Belomor-Kanal war ganz nah. Bedeutende Leningrader Schriftsteller waren Mitautoren des Aufsehen erregenden Werkes über den Belomor-Kanal, den man in den Buchläden sehen und kaufen konnte. Die Gewalt war kein Geheimnis der karelischen Wälder. Leningrad, die alte Hauptstadt, ist in gewissem Sinne zum Hinterland der sozialistischen Großbaustelle geworden. Sie versorgt die Kanalzone mit Intelligenz, Organisatoren, Fachkräften, Know-how. Es findet ein ständi-

ger Transfer lebendiger Energie aus der alten Hauptstadt auf diesen Schauplatz des Neuen Russland statt. Zusammenfassend: Leningrad war eine Stadt am Kanal, vor aller Metaphorik: als wirkliche Hafenstadt, integriert in die Welt einer äußerst gewalttätigen Umgestaltung Russlands.

Die Umschmiedung einer Stadt. Leningrad und die stalinistische Modernisierung

Was passierte mit Leningrad in der Zeit des 1. Fünfjahrplans und überhaupt während der Stalinzeit? Kann man auch von einer "perekovka", einer Umschmiedung der Stadt sprechen? Wie paßt das aber zusammen mit der verbreiteten Vorstellung, dass die Stadt an der Neva weitgehend unberührt geblieben sei von Eingriffen der Stalinzeit? Vieles spricht dafür, dass man auch von einer Stalinschen Transformation der Stadt sprechen muss. Leningrad in den 30er und 40er Jahren – das ist ein weites, kaum bearbeitetes Forschungsfeld. 26 Die Parallele von Peter dem Großen und Stalin, zwischen dem Petrinischen Reformprojekt und der Stalinschen forcierten Industrialisierung und Modernisierung ist immer wieder – im Roman von Aleksej Tolstoj, vor allem aber in Bildern und im Film – angesprochen worden. Auch im Belomor-Kanal-Buch und an anderen Stellen wird das petrinische Kanalbauprojekt und dasjenige Stalins in Beziehung gesetzt. Peter hatte Visionen und einige davon sind auch ausgeführt worden. Etwa der 1719 zwischen Neva und Volchov, parallel zum Ufer des Ladoga-Sees geführte große Kanal, der es ermöglichte, dem stürmischen See, dem alljährlich Hunderte von Schiffen zum Opfer fielen, auszuweichen, und der es darüber hinaus ermöglichte, einen Schiffsweg zur Wolga und Moskwa zu eröffnen - über das Marienkanal-System²⁷. Auch hier gibt es Aktivisten und Ingenieur-Diktatoren wie Peters Freund und militärischen Befehlshaber Münnich, der den Kanalbau leitete. Auch hier gibt es Zehntausende von abkommandierten leibeigenen Bauern und Soldaten, die den Kanal, die Schleusen, die Uferbefestigungen errichten und mit ihrem Leben bezahlen. Der Kanal ist ein alter Traum und immer wieder versucht worden: 1730 als auf dem Peter-Kanal von Novaja Ladoga nach Schlüsselburg der Schiffsverkehr aufgenommen wurde, 1802 zwischen Sjas und Volchov. Auch die Titulierung von Petersburg/Leningrad als "Hauptstadt des Nordens" bzw. des Russischen Nordwestens ist von einer interessanten Kontinuität bis in die Stalinzeit hinein. Die Stadt war das unbestrittene industrielle Zentrum der UdSSR und war insofern der Hauptlieferant von Know-how, Technologie, Ingenieuren, Technikern, die für die Industrialisierung der UdSSR im 1. und 2. Fünfjahrplan gebraucht wurden. Die Rekonstruktion der schwer lädierten Industrien war in der NEP relativ rasch vor sich gegangen, die Industrie der Stadt arbeitete wieder. Die Stadt lieferte 10 % des wirtschaftlichen Gesamtprodukts der UdSSR. Sie war führend in Maschinenbau und Schiffbau, sie lieferte die für die Großbauten so wichtige Technologien – Martinsöfen, Bessemerbirnen, die Technik der Hochöfen - die Turbinen vor allem, Generatoren, auch Chemie-

produkte. Aus Leningrad kamen die Superlative und Avantgardeleistungen wie z.B. der erste große Eisbrecher. Krasnyj Putilovec war Vorbild für die Stalingrader Traktorenwerke und für die Automobilindustrie. Petersburg hatte auch in den 30er Jahren die höchste Dichte an wissenschaftlichen Instituten, Forschungslabors usf. Bis 1936 hatte die Akademie der Wissenschaften ihren Sitz in der Stadt. Leningrad war die technische Kaderschmiede. Von dort kamen die Geologen, die Prospektoren, die Konstrukteure, die Entwerfer der neuen sozialistischen Städte. Leningrad war der Ort der massivsten Konzentration der traditionellen alten Arbeiterklasse, die sich wieder halbwegs reorganisiert hatte, und des massivsten Einströmens von bäuerlichen Immigranten. Einerseits Hort einer traditionell-modernen Arbeiterklasse aus der vorrevolutionären Zeit überhaupt – oder ihrer Reste – andererseits die "Flugsandgesellschaft" (Moshe Lewin) einer "peasant metropolis" (David Hofman)28. Die Stadt hatte sich binnen zehn Jahren – von 1930 bis 1940 – um mehr als 1,8 Millionen Einwohner vergrößert. Sie platzte aus allen Nähten. Sie war der Ort einer beispiellosen Überbevölkerung und Verdichtung im alten Stadtzentrum²⁹. Leningrad wird voll vom Wirbel der 1. Fünfjahrplan-Jahre erfaßt. 1931 und 1939 gibt sie sich eine neue territoriale Gliederung und einen Generalplan mit gravierenden Konsequenzen bekommt sie 1939. Die Stadt wird nach vielen Jahren, ja Jahrzehnten wieder "in Ordnung gebracht" – Asphaltierung, Auswechseln der hölzernen Röhren der Kanalisation und deren Ersatz durch Betonröhren, Ausdehnung des Netzes der Wasserleitungen, Einführung von Trolleybussen, Aufbau eines Netzes von Dienstleistungen für die Massen: Bäder, Wäschereien, Küchen, Kantinen, Univermags. Leningrad baut im großen Stil: es bekommt einige bemerkenswerte Ensemble, die es in dieser Komplettheit sonst nur sehr selten gab, und es bekommt viele Einzelbauten an zentralen Stellen. Zu nennen wären: das Administrative Zentrum des Kirov-Rajons, Wohnsiedlungen und Kulturpalast am Ploscad Stacek, die Kulturpaläste auf der Petrograder und auf der Vyborger Seite sowie auf Vasilevskij ostrov, das Kirov- und Dinamo-Stadion, die Kultur- und Erholungsparks, Univermags, die Pionierpaläste, die zum Teil neu im konstruktivistischen oder postkonstruktivistischen Stil ausgeführt oder in umgebauten Adelspalais - wie dem Seremetev-Palast am Nevskij-Prospekt - untergebracht wurden³⁰. Dazu gehören große Verwaltungsbauten und Wohnanlagen am Moskovskij Prospekt oder auch das sog. "Bol'soj dom", das konstruktivistische Hochhaus des NKVD an der Ecke Spalernaja/Litejnyj Prospekt. Auch einige bedeutende Industriebauten wie das Fleischund das Brotkombinat rechnen dazu³¹. Leningrad ist auf vielfältige Weise von der frühen Stalinzeit geprägt. Es ist die erste Zeit, in der in großem Stil wieder gebaut wurde: die Nachrevolutionszeit war zu kraftlos zum Bauen, die Revolutions- und Bürgerkriegszeit war die Zeit der Umdekoration, der "Papierarchitektur", nicht des Neubaus. Auch in der NEP ging es um Wiederherrichtung und Wiederinbetriebnahme, nicht um Neubau. Leningrad hatte

großartige Architekten – Lev Rudnev, N.A. Trockij. E.A. Levinson, I.I. Fomin – die ihre Ausbildung zum Teil noch an der Kaiserlichen Akademie der Künste erhalten hatten³². Die gravierendste Frage ist aber die nach der Veränderung der spezifischen sozialen organischen Zusammensetzung der Stadt. Die Stadt hat die Reste ihrer alten Elite in den diversen Aktionen wie "Akademiceskoe delo" 1929 verloren³³. Sie hat nach der Ermordung des Leningrader Parteichefs Sergej Kirov eine neue Welle der Verdächtigung und Verfolgung hinnehmen müssen, in deren Gefolge Überreste der alten Gesellschaft – Intellektuelle, Aristokraten – aus der Stadt verschwanden³⁴. Sie hat 1937 in der sog. "Affäre des Leningrader Zentrums" ihre Parteiführung und Tausende von Funktionären verloren, darunter die Führungsspitze mit Cudov, Kodackij, Pozern, Smorodin, Ugarov und anderen³⁵. Es entsteht gleichsam eine neue Stadt, in der die alten Eliten nicht mehr tonangebend sind: weder die vorrevolutionären noch die nachrevolutionären Eliten. Die Jubiläumsfeiern 1937 – mit Einweihung von Puschkin-Denkmälern, mit dem Peter I.-Film, mit der Schiffsparade auf der Neva, mit den Fiskulturniki auf dem Schlossplatz und den Massenhinrichtungen auf dem Levasovsker Feld – zeigen, wie einschneidend die Stadt getroffen worden ist. Auch hier gibt es wieder eine Parallele. Auch in der Kanalzone gab es Massenexekutionen, wie der Gedenkstein bei Sandormochi in der Nähe von Povenec heute verkündet: "Hier wurden vom 27. Oktober bis zum 4. November 1937 1111 Häftlinge des Solovecker Gefängnisses erschossen"36. Gewiss werden weniger Kirchen gesprengt - oder nur umgebaut zu Schwimmbädern oder Sporthallen – aber von den fast 420 "Kultgebäuden" um 1913 sind vor Beginn des Zweiten Weltkrieges nur noch 13 geöffnet³⁷. Bekanntlich ging das Morden nach dem Krieg weiter mit der Exekution der Leningrader Führung um A.A. Kuznecov und P.S. Popkov und der Durchsetzung des Leningader Mini-Stalin Aleksandr Zdanov³⁸. Zusammenfassend: Leningrad findet sich in einem veränderten Russland an einer veränderten Stelle wieder. Nicht mehr Hauptstadt, aber industrielles Zentrum eines in die Industrialsierung stürzenden Landes, in dem sich die ganze Geografie, alle Koordinaten ändern. Die Stalinsche Transformation Leningrads ist m.E. ein weithin unbekanntes Kapitel. Es müsste berichten von den massiven demografischen Umbrüchen und architektonischen Eingriffen, aber auch vom Comeback der alten vorrevolutionären imperialen, nichtbürgerlichen, nicht-kommerziellen, klassizistischen ästhetischen Traditionen, vom späten Triumph des Klassizismus in Gestalt des Stalinschen Neoklassizismus über den Konstruktivismus. Dies wäre die ästhetische Version der "perekovka", vollzogen an der Stadt Leningrad³⁹.

Die Rettung der Stadt am Kanal in der Zeit der Blockade

Das Wasser wurde für Leningrad in einem Sinne lebensentscheidend, wie es sich wohl niemand hatte in den 30er Jahren vorstellen können. Leningrad war zwischen September 1941 und Januar 1944 eingeschlossene, belagerte Stadt⁴⁰. Die Stadt, die die deutsche Wehrmacht im Blitzkrieg nicht erobern konnte, sollte "sich selber auffressen", d.h. sie sollte Hungers sterben⁴¹. Aber man stirbt zuerst nicht Hungers, sondern vor Durst. Man wird keine Geschichte der Verteidigung Leningrads schreiben können, ohne die Geschichte der Verteidigung seiner Wasserleitungen, seiner Kanalisation, seines Zugangs zum Wasser, also: ohne den Kampf um Wasser. Nicht von ungefähr sind die Bilder aus der belagerten Stadt, auf denen die Frauen zur Neva und zu den Kanälen gehen und Wasser schöpfen, zentrale Bilder. Eine Stadt, die kein Wasser und keine Wasserleitungen mehr hat, geht zugrunde. Sie kann die Brände nicht mehr löschen, die von den Brand- und Phosphorbomben gezielt gelegt wurden, sie kann ihre elementaren Funktionen nicht mehr aufrechterhalten⁴². Einen Vorgeschmack von der lebensentscheidenden Bedeutung des Wassers gab es bereits im Bürgerkrieg, als im Jahre 1919 eines der Hauptpumpwerke von Petrograd Ziel eines Attentats mit einer Höllenmaschine wurde. Im Krieg werden Wassertürme, Filteranlagen, Pumpstationen und Wasserleitungen kriegswichtige, militärische Objekte. Wer sie in der Hand hat, wer sie zerstört, hat die Stadt in der Hand. Die Pumpstationen arbeiteten die ganze Belagerungszeit hindurch bis auf den 25. Januar 1942, als für einen Tag die Elektrizität ausfiel. Es war eine grandiose Leistung der Verteidiger von Leningrad⁴³. Und noch in einem anderen Sinne war das Wasser lebensrettend. Der Weg über den Ladoga-See war der Weg des Lebens: "Doroga zizni". Über den See konnten Hunderttausende in die rettende und die Stadt entlastende Evakuierung gebracht werden, vor allem Kinder und Alte, aber auch ganze Industrieausrüstungen, Museumsdepots, Gemäldesammlungen, die sonst zerstört worden wären. Mit den aus Leningrad über den Ladoga-See evakuierten Industrieausrüstungen sind anderswo ganz neue Industrien aufgebaut worden. Das in Leningrad durch die Evakuierungen erzeugte Vakuum wurde am Ende des Krieges durch Reparationsleistungen aus Deutschland aufgefüllt. Über das Eis des Ladogasees rollte der spärliche Nachschub in die belagerte Stadt. In der Zeit der Kriegshandlungen war übrigens auch der Belomor-Kanal tangiert. Der Kanal, gedacht als Verbindungslinie, war zur Frontlinie geworden, wurde schwer beschädigt, sodass der Verfall des Wasserwegs nach dem Krieg voranschritt. Die Stadt nach dem Krieg war leer gepumpt, und sie sog in den zwei Nachkriegsjahrzehnten fast die komplette ländliche Bevölkerung der umliegenden Gebiete – vor allem aus dem Leningrader, Novgoroder und Pskover Oblast - auf44.

Belmor-Kanal und St. Petersburg heute

Sankt-Petersburg, das in der sowjetischen Zeit doch an die Peripherie der UdSSR gerutscht war, das in der Zeit der Ost-West-Teilung Europas zu einer Stadt des Ostens geworden war, ist nach dem Ende der UdSSR dabei, wieder eine Stadt, sogar eine Metropole des Nordens zu werden.

In einem spektakulären Film von Alexander Sakurov – Russian Arch – taucht die untergegangene Arche aus den dunklen Neva-Wassern wieder an die Oberfläche. Vielleicht ergibt sich eine neue Bedeutung auch für die Verbindung zwischen den Meeren, und für die Öffnung zur Nord-Ost-Passage hin. Aber dafür dürfte der alte Belomor-Kanal nicht mehr ausreichen. Zweifellos wird aber Karelien eine Verbindungszone zwischen Russland und Finnland werden, für die Holz- und Zellulose-Industrie, für Fischfang und Jagd, für Tourismus. Der Belomor-Kanal führt durch eine sehr schöne Landschaft. Der Kanal ist aber auch ein Memorial russisch-sowjetischer Geschichte. Wer heute die Fahrt von Petersburg nach Kem und von da weiter nach Solovki unternimmt, der passiert Stationen russisch-sowjetischer Geschichte: Schlüsselburg, Izorsk, Novaja Ladoga, das erste sowjetische Elektrizitäts-Kraftwerk am Volchov, Onega-See, die Einfahrt in den Kanal bei Povenec und dann die Schleusen bis Belomorsk. Heute wirkt die Kanaltrasse verlassen. Die Natur scheint wieder vorzurücken. Das Moos, das Moor, die Wälder, die Schwärme der Mücken, die Natur, die einmal besiegt erschien, sie erweist sich nun doch als die Stärkere. In den Wäldern finden sich die Reste der Zivilisation der Zwangsarbeit: verfallene Blockhütten, mit Eisen vergitterte Fenster, sogar eine verrostete Dampfmaschine. Eine Ruinenlandschaft des russischen Eisernen Zeitalters. Petersburg ist ein Ausgangspunkt für Sightseeing-Tours ins russische 20. Jahrhundert.

Karl Schlögel ist Professor und Leiter des Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Seine Arbeiten wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Eine Kurzfassung dieses Beitrages wurde auf der Konferenz "Wasser – Stadt. 300 Jahre Sankt Petersburg" am 11. und 12. Juli 2003 im Literaturhaus in der Fasanenstraße in Berlin (vergleiche die Besprechung derselben in diesem Heft) gehalten.

Nikolaj P.Anciferov, Iz dum o bylom. Vospominanija. Moskva 1992, Kapitel über Medvez'ja gora, 374–380.

Belomorsko-Baltijskij Kanal imeni Stalina, Istorija stroitel'stva 1931–1943 goda, pod redakciej M. Gor'kogo, L.Averbacha, S.Firina, Moskva 1934, 357.

³ Belomorsko-Baltijskij Kanal imeni Stalina, Istorija stroitel'stva 1931–1943 goda, 261–262.

Ausführlichste Darstellung bisher bei: Cynthia A.Ruder, Making History for Stalin: the Story of the Belomor Canal, Gainesville/Florida 1998; vgl. auch: A.Solschenizyn, Der Archipel Gulag I–III, Reinbek bei Hamburg 1978; Sistema ispravitel' no-trudovych lagerej v SSSR, 1923–1060. Spravocnik, Moskva 1998, 162–165 (Belbaltlag). Vgl. auch: D.Dallin/B.Nicolaevski, Forced Labor in Soviet Russia, New Haven 1947; J.Arch Getty/Roberta T. Manning, Stalinist terror. New Perspectives, New York 1993; Anne Applebaum, Gulag. A History, New York 2003, 58–72.

⁵ Nikolaj P.Anciferov, Iz dum o bylom, 389.

- Die Bedeutung Petersburgs für die Kultursemiotik vgl. Jurij M. Lotman, Simvolika Peterburga i problemy semiotiki goroda, sowie V.N.Toporov, Peterburg i peterburgskij tekst russkoj literatury, in: Semiotika goroda i gorodskoj kul'tury Peterburg, Trudy po znakovym sistemam XVIII, Tartu 1984, 30–45 bzw. 4–29; M.V.Dobuzinskij, Vospominanija, Moskva 1987, sowie die Litographien in: M.V.Dobuzinskij, "Peterburg v 1921 godu", Petrograd 1923.
- Fotos von der Schiffsparade auf der Neva finden sich in: St.Petersburg in frühen Photographie. Ausgewählt und erläutert von Boris Omjotew und John Stuart unter Mitarbeit von Olga Suslowa und Lilija Uchtomskaja, München 1990, 63.
- Die Geografie und Hydrografie Petersburgs ist beschrieben in: G.A.Isacenko, "Okno v Evropu": Istorija i landsafty, S.Peterburg 1998.
- ⁹ Der Nordpol-Eroberungs-Mythos in der Stalinzeit ist behandelt in: John McCannon, red Arctic. Polar Exploration and the Myth of the North in the Soviet Union 1932–1939 New York/Oxford 1998.
- Bis heute ist der Feuerwehraussichtsturm kalanca ein markanter Bautyp der Petersburger Stadtlandschaft.
- ¹¹ Die Vignetten zu N.P.Anciferovs Dusa Peterburg, Sankt-Peterburg 1922, stammen von M.Dobuzinskij.
- W. Kljutschewski, Geschichte Rußlands, 4 Bde, Berlin 1925–1926.
- Das Problem eines spatial turn in der Kulturgeschichte wird ausführlich behandelt in meinem Buch: Karl Schlögel, Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München 2003.
- Die Angaben sind zusammengestellt nach dem Enzyklopädie-Eintrag "Kanaly" in: Bol'saja Sovetskaja Enciklopedija, tom 31, Moskva 1937, 217ff.
- ¹⁵ Eine genaue Analyse des Werkes Belomorsko-Baltijskij Kanal imeni Stalina, Istorija stroitel'stva 1931–1943 goda, Moskva 1934, müsste auch die Analyse der technischen und organisatorischen Details einschließen, was meistens unterbleibt (auch bei C.Ruder).
- Vgl. das Kapitel bei Solschenizyn, Bd.2, Kapitel 3: Der Archipel siedelt Metastasen ab, 65 ff.
- Darüber hat die amerikanische Historikerin Erica Wolff, die unsere Exkursion im Jahre 2000 nach Solovki begleitete, berichtet. Rodcenko hatte auf den drei Reisen, die er 1933 unternahm rund 4000 Negative produziert. Im Dezember 1933 erschien die dem Belomor-Kanal gewidmete Ausgabe von SSR na strojke. "Rodchenko lent his artisite authority to one of the most coercive and irrational projects in the Stalinist periode" schreibt Leah Dickerman, aber in der Rodcenko-Literatur und den Ausstellungskatalogen findet sich darüber nichts. Zahlreiche Fotos in dem Belomor-Band von 1934 stammen ebenfalls von Rodcenko.
- ¹⁸ Abbildung des Titelblatts von "Perekovka" im Belomor-Band, 312.
- ¹⁹ Suggestive Karten zur Verkürzung des Wasserweges im Belomor-Band in der Einleitung und Seite 50.
- Vgl. Karl Schlögel, Landschaft nach der Schlacht, in: Promenade in Jalta und andere Städtebilder, München 2001, 297–310.
- ²¹ Über die Produktion des Neuen Menschen liegt inzwischen eine wachsende Literatur vor. Vgl. z.B. Derek Müller, Der Topos des Neuen Menschen in der russ. u. sowjetrussischen Geistesgeschichte, Bern 1998, vgl. dort auch die Literatur.

- ²² Die Lebensläufe der Arbeiter, der Ingenieure und der Tschekisten gehören zu den in der Analyse am meisten unterschätzten Teile – sie sind wirklich aufschlussreich.
- ²³ Die Archäologie des Belomor-Kanals wird betrieben von einem jungen Historiker aus Berkeley. Vgl. die Auskünfte in der Homepage des Solowki-Projekts <u>www.solovki.org</u>.
- ²⁴ Die Lebensläufe sind im Belomor-Buch ziemlich gut dargestellt. Über Ingenieure in der Stalinzeit vgl. Susanne Schattenberg, Stalins Ingenieure. Lebenswelten zwischen Technik und Terror in den 1930er Jahren, München 2002.
- Diese Lebensläufe können neuerdings verglichen oder kontrolliert werden durch die Angaben in: N.V.Petrov, K.V.Skrkin, Kto rukovodil NKVD 1934–1941. Spravocnik, Moskva 1999.
- Es gibt bis heute keine komplette Geschichte St.-Petersburgs/ Leningrads im 20. Jahrhundert. Nützlich ist: Blair A.Ruble, Leningrad. Shaping a Soviet City, Berkeley et al. 1990, E.V.Dmitrieva, Sankt-Peterburg. Vek XX. Sankt-Peterburg 2003; A.V.Darinskij, V.I. Starcev, Istorija Sankt-Peterburga XX. vek, Sankt-Peterburg 1997. Am umfassendsten immer noch: Ocerki Istorii Leningrada, t.IV, 1917–1941, Moskva/ Leningrad 1964. Ewa Bérard, Saint-Pétersbourg: une fenetre sur la russie 1900–1935, Paris 2000.
- ²⁷ Über den Parallel-Kanal im Ladoga-See vgl. Okno v Evropu, 267–287.
- ²⁸ Vgl. hierzu David L. Hoffmann, Peasant Metropolis. Social Identities in Moscow, 1928–1941, Ithaca 1994.
- ²⁹ Komunalka als Ort der Leningrader Zivilisation: Julia Obertreis. Jedes Haus eine "proletarische Festung"? Wohngenossenschaften in Leningrad zwischen Hausverwaltung, Klassenkampf und Kulturpolitik (1922–1937), in: St. Petersburg-Leningrad-St.Petersburg, hg. von Stefan Creuzberger, Maria Kaiser, Ingo Mannteufel, Jutta Unser, Stuttgart 2000, 162–178.
- Vgl. die entsprechenden Abschnitte in Ocerki Istorii Leningrada, t. IV, besonders 423–481; I.A.Barten'ev, Zodcie i stroiteli Leningrada, Leningrd 1963.
- ³¹ Über Mjasokombinat u.a. vgl. Zodcie Sankt-Peterburga, XX vek, Sankt-Peterburg 2000.
- ³² Inzwischen sind zahlreiche Monographien zu einzelnen Architekten-Persönlichkeiten erschienen. Kurzartikel in: Zodcie Sankt-Peterburga, XX vek, Sankt-Peterburg 2000.
- Über die geistige Situation Ende der 20er Jahre informiert neben Anciferov auch D.S.Lichacev, Vospominanija, Sankt-Peterburg 1995., vgl. auch den Dokumentenband zu: Akademiskoe delo1929–1931 gg. Dokumenty i materialy sledstvennogo dela, sfabrikovannogo OGPU, Sankt-Peterburg 1993.
- ³⁴ Vgl. V.I. Starcev, Istorija Sankt-Peterburga XX. vek, Sankt-Peterburg 1997, 119–128.
- ³⁵ Vgl. V.I. Starcev, Istorija Sankt-Peterburga XX. vek, Sankt-Peterburg 1997, 127.
- ³⁶ Über die Leningrader Topographie des Terrors vgl. Venjamin Iofe, granicy smysla. Stati, vystuplenija, esse, Sankt-Peterburg 2002, 77 ff (Problema levasovskogo mogil'nika).
- ³⁷ V.I. Starcev, Istorija Sankt-Peterburga XX. vek, 127.
- ³⁸ V.I. Starcev, Istorija Sankt-Peterburga XX. vek, 149ff.
- Ein sehr interessanter und alltagsgeschichtlich interessierter Zugang ist D.Granin, Leningradskij katalog, Leningrad 1986.
- Immer noch großartig: Harrison E.Salisbury, 900 Tage. Die Belagerung von Leningrad, Frankfurt 1989; Blockade Leningrad 1941–1945. Dokumente und Essays von Russen und Deutschen, Reinbek bei Hamburg 1992; Einen neuen Einblick in

- die belagerte Stadt gestattet der Bildband: Neizvestnaja blokada Leningrad 1941–1944, sostavitel' Vladimir Nikitin, S-Peterburg 2002.
- $^{\rm 41}\,$ V.I. Starcev, Istorija Sankt-Peterburga XX. vek, 132–148.
- ⁴² Neizvestnaja blokada Leningrad 1941–1944, sostavitel Vladimir Nikitin, S-Peterburg 2002.
- ⁴³ Faszinierend ist die Studie über die Leningrader Wasserversorgung und Kanalisation während der Blockade: Vodokanal Leningrada 1941–1945, Sankt-Peterburg 1995.
- ⁴⁴ V.I. Starcev, Istorija Sankt-Peterburga XX. vek, Sankt-Peterburg 1997, 149 ff.

Der russische Pavillon auf der Biennale di Venezia 1999 – eine Frage der Identität

Sandra Frimmel, Berlin

Die 1895 gegründete Biennale di Venezia, ist eine der ältesten und prestigeträchtigsten internationalen Ausstellungen weltweit. Die nationalen Pavillons waren in den Giardini Publici zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Ziel errichtet worden, die teilnehmenden Länder in einen künstlerischen Wettstreit treten zu lassen und so den künstlerischen Einfluss des jeweiligen Landes zu untermauern. Die Werke in den nationalen Pavillons stehen daher stellvertretend für die jüngsten Errungenschaften, Tendenzen und Strömungen in der Kunst eines Landes und repräsentieren die Aktualität der regionalen Schulen, das heißt sie repräsentieren ein nationales Moment in der Kunst, eine nationale Kunst.

Dass sich Russland nach der Perestrojka wiederholt nicht aus seiner eigenen Mitte heraus zu positionieren versuchte sondern immer noch in Abhängigkeit vom Westen, von Europa – wie zahlreiche Diskurse angefangen bei Petr Čaadaevs ,Philosophischen Briefen' in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis hin zu Boris Groys Essays Anfang des 21. Jahrhunderts zeigen – ist als Faktum nicht nur von besonderer Brisanz sondern auch von besonderem Interesse. Die Frage der Selbstrepräsentation und der Selbstfindung in Abhängigkeit von einem Anderen verbindet sich über die ihr innewohnende Problematik hinaus mit dem sonderbaren Phänomen der Gleichsetzung von russischer Identität mit Moskauer Identität sowohl seitens internationaler als auch seitens russischer Kritiker und Kuratoren. Sergei Bugaev Afrikas Teilnahme und Ausstellung an der 48. Biennale di Venezia im Jahre 1999 im nationalen Pavillon als einziger nicht in Moskau lebender Künstler – abgesehen von einigen emigrierten Künstlern - verdeutlichen diese Thematik in beispielhafter Weise.

Der Wettbewerb

Im Ergebnis eines im Jahre 1997 notgedrungenermaßen durchgeführten Projektwettbewerbes - zahlreiche Kuratoren und Künstler hatten unaufgefordert Projektvorschläge für eine Ausstellung im russischen Pavillon eingereicht – erließ das Kulturministerium im Februar 1999 eine offizielle Verordnung für einen Wettbewerb für eine Ausstellung im russischen Pavillon auf der Biennale di Venezia. Dieser wurde vom Moskauer NCCA, dem Staatlichen Zentrum für zeitgenössische Kunst, das nach 1995 und 1997 zum dritten Mal mit der Organisation der Ausstellung im russischen Pavillon betraut worden war, ausgelobt.1 Der Wettbewerb wurde in geschlossener Form abgehalten, das heißt man lud nur die bekanntesten Kuratoren und Künstler zur Teilnahme ein und begrenzte die Zahl der Bewerbungen somit stark. Leonid Bažanov, damals wie heute künstlerischer Leiter des NCCA, rechtfertigte

diese umstrittene Entscheidung, indem er anführte, dass "[d]er Wettbewerb unter Ausschluss der Öffentlichkeit [stattfand], denn es macht keinen Sinn, einen allgemein offenen Wettbewerb zu veranstalten. Wir hätten dann zahlreiche unsinnige Projekte erhalten. Wir luden alle führenden Kuratoren ein, alle wussten, wer sie sind, es gab keine Geheimnisse."² Eine wesentliche Voraussetzung für die Teilnahme an diesem Wettbewerb war auch, dass der einzelne Künstler selbst, beziehungsweise seine Sponsoren einen Teil der Kosten der Ausstellungsorganisation, und zwar jene für die Anfertigung und die Montage der Exponate, zu decken in der Lage sein musste. Nur die Kosten für die Instandsetzung des Pavillons und die Präsentation des Projektes in der Öffentlichkeit sollten vom NCCA getragen werden.3 Am 12. März kam der Expertenrat anlässlich der "Abstimmung über die Ergebnisse des geschlossenen Projektwettbewerbs von Organisationen, Kuratoren und Künstlern, die die neuesten Strömungen der zeitgenössischen russischen bildenden Kunst vertreten, für die Ausstellung im russischen Pavillon auf der Biennale di Venezia 1999⁴ zusammen. Insgesamt standen elf Projekte zur Wahl.⁵ Nach zwei Abstimmungen beschloss der Expertenrat, "1. für die Ausstellung im russischen Pavillon auf der Biennale di Venezia 1999 das Projekt ,Mir – Made in the XX. Century' (Künstler: Sergej Bugaev Afrika, Kurator: Olesja Turkina) zu empfehlen; 2. zu empfehlen, die untere Etage im russischen Pavillon auf der Biennale di Venezia 1999 für die Ausstellung des Projektes ,Ecolaboration - A Colaboration with Animals' von V. Komar und A. Melamid zur Verfügung zu stellen." Die Abstimmungsergebnisse im zweiten Durchgang gaben eindeutig Sergej Bugaev Afrikas und Olesja Turkinas Projekt den Vorzug, und an zweiter Stelle stand eigentlich der Vorschlag "Herkunft der Formen" von Josif Bakstejn, dem Direktor des ICA – Institut für zeitgenössische Kunst im ehemaligen Dachatelier Il'ja Kabakovs.7 Die Entscheidung fiel letztlich zugunsten der Arbeit von Komar und Melamid, die von Josif Bakstejn als Kurator betreut wurde.⁸ Hierbei spielten sicherlich die Ereignisse im Vorfeld der vorherigen 47. Biennale di Venezia 1997 eine wesentliche Rolle. 1997 hatte Leonid Bažanov Komars und Melamids Projekt "The People's Choice" für den russischen Pavillon ausgewählt. Nachdem das russische Kulturministerium jedoch verlauten ließ, es sei nicht in der Lage, das Projekt finanziell zu unterstützen, sahen Komar und Melamid von ihrer Teilnahme ab. Man war 1999 sozusagen bestrebt, bei dem Künstlerduo eine moralische Schuld zu begleichen. Somit wurde die zeitgenössische russische Kunst 1999 im Pavillon durch "Ecolaboration – A Colaboration with Animals" und "Mir – Made in the XX. Century" von zwei sehr unterschiedlichen Projekten repräsentiert.10 Im Folgenden soll jedoch nur die Arbeit

Bugaev Afrikas beleuchtet werden, da ihre Wahl grundlegend ist für einen kulturellen Exkurs über die Gleichsetzung russischer Identität mit Moskauer Identität.¹¹

"Mir - Made in the XXth Century"

Sergej Bugaev Afrikas gemeinsam mit seiner Kuratorin Olesja Turkina erarbeitetes Projekt "Mir – Made in the XX. Century"¹² bildete ein Konglomerat aus einem Großteil seiner umfangreicheren Arbeiten seit 1990 und hatte nahezu den Charakter einer Retrospektive des Künstlers. Im ersten, in das Thema der Installation einführenden Saal waren vier Siebdrucke aus der Serie "Anti-Lisickij" von 1991 zu sehen, mit denen Bugaev Afrika laut seiner Kuratorin

"eine Reinterpretation des berühmten Plakates Ël' Lisickijs "Klinom krasnym bej belych' unter Hinzuziehung der Tabellen Schillings, also Tabellen zur Kontrolle der Sehfähigkeit von Farbenblinden, vorgenommen hat. [...] Drei dieser Siebdrucke bezogen sich auf die Tabellen Schillings, und eine Arbeit war fast nur weiß auf weiß, das heißt, Ël' Lisickij war vertreten durch einen weißen Keil, der auf dem weißen Hintergrund nahezu vollständig verschwamm. "13

Desweiteren wurde der Patientenanzug Bugaev Afrikas gezeigt, den er getragen hatte, als er sich für eine künstlerische Aktion 1993, aus der die Ausstellung *Krymanija* 1995 im Wiener Museum für Angewandte Kunst MAK hervorging, einige Wochen in einem psychiatrischen Krankenhaus auf der Krim aufgehalten hatte. ¹⁴ Im Hauptsaal, dem von Olesja Turkina so bezeichneten Kulminationspunkt der Ausstellung, ¹⁵ befand sich die metallene 'Sphäre der Amnesie', ¹⁶ ein Stellvertreter der Erde, auf deren Boden Videoaufnahmen von psychisch Kranken, die mit Elektroschocks behandelt werden, projiziert wurden (Abb. I). Diese hatte Bugaev Afrika 1998 in einem weiteren psychiatrischen Krankenhaus auf der Krim gefilmt. Zu den Schreien der Patienten wurde Rachmaninovs 'Insel der Toten' in



Sergej Bugaev Afrika, Mir – Made in the XX. Century, 1999, Fragment:
Donaldestruction, Installation, 3. Saal, Stahlplatte aus der
Skulptur'Rabotschij i kolchoznica' von Vera Muchina, 1937, Stahltafeln

einer Bearbeitung von Brian Eno gespielt. Der Boden und die Wände des Hauptsaals waren außerdem vollständig mit Emailplatten bedeckt, auf denen sich Fotografien historisch bedeutsamer Ereignisse der russischen Geschichte des 20. Jahrhunderts aus der Zeitschrift Sovetskoe foto befanden: Fotografien der Oktoberrevolution, einiger Avantgardekünstler, Kazimir Malevičs, seiner Studenten, einer Lesung Majakovskijs, Fotografien des Ersten und des Zweiten Weltkriegs, aus der Stalinzeit, der Atombombenexplosion, des ersten Satelliten und des Weltraumflugs Gagarins. 17 Diese insgesamt 985 Emailplatten bildeten den historischen Hintergrund der Installation. "Im gesamten Raum wurde die Geschichte der sowjetischen Fotografie gezeigt, sogar die Geschichte der Sowjetunion, was weder wie eine Bestätigung der Sowjetunion noch wie eine negative Stellungnahme zu ihr wirkte, da die Fotografien gemischt hingen [...]. "18 Im dritten Saal, in dem eine Auflösung des Themas stattfinden sollte, war ein Altar aus metallischen Rebussen errichtet. Vor diesen schlug ein Pendel aus, dass Bugaev Afrika aus einer Tür gemacht hatte, die bis 1990 den Eingang in die Skulptur "Arbeiter und Kolchosbäuerin" von Vera Muchina versperrt hatte (Abb. II). 19 1990 waren Bugaev Afrika und Sergei Anufriev in Moskau mit Hilfe einer Leiter auf die Skulptur Vera Muchinas geklettert und hatten die Eingangstür der gigantischen Metallkonstruktion herausgerissen. In der Installation "Donaldestruction" wurden diese Tür sowie ein Bild der Skulptur auf Emailplatten vereint. Die aggressive Geste des Herausreißens der Metallplatte richtete sich gegen den ehemaligen Staat und eine seiner Ikonen. Sie zollte jedoch eben dieser Ikone auch Respekt, indem sie sie als Symbol der Macht anerkannte, das es zu zerstören galt. Das aus der Tür gefertigte Pendel war als Ausdruck des Schwankens zwischen der alten und der neuen Ordnung konzipiert sowie der Verwirrung, die dadurch in der Bevölkerung entstand. Es war zugleich Ausdruck der Atmosphäre der Übergangszeit von der alten zu einer neuen Ordnung. Das Pendel stand für die politische und gesellschaftliche Instabilität im sich wandelnden Russland. Es versinnbildlichte die Prozesse der Unvorhersehbarkeit in der Entwicklung des neuen Staates.²⁰ "[M]öglicherweise [sorgte das] auf der einen Seite für Beruhigung, auf der anderen Seite könnte dem einen oder anderen auch eine Metapher für eine endlose Depression in den Sinn kommen."21 Der zweite und dritte Teil der Installation kreisten um die Mechanismen des Erinnerns und des Vergessens, die sich gerade in der postsowjetischen Öffentlichkeit oftmals bemerkbar machten, und um die Möglichkeiten ihrer Heilung.

"[W]ir haben bei der Arbeit mit psychisch Kranken, die einer Elektroschocktherapie unterzogen wurden, ein bestimmtes Modell [...] der Auslöschung des Gedächtnisses eingeführt. Das heißt, die Einwirkung auf die Kranken mit elektrischem Strom bedeutet die Auslöschung konkreter Momente im Gedächtnis des Menschen. Im Rahmen langer Gespräche mit den Kranken fanden wir heraus, was eigentlich geschieht, wenn Starkstrom in ihr Gehirn fließt. Sie erzählen von schwarz-weißen Gestal-

ten und Bildern. [...] Wir sehen, dass der Mann tatsächlich eine Zerreißprobe durchmacht. [D]as ist eine Metapher für das 20. Jahrhundert, für Russland, für die Menschheit allgemein, für die Zivilisation und ihre Ursprünge. [I]m Prinzip [haben wir] ein Modell der Auslöschung des Gedächtnisses auf ein Modell der Bewahrung des Gedächtnisses projiziert. "22

Letztendlich zeigte sich "Mir – Made in the XX. Centurv"²³ auf der letzten Biennale des 20. Jahrhunderts als ein Abgesang auf die "Große Ära", die Ära des Kommunismus, der Wissenschaft, der Eroberung des Kosmos, des Christentums und der Kunst und wollte gleichzeitig zum Überdenken dieser großen Utopien und ihrer Grundlagen nach ihrem von Bugaev Afrika konstatierten Ende anregen.²⁴ Diesen gedanklichen Prozess vollzog der Künstler auf der in seinem Schaffen grundlegenden Ebene der Beziehung zwischen Arzt und Patient und dem kollektiven Unterbewusstsein. Das Bild der Welt im 20. Jahrhundert war eng mit dem Leiden der Menschen unter verschiedenen politischen Systemen verbunden, und daher musste es - so Bugaev Afrika – auch die Kunst sein. "Obwohl die Installation nicht den Krieg zum Thema hatte, so war sie doch mit der Fragestellung der sozialen Verantwortung, des Leids und des Mitleids des Menschen verbunden."25 Es ist schwer zu leugnen, dass die Welt krank ist und der Heilung bedarf – diese Position vertrat in den 1970er Jahren bereits Joseph Beuys, unverkennbares Vorbild Bugaev Afrikas. Doch obwohl der Künstler in seiner Arbeit von der Position des Kranken ausging, ist letztendlich nicht klar, wer in der Installation die Rolle des Arztes und die des Patienten einnahm – die Bevölkerung oder die Staatsmacht.²⁶ Mit "Mir – Made in the XX. Century" präsentierte Bugaev Afrika ein Bild der inneren Situation Russlands am Ende eines Jahrhunderts, geprägt von großen Ideologien und deren Scheitern. Dem lag seine spezifische künstlerische Arbeitsmethode zugrunde - die Methode der Psychoanalyse: das Spiel mit dem Un- und Unterbewussten, das sich als ein international leicht zugänglicher Zeichencode erwies. Die Installation war somit nicht nur eine Retrospektive Bugaev Afrikas selbst, sondern vor allem des russischen 20. Jahrhunderts.

Pressestimmen

Interessant ist es nun zu vergleichen, wie Bugaev Afrikas Projekt in der russischen und, exemplarisch für die internationale, in der deutschen Presse aufgenommen wurde. Im *Kunstforum International* wurde "Mir – Made in the XX. Century" als Verarbeitung der Sowjetepoche und als sich daran anschließende Loslösung von ihr gewertet – und das mit einer äußert positiven Note.²⁷ Die *Neue bildende Kunst* hingegen fällte ein anderes Urteil: "Bugaev zitiert das postsowjetische Metaphernarsenal, als wäre gerade Glasnost' ausgebrochen. Mutig ist das nicht. Originell schon lange nicht mehr."²⁸ In der russischen Presse wurde Bugaev Afrikas Projekt wohlwollend betrachtet. Ekaterina

Degot' bescheinigte dem russischen Pavillon im *Kommersant*", dass er sich

"durchaus mit den anderen messen kann. In der oberen Etage findet sich Afrika mit einem Mainstream der zeitgenössischen Kunst: eine dunkle, klaustrophobische Videoinstallation zum Thema der Elektroschocktherapie. [...] Afrika hat ein pathetisches lyrisches Werk gezeigt [...]. "²⁹

Viktor Mazin hob in der Moskauer Kunstzeitschrift *Chudožestvennyj žurnal* die historischen und sozial-kritischen Züge von "Mir – Made in the XX. Century" in Verbindung mit den Prozessen des Unterbewussten hervor, die seiner Meinung nach, obwohl sie auf westliche Betrachter einen tiefen Eindruck gemacht hätten, vom russischen Publikum übersehen worden seien.

"Gewaltanwendung für die Genesung wird gesehen als Allegorie für die Bombardierung für den Frieden. Im Moment des Elektroschocks wird das Bewusstsein des Patienten mit Hunderten von Erinnerungsbildern bombardiert. Der in der Sphäre Stehende stellt sich ein auf das Miterleben krankhafter Wahrnehmungen des Weltuntergangs. [...] Verwunderlich, dass dieser Aspekt, der einen derart starken Eindruck auf 'westliche Betrachter' gemacht hat, von den russischen Journalisten nicht bemerkt wurde. Auf paradoxe Weise wird dieser fundamentale Kontext der 'Mir – Made in the XX. Century' in den Augen jener ausgelöscht, für die Schmerz, Krieg, Qualen und Leid Alltäglichkeiten sind und nicht Sensationen. Die Aspekte des Mitleidens, des Mitfühlens wurden in dieser Arbeit, die



Sergej Bugaev Afrika, Mir – Made in the XX. Century, 1999, Der Künstler vor der Sphäre, Installation, 2. Saal

für ihre Ehrlichkeit, Aktualität und ihr Pathos, mit dem sie das pathologische Moment der heutigen Welt repräsentierte, geschätzt wurde, nicht gesehen. "³⁰

Es wird deutlich, dass man sowohl seitens der nichtrussischen wie auch der russischen Öffentlichkeit die Wahl des Projekts Bugaev Afrikas für den nationalen Pavillon guthieß. Die trotzdem geäußerte Kritik richtete sich wie bereits 1997 weniger gegen die ausgewählten künstlerischen Arbeiten als vielmehr gegen die Auswahlmechanismen. Zwar warf man Bugaev Afrika vor, sein Projekt sei nur ausgewählt worden, da er bereits bei der Einreichung seines Vorschlages einen Finanzierungsplan und Geldgeber vorzuweisen gehabt hatte, 31 doch der eigentliche wunde Punkt ist ein anderer:

"Nach den Worten eines der Mitglieder der Expertenkommission wählte man Afrika aus, weil er erstens im Westen sehr bekannt ist, weil er zweitens ein modisches Projekt vorstellte, das einer Abschlussbetrachtung des Jahrhunderts gewidmet war, weil drittens das Projekt sehr effektvoll aus visueller Sicht ist, und weil viertens der Künstler selbst die nötigen Gelder für die Verwirklichung des Projektes (200.000\$) aufbringen wird. Die Wahl Afrikas ist wahrscheinlich gar keine so schlechte. Doch der Punkt ist ein anderer. Kein anderes Land, das an der Biennale teilnimmt, führt einen Wettbewerb durch, sondern wählt aus oder ernennt die Kuratoren. "³²

Bei einer solch bedeutenden Ausstellung wie der Biennale di Venezia und der Möglichkeit einer derart prestigeträchtigen nationalen Repräsentation, bei der es um starke und aussagekräftige künstlerische Positionen geht, sind Mehrheitsentscheidungen zweifelhaft. Wie Bažanov treffend bemerkte, führt ein derartiger Wettbewerb nicht unbedingt zu einem optimalen Ergebnis, sondern nur zu "sozialer Befriedigung". ³³ Zudem war der vom NCCA ausgelobte Wettbewerb viel zu porös, er wurde zu spät ausgelobt, erreichte nicht alle potentiellen Teilnehmer und Organisatoren, die finanziellen Bedingungen waren für zahlreiche Kuratoren unannehmbar.

Ungeachtet dieser organisatorischen Ungereimtheiten kam der Wahl Bugaev Afrikas große Bedeutung zu. Sein Projekt war das erste eines Petersburger und damit das erste eines nicht in Moskau lebenden Künstlers – abgesehen von einigen emigrierten Künstlern –, das zum Zweck der nationalen künstlerischen Repräsentation ausgewählt wurde. Während der Sowjetzeit wurden ab 1918 mit der Verlegung des Regierungssitzes nach Moskau größtenteils Werke von Moskauer Künstlern in Venedig ausgestellt, und auch nach der Perestrojka änderte sich daran wenig. Daher wurde lange Zeit – und wird teilweise noch immer – russische Identität sowohl seitens russischer als auch seitens westlicher Kuratoren und Kritiker mit Moskauer Identität gleichgesetzt, was nicht zuletzt als Relikt aus einem zentralistisch organisierten Staat zu sehen ist. In den 1990er Jahren und darüber hinaus konzentrierten sich westliche Ausstellungsmacher in erster Linie auf das Moskauer Potential und schenkten der zweiten Kunstmetropole St. Petersburg nur wenig Beachtung, geschweige denn weiteren russischen Städten. Als ein Beispiel für die Verengung des internationalen Blickwinkels auf Moskau soll an dieser Stelle die Art Frankfurt 2002 dienen, die unter dem Länderschwerpunkt "Russland" drei Moskauer Galerien präsentierte.34 Abgesehen von einigen Ausnahmen Anfang und Mitte der 1990er Jahre, als sich die Petersburger Kunst nicht zuletzt dank der Bewegung der "Neuen Akademie der Schönen Künste" um Timur Novikov (1958-2002) auch in westlichen Ausstellungsräumen großer Beliebtheit erfreute, 35 wurde von westlicher Seite erst wieder 2002 im Rahmen der Ausstellung Davaj! Russian Art Now, organisiert von den Berliner Festspielen und dem MAK in Wien, der Versuch unternommen, Arbeiten nicht nur in Moskau und St. Petersburg lebender russischer Künstler auch außerhalb Russlands zu zeigen.36

Russische Identität - Moskauer Identität

Wie weit die Gleichsetzung von russischer Identität mit Moskauer Identität ging, verdeutlicht unter anderem eine Rezension der Ausstellung im russischen Pavillon 1995 von Ekaterina Degot' in der Moskauer Tageszeitung Kommersant". Zu Anfang bescheinigte sie den in Moskau lebenden Künstlern Evgenij Ass, Vadim Fiškin und Dmitrij Gutov, sie hätten ihrem Projekt die Frage "Was ist Russland?"³⁷ zugrunde gelegt. Im Zuge weiterer Ausführungen dazu, dass Russland das sei, "was sich dem [westlichen, Anm. der Verf.] Verständnis entzieht,"³⁸ ging Degot' beinahe unmerklich und wie selbstverständlich dazu über, die Antwort auf die Frage nach dem Wesen Russlands in Moskau zu suchen.

"Dabei werden die Versuche des 'Verstehens' seitens des Westens, also die Versuche, mit Worten das Programm der Moskauer Kunst zu beschreiben, eher als oberflächlich verstanden – sie sind logisch, aber begrenzt. Moskau besitzt offensichtlich ein ewiges Moment, dass sich der Logik entzieht."³⁹

Indem der Petersburger Bugaev Afrika 1999 im nationalen Pavillon russische Kunst repräsentierte, könnte man von einem Aufbrechen dieses zentralistischen Denkens sprechen. So kommentierte Viktor Miziano, Kurator der Ausstellungen im russischen Pavillon 1995 und 2003 und Chefredakteur des Moskauer Chudožestvennyi žurnal, zur Wahl Bugaev Afrikas: "Was Afrika betrifft [...] denke ich, es war gut, einen Petersburger Künstler und nicht einen Moskauer auszuwählen."40 Seine Wahl wurde als Vorbote einer sich ankündigenden Erweiterung des Focus' sowohl national als auch international gewertet. Dies gab Anlass zur Hoffnung, dass ab nun auch das künstlerische Schaffen St. Petersburgs und im Anschluss daran das künstlerische Schaffen in den übrigen großen russischen Städten stärkere Beachtung finden werde. Bugaev Afrika selbst kommentierte seine Wahl folgendermaßen:

"Zur allseitigen Verwunderung hat in diesem Jahr unser Projekt gewonnen und somit das schwierige bürokratische System verändert, das auf den Ruinen des [sowjetischen, Anm. der Verf.] Kulturministeriums errichtet wurde. Es wurde ein äußerst komplizierter Mechanismus wirksam, der üblicherweise nur auf eine Moskauer Klientel ausgerichtet ist, die für sich die Ausrichtung der diversen Ausstellungen auf der Biennale beansprucht. [...] Diese Ausstellungen waren schon immer Gegenstand einer weitreichenden Manipulation [für] Vertreter des halboligarchischen Moskauer Kreises [...].

Wir haben mit unserem Projekt zufällig [den Wettbewerb] gewonnen. Wir waren jedoch davon überzeugt, dass unsere Moskauer Brüder freiwillig nie ein so süßes Stück des Kuchens aus der Hand gegeben hätten. [N]atürlich haben wir unsere Moskauer Freunde ziemlich erschreckt. [...] In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Petersburger Kunst deutlich von jener unserer Moskauer Genossen gelöst, die sich lange Zeit sehr feindselig gegenüber der Kunst St. Petersburgs verhielten. "41

Bugaev Afrikas Erläuterungen spielten in zahlreichen Andeutungen auf die unterschwellige künstlerische Rivalität zwischen Moskau und St. Petersburg an. Er selbst begreift sich als Künstler, der seiner Wahlheimatstadt eng verbunden ist und zudem versucht, innerhalb der örtlichen Möglichkeiten zu wirken, Neues zu erschaffen und bereichernd auf das kulturelle Leben St. Petersburgs einzuwirken. So war er beispielsweise lange Zeit Chefredakteur der St. Petersburger Ausgabe des Kultur- und Lifestylemagazins Aktivist. Anlässlich der Nullnummer des Hochglanzjournals Ende 2000 kommentierte er:

"Wir wollen auf die kulturellen Prozesse dieser Stadt Einfluss nehmen und ihre soziopolitische Maschinerie vorantreiben. Dabei geht es vor allem um eine Zirkulation der Informationen, um eine Globalisierung ihrer Verbreitung. [...] Ein wichtiger Punkt, den wir mit Aufmerksamkeit aber auch Vorsicht verfolgen, ist die Stimulation und Provokation des kulturellen Lebens auf einer interaktiven Basis."42

Hieran wird deutlich, wie stark Bugaev Afrika darauf bedacht war und ist, die lokalen Strukturen zu kräftigen und sie den hauptstädtischen entgegenzusetzen, um schließlich ein ausgewogeneres Verhältnis herbeizuführen. Allerdings erfüllte sich Bugaev Afrikas Hoffnung, man hätte 1999 ein kompliziertes bürokratisches System verändert und dessen Horizont erweitert, nicht, zumindest nicht auf der Biennale di Venezia, denn die in den Folgejahren im Pavillon vertretenen Künstler lebten entweder in Moskau oder in den USA.

Dennoch findet in jüngster Zeit sowohl national als auch international ein Wandel bezüglich des auf Moskau zentrierten Denkens statt. St. Petersburg rückte anlässlich des 300-jährigen Stadtjubiläums 2003 auch mit seiner zeitgenössischen Kunstszene verstärkt ins internationale Blickfeld, was sich bisher in Fernsehdokumentationen und kleineren Ausstellungsprojekten niederschlug. In Russland selbst wird der künstlerischen Arbeit in den Regionen (okrug) in den letzten Jahren gesteigerte Aufmerksamkeit

zuteil. Im Wolgagebiet und im südlichen Ural, dem Staatlichen Bezirk Wolgagebiet (Privolžskij federal'nyj okrug) beispielsweise initiiert Sergej Kirienko, der Stellvertreter des Präsidenten in dieser Region, regelmäßig Kunstfestivals und vergibt für diese finanzielle Mittel. Zudem regte Kirienko das Projekt der "Kulturhauptstädte im Wolgagebiet" an, das derzeit von der Direktorin des NCCA in Nižnij Novgorod Anna Gor geleitet wird. Die NCCAs, die Staatlichen Zentren für zeitgenössische Kunst (Gosudarstvennye Centry Sovremennogo Iskusstva) in Moskau, St. Petersburg, Nižnij Novgorod, Kaliningrad und Ekaterinburg, sind wesentlich an der Förderung zeitgenössischer Kunst außerhalb der Hauptstadt Moskau beteiligt. 43 Diese Institutionen haben in erster Linie die Aufgabe, eine Lobby für russische zeitgenössische Kunst in Russland selbst zu schaffen, sie zu verbreiten und die Strukturen in den Städten außerhalb Moskaus zu festigen. Die NCCAs organisieren Ausstellungen, widmen sich der Forschungsarbeit, organisieren Bildungsprogramme, Konferenzen, Symposien, Workshops mit Kunstschaffenden aus dem In- und Ausland, richten in ihren Filialen Sammlungen zeitgenössischer russischer Kunst ein, geben Publikationen heraus, arbeiten Datenbanken aus und koordinieren auch die Teilnahme russischer Künstler an internationalen Ausstellungen.44 Diesen Aufgaben widmen sie sich mit allen Kräften. 45 Eine wesentliche Rolle hierbei spielen parallel zu den bereits genannten, eher nach außen gerichteten Tätigkeiten, sowohl die Definition der eigenen inneren Strukturen als auch die Selbstpositionierung in der russischen Gesellschaft, die die Basis der Arbeit der NCCAs bildet. Auf dieser Grundlage hat sich in jüngster Zeit der Bereich der künstlerischen Aktivitäten von Moskau in die übrigen größeren Städte Russlands ausgeweitet. Die Gleichsetzung von Moskauer Identität mit russischer Identität könnte somit bald hinfällig werden.

Sandra Frimmel hat Kunstgeschichte sowie Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaften an der FU Berlin und an der Humboldt Universität zu Berlin studiert. Sie arbeitet als freie Kunsthistorikerin und Journalistin in Berlin und beschäftigt sich vorwiegend mit zeitgenössischer russischer Kunst. Ihre Abschlussarbeit wurde mit dem ersten russischen Preis für zeitgenössische Kunst "Preis der Corporation General Satellite für zeitgenössische Kunst" in der Kategorie "Stipendium zur Vorbereitung einer wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiet der zeitgenössischen Kunst" 2003 ausgezeichnet.

Literaturliste

Bauermeister, Christiane, Noever, Peter (Hg.): Davaj! Russian Art Now. Aus dem Laboratorium der freien Künste in Russland. Berlin, Wien 2002.

Becker, Kathrin, Straka, Barbara: Selbstidentifikationen. Positionen St. Petersburger Kunst von 1970 bis heute. Berlin 1994.

 Biennale di Venezia. Esposizione Internazionale d'Arte della Cittí di Venezia. Venedig 1997.

- Biennale di Venezia Esposizione Internazionale d'Arte della Cittí di Venezia. Venedig 1999
- Bakstejn, Josif, im Interview mit Sandra Frimmel. Moskau, 10.10.2002. Archiv Sandra Frimmel.
- Bažanov, Leonid, im Interview mit Sandra Frimmel. Moskau, 6.11.2002. Archiv Sandra Frimmel.
- Bochorov, Konstantin, an Sandra Frimmel. Email, 28.12.2002.

 Archiv Sandra Frimmel
- Bugaev Afrika, Sergej, im Gespräch mit Sandra Frimmel. St. Petersburg, 24.10.2002. Archiv Sandra Frimmel.
 - Mir Made in the XX. Century. St. Petersburg, Rhode Island 1999.
 - Evolution of an Image: Light, Sound and Material.
 Mit Tommi Gronlund und Peter Nisunen. St.
 Petersburg 1996.
 - Donaldestruction. St. Petersburg, San Francisco 1990/91.
- Degot', Ekaterina: Venecianskaja biennale pronižana kitajskim duchom. Russkoe iskusstvo predstavleno nebogato, no dostojno. In: Kommersant" daily 102/16.06.1999, S. 9.
 - Sovremmenoe iskusstvo v priključenčeskom žanre.
 46-ja Venecianskaja biennale. In: Kommersant" daily 111/17.06.1995, S. 14.
- Expertenrat des Kulturministeriums: Protokoll der Zusammenkunft des Expertenrates. Moskau, 12.03.1999. Archiv NCCA Moskau.
- Flügge, Freitag 1999: Imitationen oder: Die 48. Biennale von Venedig. In: Neue bildende Kunst 5/1999, S. 18–35.
- Frimmel, Sandra: Kak pokazyvat' Rossiju v Venecii. In: Art-chronika 1/2003, S. 22–29.
 - Na puti iz zolotoj kletki. ,Vybor kuratora'. Nekommerčeskaja programma 14-j meždunarodnoj jarmarki ,Art Frankfurt'. In: Chudožestvennyj žurnal 45/2002, S. 80–81.
 - Vorwärts- und zurückwirken. In: taz 24.11.2000, S.15.
- Harten, Jürgen: Sowjetische Kunst um 1990. Köln 1991.
- Komar, Vitalij, Melamid, Aleksandr, Fineman, Mia: When Elephants paint. The Quest of Two Russian Artists to Save the Elephants of Thailand. New York 2000.
- Komar, Vitalij, Melamid, Aleksandr: Moscow Through the Eyes of Mikki. Moskau 1998.
- La Biennale Giardini Russland. In: Kunstforum International 147/2001, S. 118–121.
- Mazin, Viktor: Choždenija po Venecianskoj biennale '99. In: Chudožestvennyj žurnal 29/1999, S. 69–75.
- Metaphern des Entrücktseins. Karlsruhe 1996.
- Miziano, Viktor, im Interview mit Sandra Frimmel. Moskau, 7.10.2002. Archiv Sandra Frimmel.
- Molok, Nikolaj: Afrika kak vysšee dostiženie russkogo iskusstva. V vybore učastnika Venecianskoj biennale Rossija pošla svoim osobym putjom. In: *Itogi* 12(146)/23.03.1999, S. 62.
- NCCA (Hg.): Gosudarstvennyj centr sovremennogo iskusstva. Moskau 2002.

- Kalender 2002. Moskau 2001.
- Leonid Bažanov und Konstantin Bochorov an Viktor Egoryčev. Schreiben, 27.12.1999. Archiv NCCA.
- Neues Moskau. Kunst aus Moskau und St. Petersburg. Berlin, Stuttgart, Bonn 1999/2000.
- Noever, Peter (Hg.): Sergej Bugaev Afrika: Krimania. Ikonen, Monumente, Mazífaka. Wien 1995.
- Turkina, Olesja, im Gespräch mit Sandra Frimmel. St. Petersburg, 22.10.2002. Archiv Sandra Frimmel.
 - Mir sdelano v XX veke. St. Petersburg 1999. Archiv NCCA Moskau.
- Turkina, Olesja, Bugaev Afrika, Sergej: Präsentation des Projektes "Mir Made in the XX. Century' auf der Biennale di Venezia 1999 in der Galereja 21, St. Petersburg, 25.08.1999. Audiodokument. Archiv Herwig Höller.
- Vgl. Bochorov 2002. Es gab Gerüchte, dass das Kulturministerium sich zu diesem Schritt entschlossen hatte, da sich angeblich eine der umstrittensten Figuren der russischen Kunst, der Georgier Zurab Cereteli, in die Vorbereitungen der Ausstellung im nationalen Pavillon gedrängt hatte. "In diesem Jahr hat sich in die Diskussionen um Venedig der Hauptskandalschürer der russischen Kunst Zurab Cereteli eingemischt. Vor eineinhalb Monaten gab es Gerüchte, dass er Russland in Venedig vertreten wird. Schlicht deswegen, weil er bereit ist, alle Ausgaben selbst zu zahlen. [...] Davon erfahrend hat der Kulturminister eine spezielle Anordnung erlassen, die besagte, dass die "Entscheidung aller organisatorischen und künstlerischen Fragen, die in Verbindung mit der Durchführung der Ausstellung stehen,' dem Staatlichen Zentrum für zeitgenössische Kunst, geleitet von Leonid Bažanov, übertragen wird." Molok 1999, S. 62.
- ² Siehe Bažanov 2002.
- ³ Vgl. Turkina 2002, und vgl. Ncca 1999. Der Pavillon in Venedig muss wegen dem feuchten Klima in der Lagune alle zwei Jahre renoviert werden.
- Vgl. Expertenrat 1999. Zu diesem Rat gehörten Nikita Alekseev, Zeitung Inostranec und Zeitschrift Novyj Inostranec, Leonid Bažanov, Michail Bode, Kommersant" daily, Konstantin Bochorov, Leiter der Abteilung für künstlerische Programme im NCCA und Kommissar des russischen Pavillons, Michail Gnedovskij, Direktor des Programms , Kultur' des Instituts Otkrytoe obšestvo, Zachar Kolovskij, Michail Lazarev, Chefredakteur des Journals Iskusstvo, Vladimir Levašov, Aleksandr Panov, Journal Itogi, Vitalij Pacjukov, Stiftung Kazimir Malevič, Ivan Porto, Leiter der Abteilung für bildende Kunst im Kulturministerium, Elena Romanova, Galerie L, Andrej Tolstoj, Russische Akademie der Künste, Zel' fira Tregulova, Puškin-Museum für bildende Kunst, Valerij Turčin, Professor an der Moskauer Humanitären Universität MGU, Elena Cvetaeva, Direktorin des Kaliningrader NCCA, Ekaterina Andreeva, Kuratorin in der Abteilung für zeitgenössische Kunst im Staatlichen Russischen Museum, und Anna Gor, Direktorin des NCCA in Nižnij Novgorod.
- Das Projekt Jurij Šabel'nikovs ,Das Feuer der Revolution verbrennt noch unsere Herzen' beinhaltete, dass eine Künstlergruppe aus der Schule Avdej Ter-Ogan' jans zur Eröffnung der Biennale den russischen Pavillon in Brand stecken sollte, denn

das Panorama des brennenden Pavillons würde nach Ansicht der Autoren überzeugend das Bild Russlands als Phoenix verkörpern, der immer wieder aus der Asche auferstehen würde. Der Rat beschloss, diesen Vorschlag nicht in die Abstimmung einzubeziehen. ,Mir - Made in the XX. Century' von Sergej Bugaev Afrika und seiner Kuratorin Olesja Turkina hatte das Ende der großen Utopien des 20. Jahrhunderts zum Thema. Enttäuschung' unter der Kuratorenschaft von Marat Gel'man mit den Künstlern Sergej Volkov, Aleksandr Brodksij, Dmitrij Gutov, Gija Rigvava, Arsenij Savadov und der Gruppe AES wollte Arbeiten präsentieren, die weniger modern, sondern eher meditativ sein sollten. Der Schwerpunkt dieses Vorschlags lag auf der Vergänglichkeit jedes beliebigen Materials in der Kunst. Das sogenannte ,Telekommunikative künstlerische Projekt', eingereicht von Evgenij Umanskij und Irina Česnokova, sollte auf der Biennale ein interaktives und soziokulturelles Projekt vorstellen, das den imaginären Raum, der durch elektrische Strahlen im All erzeugt wird, in den künstlerischen Raum im Pavillon in den Giardini integrieren sollte. Der Vorschlag der Neuen Akademie der Schönen Künste unter der Kuratorenschaft ihres Direktors Timur Novikov mit der Künstlerin Ol'ga Tobreluc bemühte sich programmatisch um die Rückkehr des Schönen in die zeitgenössische Kunst. Die Ausstellung ,Vassilij Romanenkov: Zeugnisse' unter dem Kurator V. Pomešikov sah eine Einzelausstellung mit Zeichnungen des naiven Künstlers vor. Zudem beriet man über 'Die Herkunft der Formen', eingereicht von Josif Bakstejn mit den Künstlern Jurij Lejderman, der Gruppe AES, Oleg Kulik und Vitalij Komar und Aleksandr Melamid, über die "Ecolaboration - A Colaboration with Animals' von Komar und Melamid, über das Projekt ,Overdrive' der Kuratorin Irina Kulik mit den Künstlern Nina Kotel, der Gruppe AES, Jurij Lejderman, Gija Rigvava, Vadim Fiškin, Sergej Šutov und Aristarch Černyschev, über ,Bewegung in Richtung der jye' von den Künstlern Ol'ga und Aleksandr Florenskij, über den Vorschlag "Erzwungener Flug: Der russische künstlerische Kosmos", eingereicht von Georgij Nikič mit dem Schriftsteller Vladimir Sorokin und dem Künstler Vladimir Archipov. Vgl. Expertenrat 1999.

- 6 Ebd
- Die Projekte erhielten folgende Stimmen: "Mir Made in the XX. Century': 14 dafür, 4 dagegen, 0 Enthaltungen; "Die Herkunft der Formen': 8 dafür, 3 dagegen, 7 Enthaltungen; "Ecolaboration A Colaboration with Animals': 8 dafür, 5 dagegen, 5 Enthaltungen. Vgl. ebd.
- Nachdem Komars und Melamids Projekt für den Pavillon ausgewählt wurde, wandten sie sich an Josif Bakstejn mit der Bitte, dieser möge als Kurator ihres Projekts auftreten.
- ⁹ Vgl. Bakstejn 2002. Anstelle Komars und Melamids stellte im russischen Pavillon Maksim Kantor aus. Das Projekt ,The People's Choice' wurde 1997 letztendlich im Rahmen der Hauptausstellung der Biennale di Venezia Zukunft. Gegenwart. Vergangenheit gezeigt. Vgl. 47. Biennale di Venezia 1997.
- Neben diesen war von russischer Seite auf der 48. Biennale noch Anna Ermolaeva in der Ausstellung dAPERTutto das Hauptthema der Biennale di Venezia 1999 lautete ,APERTO über ALL' vertreten. Vgl. 48. Biennale di Venezia 1999, S. 401.
- ¹¹ Zu Komars und Melamids Arbeit ,Ecolaboration A Colaboration with Animals' siehe die Kataloge Komar, Melamid, Fineman 2000 und Komar, Melamid 1998.

- ¹² Bugaev Afrika, Sergej (Novorossijsk 1966, lebt in St. Petersburg): Mir Made in the XX. Century. Installation. Venedig 1999. Siehe hierzu den Katalog Bugaev Afrika 1999.
- ¹³ Turkina, in: Turkina, Bugaev Afrika 1999.
- ¹⁴ Siehe hierzu den Katalog Noever 1995.
- ¹⁵ Vgl. Turkina, in: Turkina, Bugaev Afrika 1999.
- ¹⁶ Siehe hierzu den Katalog Bugaev Afrika 1996.
- Ein Raketenantrieb und ein 'Pavillon eines nicht existierenden Landes', der für den Garten des tatsächlichen Pavillons bestimmt war, konnten in Venedig aufgrund von Beschränkungen bezüglich des Transportgewichts und aufgrund von Zollproblemen nicht gezeigt werden. Der 'Pavillon eines nicht existierenden Landes' steht heute auf der Peter-und-Pauls-Festung in St. Petersburg. Vgl. Turkina 1999, und vgl. Turkina 2002.
- ¹⁸ Turkina, in: Turkina, Bugaev Afrika 1999.
- 19 Fbd
- ²⁰ Siehe hierzu den Katalog Bugaev Afrika 1990/91.
- ²¹ Turkina, in: Turkina, Bugaev Afrika 1999.
- ²² Bugaev Afrika, in: Turkina, Bugaev Afrika 1999.
- In dem Wort ,Mir' schwang im Titel der Installation nicht nur die Assoziation der Welt, wie sie im 20. Jahrhundert erschaffen wurde, mit, sondern auch die gedankliche Verbindung zur Raumstation ,Mir'. Über deren Zerstörung und damit auch über die Zerstörung des eindringlichsten und einzig verbliebenen Machtsymbols der ehemaligen UdSSR wurde 1999 intensiv diskutiert, was nicht zuletzt den Anstoß für Bugaev Afrikas Projekt lieferte. Vgl. Turkina 2002.
- ²⁴ Vgl. Turkina 1999.
- ²⁵ Turkina, in: Turkina, Bugaev Afrika 1999.
- ²⁶ Vgl. Turkina 1999, und vgl. Frimmel 2003, S. 27.
- ²⁷ Vgl. La Biennale Giardini Russland 2001, S. 118.
- ²⁸ Flügge, Freitag 1999, S. 28.
- ²⁹ Degot' 1999, S. 9.
- 30 Mazin 1999, S. 73.
- Bugaev Afrikas und Olesja Turkinas das einzige im Rahmen des Wettbewerbs war, dass deutlich machte, dass der Künstler tatsächlich in der Lage war, für die Finanzierung aufzukommen, und dass dies Einfluss auf die Entscheidung des Expertenrates gehabt haben mag. Jedoch ist genauso wenig zu leugnen, dass das Konzept von "Mir Made in the XX. Century' unter den eingereichten Projekten eines der überzeugendsten war. Man muss aber hinzufügen, dass diese Finanzierung seitens Bugaev Afrikas zum Zeitpunkt seiner Wahl noch gar nicht bestand. Erst anschließend begab sich der Künstler auf die Suche nach Geldgebern. Vgl. Bugaev Afrika, Sergej 2002.
- 32 Molok 1999.
- ³³ Bažanov 2002.
- ³⁴ Siehe hierzu Frimmel 2002.
- ³⁵ Siehe hierzu u.a. die Kataloge Harten 1991 und Becker, Straka 1994; Metaphern des Entrücktseins 1996, Neues Moskau 1999/2000.
- ³⁶ Siehe hierzu Bauermeister, Noever 2002.
- ³⁷ Degot' 1995, S. 14.
- 38 Ebd.

- ³⁹ Ebd.
- ⁴⁰ Miziano 2002.
- ⁴¹ Bugaev Africa, in: Turkina, Bugaev Afrika 1999.
- ⁴² Frimmel 2000, S.15. Das Erscheinen des Journals wurde mittlerweile eingestellt.
- ⁴³ Das erste NCCA National Center for Contemporary Art in Moskau geht in seiner Entstehungsgeschichte auf die *Ermitat* zurück. Diese 1986 von Künstlern, Kritikern und Kunsthistorikern gegründete Vereinigung organisierte sowohl Ausstellungen als auch Vorträge, Symposien u.ä. zur zeitgenössischen inoffiziellen Kunst. 1988 ging die *Ermitaž* in das Zentrum für zeitgenössische künstlerische Kultur (Centr sovremennoj chudožestvennoj kul'tury) über, dessen Aufgaben überwiegend mit denen seines Vorgängers identisch waren. 1991 wurde wiederum als Nachfolgeorganisation das Zentrum für zeitgenössische Kunst (Centr sovremennogo iskusstva), kurz CCA
- Center for Contemporary Art, offiziell eröffnet, ein Zusammenschluss von mehreren Galerien und Verlagen, wo ebenfalls Vorträge gehalten und Bildungsprogramme für Kunstinteressierte abgehalten wurden. Am 11.08.1992 schließlich wurde im Kulturministerium der Erlass zur Gründung eines Staatliches Zentrums für zeitgenössische Kunst, des NCCA, in Moskau unterzeichnet. 1995 folgte die erste Filiale in St. Petersburg, 1997 jene in Nižnij Novgorod und in Kaliningrad, 1999 jene in Ekaterinburg. Vgl. NCCA 2002, und vgl. NCCA 2001.
- 44 Vgl. NCCA 2002.
- Die NCCAs in Kaliningrad und in Ekaterinburg beispielsweise geben seit kurzer Zeit eigene Publikationen über zeitgenössische Kunst heraus, die Journale *ph* (Kaliningrad) und *vkl./ vykl.* (Ekaterinburg), um das künstlerische Leben der Regionen zu stimulieren und zu dokumentieren.

Ab-Ort der Bilder. Zum filmischen Oeuvre Evgenij Jufits

Barbara Wurm, Leipzig

Die Menschen leben heute nicht in der Welt. Sie leben nicht einmal in der Sprache. Sie leben vielmehr in ihren Bildern, in den Bildern, die sie sich von der Welt, von sich selbst und von den anderen Menschen gemacht haben, die man ihnen von der Welt, von sich selbst und von den anderen Menschen gemacht hat. Und sie leben eher schlecht als recht in dieser imaginären Immanenz. Sie sterben daran. Es gibt beim Höchststand der Bildproduktion massive Störungen. Es gibt Bildstörungen, die das Leben in den Bildern und das Sterben daran enorm zweideutig werden lassen. Ein Zustand wie "Lebend-Totsein", wie "abgestorbenes Leben" breitet sich aus. Diese Unentscheidbarkeit, ob man noch lebendig oder schon gestorben ist, haftet den Bildern an, zumindest seit dem Zeitpunkt ihrer Referenzlosigkeit.¹

Wasser als zentrales Mythologem St. Petersburgs ist der archetypische Topos, im doppelten Wortsinn: Formel und Ort. Wasser ist hier Grund und Untergrund, keine "bodenständige Kultur", die Hans Belting im koreanischen Reisfeld wiederfindet,² kann sich da etablieren, höchstens eine wasserständige. Der Wasserstand ist der nächste, sich aufdrängende Topos, Überschwemmungskatastrophen, die in der Geschichte der Stadt zyklisch wiederkehren und an das verdrängte Element gemahnen, bloß um selbst wiederum zum Mythos zu werden.

Während so die Sinnflut als apokalyptisches Ende der Menschheit zur letzten Konsequenz einer in ihren mythisch-topographischen Zuschreibungen und Verortungen gefangenen Stadt wurde, existierte Petersburg aber trotzdem weiter und überlebte als Leningrad scheinbar noch viel größere Notstände. Es ist einem gewissen historischen Zynismus geschuldet, dass auf den Überlebenden die Last der Rechtfertigung zu liegen scheint. Der Überlebende ist der Untote, die Widerstandskraft seines Organismus bedarf der Explikation.

Einen möglichen Weg zeichnet Nikolaj Anciferov vor:

"Es reicht nicht aus, die Gestalt es historischen Organismus in einer bestimmten Epoche zu verstehen, man braucht eine Vorstellung davon, wie er geboren wurde und sich entwickelte, mit vielen Erfolgen, Fehlschlägen und Neugeburten, es geht also darum, das Schicksal seines Kampfes um ein historisches Sein zu verfolgen. Welchen Organismus soll man für diese Aufgabe auswählen? [...] Welcher kulturhistorische Organismus öffnet seine Seele am leichtesten und vollständigsten? Ihn zu finden ist nicht schwierig. Es ist die eigene Stadt. "3

Schon Dostoevskijs "Podrostok" ("Der Jüngling") jedoch hatte der Seele, dem Unbewussten einen Namen gegeben: "Wie aber, wenn dieser Nebel verflöge und in die Höhe stiege? – würde dann nicht mit ihm zusammen auch diese ganze modrige, sumpfige Stadt emporsteigen und wie Rauch verfliegen? Und was zurückbliebe, wäre dann nur der frühere finnische Sumpf […]." Dieses Zitat ist auch das Motto, das die St. Petersburger Kunstkritikerin Olesja Turkina der von ihr kuratierten Ausstellung "Tod im Venedig des Nordens" voranstellt.5

"Zurück in den Sumpf"könnte dementsprechend das Motto für die Bild- und Filmkunst Evgenij Jufits lauten, der gemeinhin als Begründer und theoretischer Kopf des Nekrorealismus gilt – einer Anfang der achtziger Jahre die Leningrader Subkultur dominierenden künstlerischen Bewegung,6 die auch im Zentrum der genannten Grazer Ausstellung stand. Neben Jufit waren es in den ersten wilden Jahren rund um die *Novye chudožnik*i (Neue Künstler) v.a. Oleg Kotel'nikov, Andrej "Mertvyj" ("Der Tote") Kurmajarcev, Evgenij "Debil" ("Der Debile") Kondrat'ev, Jurij "Cirkul", "("Der Zirkel") Krasev und Aleksej "Trupyr" ("Die Leiche"), die die ersten nekrorealistischen Aktionen lieferten - Expeditionen in Vorortwälder, in denen vornehmlich von jungen Männer in Matrosenjacken, Arztkitteln oder auch ohne wirkliche Bekleidung Schlägereien inszeniert wurden, die nebenbei auf Celluloid gebannt wurden. Ende der achtziger Jahre schlossen sich diesem Verbund Konstantin Mitenev, Igor' Bezrukov, Vladimir Kustov, Sergej "Serp", Vladimir Maslov und Aleksandr Anikeenko an, 1993 löste sich die Kollektivität anlässlich höherer Weihen Jufits, Serps und Kustovs im bildnerischen Sektor (u.a. Ausstellungen im Amsterdamer Stedelijk-Museum und in der Düsseldorfer Kunsthalle)7 in Autonomie auf.8

An filmischen Nekro-'Dokumenten' existieren neben den Kurzfilmen Jufits – "Sanitary-Oborotni" ("Werwolf-Sanitäter", 1984), "Lesorub" ("Holzfäller", 1985), "Vesna" ("Frühling", 1987 – m. Andrej Mertvyj), "Vepri suicida" ("Selbstmörderische Wildschweine", 1988) und "Mužestvo" ("Tapferkeit", 1988) – u.a. auch Arbeiten von Andrej Mertvyj ("Močebujcy-trupolovy"/"Urin-spritzende Leichenfischer", 1988), Igor' Bezrukov ("Čelovek kak poslednee ubežišče goroda"/"Der Mensch als letztes Obdach der Stadt", 1988; "Gost' iz Afriki"/"Der Gast aus Afrika", 1989), Aleksandr Anikeenko ("Sokrušitel' sfinktera"/"Der Zerstörer des Sphinkter", 1992; "Zadumčivaja ptica"/"Der nachdenkliche Vogel", 1996; "Azbuka"/"Das ABC", o.J.; "Jajco"/"Das Ei", o.J.) sowie Filme von Evgenij Kondrat'ev.9

Was für die Ewigkeit bestimmt ist, kommt ins Museum – Evgenij Jufits Langfilme, die sich im Tempo (statt Slapstick Turbo nun elegische Langsamkeit) und stilistisch deutlich von den frühen Arbeiten unterscheiden, weisen ein gewisses Faible für Musealisierungen auf und werden auch vorwiegend in Kinematheken und (Film-)Museen gezeigt und gesammelt. Neben dem Stedelijk Museum, dem Russischen Staatlichen Museum und den Anthology Film Ar-

chives ist es vor allem das New Yorker Museum of Modern Art, das sich der Aufarbeitung dieses außergewöhnlichen filmischen Oeuvres widmet; in Deutschland fanden Retrospektiven in Berlin und München statt. Das Museum als letzter Zufluchtsort einer bewusst nicht-lebendigen Filmkunst – das gab es schon einmal, als "Night of the Living Dead" (1968) von George A. Romero (der gewissermaßen ein Nekro-Ahnherr Jufits ist), in die Sammlung des MoMA aufgenommen wurde. Anlässlich des ersten abendfüllenden Films "Papa, umer ded moroz" ("Papa, Väterchen Frost ist tot", 1991) schrieb der Filmkritiker Sergej Dobrotvorskij:

"Den beschützenden Kreis aus Aufruhr und Skandal verlassend, beschritten Jufit und sein Ko-Autor Vladimir Maslov sofort einen engen, halbbetretenen, aber noch ganz differenzierbaren Weg der kinematographischen Tradition. Einen Weg, den vor relativ kurzer Zeit der junge David Lynch und der geheimnisvolle Ungar Jim Jarmush beschritten haben. Allgemein ist 'Papa, Väterchen Frost ist tot' einem nächtlichen Albtraum Bressons am Ähnlichsten, nachdem er Romeros 'Night of the Living Dead' flüchtig gesehen hat."

Musealisierung und Mumifizierung gehören zum unerlässlichen Repertoire postmoderner Kunst. Als Zwischenreiche sind Museen besonders geeignete Orte für die Themen und Bilder Jufits: Mumien und Vampiren gleich -"Papa, umer ded Moroz" basiert auf der Erzählung Aleksej Tolstojs "Upyr"" ("Vampir") –, zwischen Tod und Leben, Unsterblichkeit und Lebensmüdigkeit, organischem und anorganischem Zustand schwanken die Sumpf-Wesen aus dem Reich des Nekrorealismus, jener (film-)ästhetischen Bewegung, die nur in der Wasserstadt Sankt Petersburg, vielmehr in den alternativen Kanälen des Leningrader Undergrounds entstehen konnte, zu einer Zeit, als mit "Realismus" nur noch eine sinnlose Worthülle gemeint sein konnte war, oder ein letzter Überrest der mit stolz geschwellter Brust verkündeten (Über)Lebens!-Schreie sozrealistischer Helden-Legenden. "Der SozRealismus ist tot, es lebe der Nekrorealismus!", hieß es anfangs. Auch wenn die Euphorie und das Provokationspotenzial einer gewissen metaphysischen Schwere gewichen ist – "In die einstige



Ubitye molniej/Vom Blitz erschlagen, 2002

Kakophonie mischten sich schwere, tönerne Noten: das spärliche Pathos homosexueller Begierde, die Poesie der sinnlosen Heldentat und die Bewegung im geschlossenen Kreis."¹² – immer noch ist es ein Kino der (Un-)Toten und hat vermutlich deshalb als eine der wenigen Formen des subkulturellen, subversiven russischen Films überlebt.

Sein provokativer Ursprung fiel zusammen mit dem Zeitpunkt des Zugrundegehens eines Imperiums, seiner Ideologie und seiner einst renommiertesten Kunstform: "Der Tod des Kinos und der Tod im Film trafen sich an der Leiche der sowjetischen Kinematographie."¹³ Fäulnis und Verwesung, Sterben und andere Metamorphosen des (lebendig-toten) Körpers waren die Themen dieser Filmarričre-garde, pathologische und physiologische Schwellenbereiche wurden abgetastet,- erst allmählich sorgte die stilistische Behutsamkeit und Coolness der späteren Langfilme Jufits für das schrittweise Ergehen und Abgrasen der Landschaft des ,Post', des allgemeinen After history, des Endes der großen Utopien und Erzählungen, des Todes, auch jenes der Kunst und jenes der Stadt. Was bleibt, wenn die als Illusion entlarvte Textur der Stadt verdampft, ist der finnische Sumpf und die Fossilien und Knochen, die über Jahrzehnte und Jahrhunderte hinweg an den Grund verdrängt waren und zyklisch wiederkehrend an die Oberfläche gespült werden, dem Blick freigegeben und das historische, schwache Gedächtnis an Urzeiten mahnend.

Filmhistorisch leitet Jufit dieses Hinausgehen aus der Stadt, dieses beharrliche Gegenhalten gegen Wachstums- und Fortschrittsphantasien, diesen Schritt aus der Sphäre des Symbolischen heraus, aus der russischen Tradition ab, und das quasi in einem einzigen, langsamen Schwenk: "Rycari podnebesja" ("Ritter des Firmaments", 1989), ein zwanzigminütiger Film, der chronologisch und ästhetisch deutlich eine Zwischenposition im Gesamtoeuvre einnimmt - das surreale Parodieren und Karikieren sozrealistischer narrativer Folien der Kurzfilmphase (hier: der Heldenmythologien) verbindet sich mit langen Einstellungen, sich minimal verschiebenden Sequenzen und verschiedenen passagen, die keine wirklichen Übergänge sind -; "Rycari podnebesja" setzt ein mit einer überfluteten Schilflandschaft, von der aus die Kamera auf ein Tableau schwenkt, gemalt vom nekrorealistischen Mitstreiter Trupyr'. Dieses Bild stellt zwei deformierte Matrosengesichter dar, deren Hals deutlich Messerspuren aufweist, ihre Büsten recken sich aus naiv skizzierten Wellen hervor, im Hintergrund Schilf. Olesja Turkina und Viktor Mazin haben mehrmals darauf hingewiesen, dass es sich hier um eine Anspielung auf jene Szene aus Tarkovskijs Film "Ivanovo Detstvo" ("Ivans Kindheit", 1962) handelt, in der der junge Ivan auf dem Gebiet der Nazis Aufklärungsarbeit verrichten und auf dem Weg dahin einen Sumpf durchwaten muss, in dem ihm zwei gehenkte Leichen im Matrosenshirt begegnen.

Mit der Annäherung des nekrorealistischen Schaffens an den heimlichen Meister des sowjetischen Kinos – Trupyr's

Bild ist auch eines der Logos des von Jufit 1985 gegründeten ersten sowjetischen unabhängigen Filmstudios Mžalalafil'm – gelingt Jufit gleichzeitig aber die entscheidende Abkehr: Das Sterben im Kampf, die spezifisch kriegerische Feindschaft der Soldaten, die in der Historie oder in einer anderen Sujetlogik verankerten Sehnsüchte und Triebe, Ängste und Heldentaten – all das interessiert Jufit nicht. Der "Tod im Venedig des Nordens" wird hier als zeitlose Konstante behandelt, um auf der kulturellen Nullebene der Wasserlandschaften und ihrer undeutlichen Grenzen, ihrer Ausläufer und Zonen der Mischvegetation ganz eigene, idiosynkratische mythologische Bild-Räume zu etablieren. Die Sumpflandschaft wird zum zentralen, existenziell und prähistorisch verstandenen Habitat der Protagonisten Jufits. Darüber hinaus trägt sie aber auch ganz spezifische Züge einer metaphorischen Klimazone, des Territoriums des "Stillstands", das die Zeit des "Tauwetters" zurückgelassen hatte. Diese Strategie steht in einem gewissen Widerspruch zur SozArt, der wohl dominantesten Form des künstlerischen Anti-Establishments der Ausläuferjahre der Sowjetunion: "Anders als in der SozArt, einer anderen sowjetischen Kunstrichtung", schreibt Jule Reuter, "die sich besonders mit der visuellen Propaganda auseinandersetzt, verwenden sie [die Nekrorealisten] keine originalen Bildmuster, sondern schaffen eigene Bild-Welten, Gegen-Welten. [...] Die Toten werden oft im Zustand der Verwesung gezeigt, wobei der Eindruck des Abstoßenden, Makabren, Grauenhaften bewusst inszeniert ist. Sie sind zentral ins Bild gesetzt, in menschleere Räume mit weitem Horizont, über dem ab und an der Mond, ,die Sonne der Toten' scheint."14

Die Zivilisation ist an ihre Ursprünge im Sumpf und ihre evolutionären Wurzeln in der Zoologie zurückverwiesen. Kannibalen sind hier anzutreffen, und in Jufits neuestem Film auch Neandertaler. Die NekroGesellschaft ist herkömmlichen sozialen Spielregeln nicht unterworfen, sie generiert ihre eigenen; diese gehorchen jedoch einer Logik, die nur noch vom Genre selbst vorgegeben scheint. Insofern, so Jufit selbst, als seine Filme überhaupt kein soziales Moment implizieren, seien sie in vielem humaner als das "Gut-Kino" der "Gut-Menschen" – auch wenn die morbide Bezeichnung eher auf das Gegenteil schließen lie-



Derevjannaja komnata/Das hölzerne Zimmer, 1995

ße. Tatsächlich hat diese Ästhetik wenig mit Horror-Trash oder einer Nekroromantik f la Buttgereit zu tun, gewisse Gothic-Elemente sind hingegen durchaus bewusst gesetzt. Gewalt und Aggression haben in dem absurd-hypertrophen nekrorealen Kontext eine ganz andere Wirkung, als beispielsweise in Action-Movies oder realistischen Settings.

Durch die bewusste Inszenierung eines Dahinvegetierens überschreitet Jufit die vorgezeichneten religiös-metaphysischen Grenzen der russischen Filmkunst-Landschaft ebenso wie die moralischen Tabus diesseits und jenseits der offiziellen Kultur. Seine Helden sind die wahren Dissidenten, a-soziale (im Sinn von: keine sozialen Gefüge kennend, nicht: asozial), sadomasochistische Irre, homosexuelle, kindische Hüpf- und Kriechfiguren, besessene Wissenschaftler oder Vampire:

"Man kann das Nekro-Narrativ auch als Imitation des totalitären Systemen eigenen Todeskults, des falangistischen 'Viva la muerte!' auffassen. Eines Kults, welcher Rituale, theatralische Aktionen und Handlungen hervorbringt. Der Kult des Handelns, der den Kult der Vernunft, des Denkens verdrängt, manifestiert sich im Nekro-Film als Kult funktionsloser Übersprungshandlungen."¹⁵

Der Verfall der menschlichen Zivilisation, des Geistes und des Körpers wird weder beklagt noch von einem Pathos des Spirituellen oder gar einer "absoluten Kunst" überdeckt. Vielmehr wird die Degeneration zum Kultakt und konvergiert mit dem Absterben vermeintlicher ästhetischer und technischer Errungenschaften des Mediums – der Rest sind oft stumme und in Schwarz/Weiß oder Sepia gehaltene Film-/Körper-Versatzstücke, die Randzonen, Wälder, Lichtungen und Sümpfe erschließen und sich weniger mit ihrem Gesichtssinn, als vielmehr schmeckend und riechend vorantasten. Die Augen, wenn sie nicht ohnehin die einer Leiche sind, sehen kaum und blicken meist ins Leere. Auch sie selbst sind leer und tot, Wühlmaus-Augen gleich oder den Augen ausgestopfter Tiere.

Stilistisch und formal greift Jufit Grundtendenzen des russischen ,alternativen' Films, auch seine etablierten Spielformen (Tarkovskij, German, Sokurov, Balabanov) auf. Züge, die sich dort abzeichneten, die Neigung zum Morbiden und Skurrilen beispielsweise, aber auch die Vorliebe für eine ganz eigene Langsamkeit – sie lassen sich besonders in den gemeinsam mit Vladimir Maslov konzipierten Filmen "Derevjannaja komnata" ("Das hölzerne Zimmer", 1995) und "Serebrjanye golovy" ("Silberköpfe", 1998) sowie in Jufits letztem Film "Ubitye molniej" ("Vom Blitz erschlagen", 2002) erahnen. Dieser Zeitlichkeit des gemächlich-zähen Kräuselns entspricht das langsame Fließen des Wassers, der klebrige Rhythmus des Watens im Sumpf; ihr entsprechen Bilder, die nun gestochen scharf photographiert sind und dennoch scheinbar wenig Konturen haben, viele dunkle Flecken aufweisen und deren Faktur auf magische Weise unendliche Interpretations- und Imaginationsräume öffnen.

"Das große Bild duldet keine Zersplitterung. Aufgabe des Gedächtnisses ist es, eine kohärente, lückenlose Erzählung über das Ich und seine Umwelt zu konstruieren. In den Filmen von Yufit gibt es diese Art lückenlose Erzählung nicht. Seine Epoche ist die des Zerfalls der Großen Utopien. Seine Geschichten zersetzen sich. Die sich zersetzende Erzählung ist weder von einheitlicher, sich logisch entwickelnder, noch von fragmentarisch-zerrissener Art: sie ist ein Nekro-Narrativ. Sie imitiert die Logik, in dem sie sich zu einer scheinbaren Erzählung anordnet, sie ist eine quasi-Erzählung, eine Erzählung als ob, die virtuelle Erzählung der Paralogik. In Yufits Fotografien bleibt das Subjekt entweder außerhalb des Bildes oder es löst sich in einer verschwommenen Landschaft auf."16

Immer wieder begegnen wir zweifach dem Blick auf das Wasser als verunsicherndem, destabilisierenden, grenzenlosen Element: unser eigener Blick richtet sich auf die die Filme meist eröffnenden Sumpf- oder Schilflandschaften, auf Seen oder Flüsse, Bäche und Lachen. Ähnlich geht es auch den Figuren in den Filmen: "Les" ("Wald") oder "Ozero" ("See"), murmeln sie beim Blick aus dem Zugfenster ("Papa, umer ded Moroz"), und viel mehr Worte werden eigentlich auch nicht verloren. Es ist schwierig, das nekrorealistische Zwischenreich zu kartographieren, die Maßstäbe und Orientierungsleisten geraten ins Wanken. Am ehesten bildet es (feuchte) Zonen, die unterschiedliche Formen der Vegetation und der Psychopathologie zulassen. Die Peripherie bildet das Zentrum der Nekrowelt – die Stadt wird entweder bewusst verlassen oder taucht erst gar nicht auf. Mit dem urbanen Raum werden auch sämtliche Implikate der symbolischen Ordnung verabschiedet, allen voran die Sprache. Meist schweigen Jufits Zwitterwesen; den Bibern gleich halten sie sich, ihre eigenen oder fremde Körper polierend, in Teichen auf oder ernähren sich wie Ratten vom Abfall anderer ("Derevjannaja komnata"). Nicht nur zoomorphe Wesen jedoch bewohnen den NekroKosmos, auch Kreuzungen mit dem Anorganischen werden unternommen, um den Grenzen des Or-



Leonid Trupyr': Eine schwüle Nacht im Schilf

ganismus und des Lebens auf die Spur zu kommen: der Holzmensch als dystopischer Urtraum ("Serebrjanye golovy"). Anstatt zu einer neuen menschlichen Spezies mit übernatürlichen Kräften zu mutieren, verwandeln sich die menschlichen Laborratten in Werkzeuge des Todes; ihre Gehirne sind durch "mysteriöse gefährliche Krankheitserreger" zerstört worden.¹⁷

Evgenij Jufits Filme zu beschreiben, sie ihrer Wortlosigkeit, ihrer Verschwiegenheit und ihrer damit verbundenen sekundären Rätselhaftigkeit zu entbinden, ist nicht nur ein Ding der Unmöglichkeit. Es hieße auch, sie gewaltsam fortzuzerren in ein Reich, dem die Bewohner des Nekro-Kosmos selbst längst entstiegen sind: der Welt des Symbolischen, der Welt des Realen. So lange sie Erklärungen brauchen und sie suchen - wie jener Biologe aus dem , Vampirfilm', der eine Arbeit über Wühlmäuse verfassen will, schließlich aber in die Klauen einer gewaltsamen Gruppe älterer Herren in dunklen Anzügen gerät, die ihm buchstäblich die "Hosen runterziehen", ihm die Brille vom Gesicht schlagen und ihn mit Mull verbinden - so lange sie glauben, Sprache zu brauchen, eine rationale Basis, um zu kommunizieren, miteinander Kontakt aufzunehmen, sich gegenseitig als soziales Gegenüber zu akzeptieren, solange liegen sie auf dem Holzweg. Dem Biologen wird der Mund auswattiert und zugestopft, während der vermeintliche Zahntechniker ihm eine kleine Lektion erteilt: Man müsse sich mehr bewegen, mehr ,Brücken 'schlagen - Brücken schlagen im reinsten Sinn, nämlich im körperlich-sportlichen.

Brückenschlagende Menschen gibt es zuhauf in den Filmen der Nekrorealisten, und folgt man der A-Logik des Post- oder Prä-Sozialen, die hier kolportiert wird, so können zwei nebeneinander brückenschlagende Menschen als die höchste Form des erotischen oder gar sexuellen Ausdrucks gewertet werden. Andere Spielarten der sozialen ,Interaktion' sind undenkbar, und wenn es den Anschein erregt, als würden sich hier zwei Menschen begegnen, so reihen sich einander vorsichtig, aber gänzlich unemotionalisiert streichelnde Paare an Gruppierungen, in denen Gewaltexzesse zur Tagesordnung gehören. Tatsächliche Berührungen verleihen den Figuren einen Hauch an Debilität; nur spärlich versuchen hier Momente des Kurzglücks zum Durchbruch zu kommen, wie beispielsweise in der liebevollen Umarmung zwischen Großvater und Enkel in "Papa, umer ded Moroz". In der Verbindung mit anderen Organismen und Substanzen gelingt dieses physiologisch und psychologisch, puristisch' gedachte Verschmelzen oft besser: so etwa in einer Szene aus "Serebrjanye golovy", in der die wissenschaftliche Leiterin eines Experiments, bei dem Mensch und Holz gekreuzt werden, sich einen phallusartig von einem Baum abstehenden Ast in die Brust rammt. Auch das grimmig verzerrte Gesicht des ersten Versuchsobjekts jener Experimentalanordnung, sein Stöhnen und Schreien verrät, dass nur im äußersten Schmerz Emotionen möglich sind.

Die primäre Dimension des Enigmatischen liegt aber in den Bildern. In den wenigen Blicken der Protagonisten, die

ankommen, liegt ein enormes Potenzial an Sehlust. Die lustvollsten kommen Obsessionen gleich: einer magischen Faszination am Fetisch Bild oder anderen visuellen Objekten. In "Papa, umer ded Moroz" hat jeder seinen eigenen Fetisch: Der Jüngling – nicht mehr Kind, noch nicht Mann und dennoch einhundert Prozent Todessehnsucht - erhält von seinem Großvater ein seltsames Spielzeug, eine von einem Tonkegel umklebte Flasche, bespickt mit Zündhölzern; der Vater schnitzt sich einen riesigen Holzpfahl, dessen Verschwinden – seine Frau wirft ihn ins Wasser – er lautstark beklagt; der Vetter (der Biologe) wiederum pflegt sorgfältig die Photographie einer Wühlmaus. In "Serebrjanye golovy" starrt die Wissenschaftlerin gebannt auf das schmerzverzerrte Gesicht im Videobild, ihr Kollege scheint auf die mikroskopische Darstellung der verschmelzenden Holz- und Mensch-Zellen fixiert. Der Auftraggeber der geheimen Mission hingegen huldigt der Kartographie: seine mentale Landkarte ist unterteilt in Zonen unterschiedlicher Belebtheit.

"Derevannaja komnata" setzt nicht sofort mit der Wasserlandschaft ein, an der die meiste Zeit des Films verbracht wird, sondern steuert zunächst bewusst den Blick auf sie: Ein Mann legt einen Film in den Projektor. Wir sehen den Kopf eines Mannes von hinten, der seine langen Haare zusammenbindet. Offen liegen sie in Wellen und Strähnen da und geben auch wieder so etwas wie eine zäh dahinfließende Wellen-Landschaft preis. Wie sich herausstellen wird, ist der Mann Kameramann und zieht sich oft zurück, um seine Filme anzuschauen, Studien von Bibern beispielsweise, Lebewesen also, die ausschließlich im Wasser leben. In anderen seiner Filme treiben menschliche Körper – ob lebendig oder tot, weiß man nicht so genau - an den Ufern von Flüssen und Seen entlang. Die (fiktiven oder dokumentarischen) Bilder – welche Spielart des photographischen Realismus ist hier nicht entscheidend, zu weit sind wir entfernt von jeder Kategorie des Realen – werden in "Derevjannaja komnata" auf atemberaubend unaufdringliche, dennoch aber höchst enigmatische Weise in das 'Geschehen' montiert. In zyklischer Retrospektivität werden so in der Logik fiktiver Welten getrennte Sphären einer Vereinigung zugeführt, ähnlich wie sich auch die Spezies des homo sapiens zu Verbindungen und Verschmelzungen hinreißen lässt, die herkömmliche Grenzen des Möglichen überschreiten.

Der Kameramann und Filmemacher kommt den Bildern, genauer, ihrer Materialität sehr nahe. Eine Rezension vermutet hier ein Künstler-Gleichnis: "Es gibt [...] eine Reihe von Hinweisen darauf, dass der Film als abschreckende Geschichte über Künstler zu verstehen ist, die nicht die nötige Distanz zu ihrem Material wahren. Tatsächlich kommt der Filmemacher den von ihm aufgezeichneten Ereignissen so nahe, dass er schließlich keinerlei Abstand mehr hat und selbst zum Objekt und Opfer wird."¹⁸

Das Verheerende an der Distanz, die uns durch Bildausschnitt, Perspektive und Einstellungsgröße immer wieder aufgezwungen wird, ist, dass wir uns gerade aufgrund des an der Filmoberfläche reduzierten Identifikationsangebotes

in diesen scheinbar radikal Anderen selbst wiedererkennen. Fast alle Filme beginnen auf Knöcheltiefe, überall sickert Wasser durch und bedeckt die Böden, löst sie ab und wir stehen mitten drin, umgeben von feuchten Schlammmassen. In "Mužestvo" tummeln sich Männer ("Pazifisten", wie die Filmbeschreibung weiß) in überfluteten Kelleranlagen, "Papa, umer ded Moroz" setzt im Labyrinth einer Kanalanlage ein. Waren es in den frühen Kurzfilmen tief verschneite Wälder, in denen die Protagonisten zu versinken drohten, so sind es in "Derevjannaja komnata" und den anderen Langfilmen Seelandschaften und Schilfgürtel, die zum Nekro-Bio-Top werden (wobei russ. top (Sumpf) eine Art Resterscheinung der Utopie (uTOPija) darstellt)19. Jufit, so Turkina in ihrem Vortrag auf dem Symposium "Wasser – Stadt St. Petersburg", dekonstruiert die dem Wasser eingeschriebene binäre Opposition Grab -Wiege und damit die grundlegende Ordnung der Wasser-Mythologie. Das nekrorealistische Gewässer ist beides, Grab und Wiege, Geburts- und Todesstätte. Nie droht Gefahr, vielmehr lockt der Untergang – als Übergang, Transgression, Initiation, Transition. Besonders die Jünglinge sind dem Thanatos verschrieben. Ihre rites de passage führen irgendwie zurück, ins Jenseits, in Vorwelten.

Jufits letzter Film "Ubitye molniej" entlockt der Wasser-Materie schließlich auch eindeutige genderspezifische Zuschreibungen. Diesmal ist es nämlich ein junges Mädchen, das zwischen Mutter (Lehrerin, streng, dem städtischen Gefüge angehörig) und Vater (U-Boot-Kommandant, Phantast, der Insel verschrieben) hin- und hergerissen ist. Das Mädchen ist ganz der Vater, liebt die Märchen und Abenteuer, die er erzählt, liebt die Photographien, die er macht und spaziert einen Kanal entlang, der seinen und ihren Ort der Bilder miteinander verbindet und an dessen Oberfläche das Bild eines Mannes auf-taucht – wo sonst also von einer väterlich-göttlichen Figur weit und breit keine Spur ist, verweist die Erscheinung hier auch auf die Gnade der 'Sehenden'. Dennoch bleibt der jungen Frau, die zur Paläoanthropologin wird (also den diskursiv-rationalen Weg zumindest teilweise geht, den ihr die Mutter nahe legt, - Journalistin sollte sie werden), die Welt des Vaters verwehrt: jene außerkulturelle Meerestiefe, jene naividyllische Insel-Nekro-Romantik, nach der in ihrer Vorstellung der Vater wirklich ist. An diesem Ort, der ein Bild-Ort ihrer Imagination ist, entkleidet sich der Vater willkürlich und spielt mit älteren nackten Männern Ball.²⁰ Sie selbst sitzt am Computer und ist über Konferenzschaltung mit anderen Wissenschaftlern verbunden oder erinnert sich, wie sie als Kind durch die Räume des anthropologischen Museums zog (welches übrigens an den Ufern der Neva steht und von Peter I. als Kunstkammer gegründet wurde und deren Sammlung eine Unmenge physiologischer, Raritäten' und ,Abarten' zu bieten hat, - u.a. jene siamesischen Zwillinge, deren Trennung Jufits "Serebrjanye golovy" vor-führt).

Jufit sucht nach Repräsentationsformen für das Unrepräsentierbare, den Tod, den Traum, das Kino: "Death in all its paradoxical uniqueness and repetitiveness. It is always

quite a different image. It is always quite a different cinema. "21 Bilder höchster Inferiorität stehen am Ende der kurzen Geschichte des Erhabenen made in the USSR: "The all-accepting bottom of the universe swallows the sublime forms and great ideas of previous epochs. They've been digested and the expelled as in a lavatory pan and this bottom becomes the top of our reargarde art." 22

Jufits Filmbilder verhalten sich wie der Anthropologe vor Ort, der zwischen beobachtender Distanz und anteilnehmender Nähe oszilliert. Dieser nicht-museale, "natürliche' Gedächtnisort, den die verdampfende Stadt und ihre bewegte Geschichte zurücklässt, gleicht dem wiederentdeckten Nicht-Ort, nachdem sich die Wellen zurückgezogen haben. Bild- und Objektgrenzen verschwimmen buchstäblich: häufig kehrt in den Filmen das Motiv des ins Wasser geworfenen Bildes wieder. Während sich die Species homo sapiens aus vermeintlich (zwischen)menschlichen Beziehungsmustern scheinbar spielend zu lösen vermag, breitet sich beim Abschied vom Bezugsbild, bei der Trennung vom Bezugsobjekt durchaus Melancholie aus. Der Fetisch schwimmt dahin, das Wasser zeugt nur neue Formen des anamorphotischen Blicks, der Ort des Bildes zersetzt sich, seine Fixierung, seine Stabilität löst sich auf, – im dunklen Abgrund des Meeres, oder auch nur: in einem der Kanäle der Wasser-Stadt. Im Ab-Ort der Bilder.

Barbara Wurm hat Russisch, Gemanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft in Wien, Moskau, Innsbruck und München studiert. Arbeitsschwerpunkte sind Literatur-, Film- und Medientheorie sowie kulturwissenschaftliche Themen mit Bezug auf Russland und die Sowjetunion. Derzeit beim Int. Leipziger Festival für Dokumentar- und Animationsfilm tätig; Projekte mit dem Institut für Slavistik der Humboldt-Universität zu Berlin.

- Kamper, Dietmar: Bildstörungen. Im Orbit des Imaginären. Stuttgart 1994, S. 7.
- Vgl. Belting, Hans: Der Ort der Bilder. In: ders. u. Lydia Haustein (Hg.): Das Erbe der Bilder. Kunst und moderne Medien in den Kulturen der Welt. München 1998, S. 34–53, 35.
- Anziferow, Nikolai: Die Seele Petersburgs [1922]. Mit einem Vorwort von Karl Schlögel. Aus dem Russischen von Renata von Maydell. München u. Wien 2003, S. 53f.
- Dostoewski, Fjodor: Der Jüngling. München u. Zürich 1996, S. 216.
- Vgl. Turkina, Olesja: Tod im Venedig des Nordens. In: cnб.bildende.diskurs.film.rock. Aktuelle Kunst aus Petersburg. Hg. v. Herwig Höller, Judith Schwentner u. Bernhard Wolf. Graz 2003, S. 10–13.

- Vgl. Mazin, Viktor: Kabinet nekrorealizma: Jufit i. Psicho/Techno. Sankt-Peterburg 1998; Graham, Seth (Hg.): necrorealism. Contexts, History, Interpretations. Pittsburgh 2001.
- ⁷ Im sächsischen Hellerau kam er sogar zu einer Vorzeigeedition mit Sammlerwert: Nekrorealismus in Hellerau. Berlin, Hellerau u. Sankt Petersburg: Edition Maldoror 1994; zur Rezeption des Nekrorealismus im Rahmen der Gegenwartskunst vgl. Reuter, Jule (Hg.): GegenKunst in Leningrad Szenische Bilder aus der inneren Emigration. München 1990, S. 67–72 sowie: Becker, Kathrin u. Barbara Straka (Hg.): Positionen St. Petersburger Kunst von 1970 bis heute. Selbst-Identifikation. Berlin 1995.
- Vgl. die Einträge zum Nekrorealismus auf http://www:-guelman.ru/frei/macht/vesti67.htm und Viktor Mazins Beitrag auf http://www.glazychev.ru/alternativa.msk.ru.
- ⁹ Vgl. u.a. Ljalina, Ol'ga: Russischer Film-Underground 1984–1994: Das, Parallele Kino'. In: Balagan 1 (1995), H. 1, S. 132–146; Höller, Herwig u. Bernhard Wolf: Parallel'noe Kino. Drei russische Filmnächte. Wien, Mai 1999; http://www.cinefantom.org; die Beiträge in: Iskusstvo Kino 6 (1989) u.a.
- Masha Godovannaya sorgte 2001 für Retrospektiven in Pittsburgh und in den New Yorker Anthology Film Archives; in Deutschland gab es neben vereinzelten Festival-Screenings im Berliner Filmkunsthaus Babylon (anlässlich des Symposiums "Wasser Stadt St. Petersburg") eine kleinere, im Münchner Filmmuseum (Januar 2004) eine komplette Retrospektive der Filme Evgenij Jufits. Dank an Bernd Buder, Rosalinde Sartorti (Berlin) und besonders Klaus Volkmer (München) für die großartige und -zügige Unterstützung!
- Dobrotvorskij, Sergej: Papa, umer nekrorealizm (Papa, der Nekrorealismus ist tot) [1993]. In: ders.: Kino na oščup'. Sankt-Peterburg 2001, S. 82–84, hier: S. 83f.
- ¹² Dobrotvorskij: Papa, S. 82.
- ¹³ Ljalina: Russischer Film-Underground, S. 138.
- ¹⁴ Reuter: GegenKunst, S. 68–70.
- Mazin, Viktor: Das große Bild verschwindet. Yufit erscheint am Horizont. In: Barsch, Barbara, Kathrin Becker und Ev Fischer (Hg.): Neues Moskau. Kunst aus Moskau und St. Petersburg. Berlin 1999, 120–125, hier: 122.
- ¹⁶ Mazin: Das große Bild verschwindet, 121f.
- ¹⁷ Evgenij Jufit, zit. n. Mazin: Das große Bild verschwindet, S. 123.
- Variety, Film Reviews, August 14–20, 1995, zit. n. Maslov: Das große Bild verschwindet, S. 125.
- ¹⁹ Auch dieser Wortspiel-Gedanke kommt von Olesja Turkina.
- Zur Homosexualität in den Filmen Jufits vgl. Campbell, Thomas: Homosexuality as Device in Contemporary Petersburg Art. Berkeley 2003 [Typoskript].
- Mazin, Viktor: From Cabinet of Necrorealism: Iufit and. In: Graham (Hg.): necrorealism, S. 28–52, hier: S. 28.
- Postcommunist Postmodernism An Interview with Mikhail Epstein, zit. n. Berry, Ellen E. u. Anesa Miller-Pogacar: A Shock Therapy of the Social Consciousness: The Nature and Cultural Function of Russian Necrorealism. In: Cultural Critique. Fall 1996, S. 185–203, hier: S. 186.

Petersburg an den Rändern

Arkadij Dragomoščenko, St. Petersburg

Bilder verwandeln das Auge in ein neugieriges Tier. Seiner Pupille erscheint Petersburg mühelos als Postkartensammlung in flüchtigen Widerspiegelungen von Gesprächen über das eigene Schicksal. Ebenso leicht ist es mit Zinnsoldaten zu spielen – die Figur mal näher, mal weiter weg, der Rauch eines Puppengefechts, Geschichte im Maßstab, kein Tod, Becher klirren; das Gespräch jedoch wird über das Tischtuch, das Regelfeld hinaus verlegt. Die Landschaft unveränderlich. Das Inhaltsverzeichnis ausradiert bis löchrig. In den Löchern blitzt ab und zu die Sonne der weißen Nächte auf. Auf meiner Rechnung, sagen wir, dritter Juni und Schnee auf dem Laub. Wenn man dieses Licht nur verkaufen könnte, wir würden leben wie in Kuwait - bis zum vollständigen Ruin Hollywoods. Im Juli erlischt das Feuer der Musik, das Licht wird dunkel, die Beute aus Übersee bedeckt sich mit der Patina des Zufalls, und hinter dem Rücken taucht ein Trugbild auf, wieder eine goldene Saison. Aber die Vergoldung gelingt nicht. Der eine hat einen Pokal, ein anderer einen Telefonhörer, wieder ein anderer das absolute Wissen von geografischen oder – im schlimmsten Fall – Spiel-Karten; die meisten Umstände erscheinen viel verworrener als noch im Frühling oder einfach voriges Jahr. Durchsichtig ist nur die Mathematik, alles andere sucht seinen Vorteil oder Exil in der Geschichte.

Unter die Dächer sind die Uferschwalben zurückgekehrt und die Spatzenorgien um fünf Uhr früh haben ein Ende. Wahrscheinlich liegt der Vorteil der Postkarten oder der Reportage darin, dass sie immer nur ein Bild geben, in der Folge das nächste, dann noch eins. In diesem Kontext erinnert der "Journalist" an die Figur aus einem Märchen, in dem jemand aus gefrorenen Wassersplittern einen Namen formen wollte, der letzte Buchstabe aber immer entglitt, wie zerschmelzendes Kristall. Aber wie viele Postkarten sich auch in Sühneperspektive zeigen, es kommt doch vor, dass auf den Tisch tatsächlich die wahre Karte gelegt wird, die auf unsägliche Art Ansichten vereint, die so nie zuvor zusammengeführt wurden in eine Wegschleife; die lange schon wasserarme "Tavriga", den schlaflosen Meeresbusen, gekennzeichnet durch sich ständig wechselnde Positionen der Fußgänger. Tau auf schon geisterhaft schimmernden Straßenbahnschienen, kurzsichtige Opern-Logen, etc. – und das mit unaufhörlichem Gezänk: ob denn die Stadt so sei. Das Aufgezählte reicht für die Große Chinesische Mauer aus. Die Streitereien sind auch Teil der Summe von Eigenschaften und Distanz, neben Friedensfestivals, Springbrunnen, Phantasmen oder auch Diskussionen, wie man nur aus dieser Stadt ein "Havanna machen soll – den Hafen besitzt sie ohnehin bis in alle Ewigkeit.

In der Optik Petersburgs sind die unterschiedlichsten Beschreibungen vollkommen unterscheidbar. Für die einen zeigen sie hohe Kolonnaden des Verstandes und des Glanzes zwischen den Beeten der Nostalgie. Anderen erscheinen sie als kunstvolle Konfigurationen der Macht und ihrer Attribute. Für die einen stimmen die Beschreibungen mit den undurchdringlichen Sorgen des Alltags überein, an dessen Grenzen durch die Wiederholung halbverwaschene, brüchige Dinge in einem überraschenden Nebeneinander zum Vorschein kommen und eine durchdringende Einzigartigkeit aufdecken: die Zeitungsfotografie an der Tapetenwand, der zu Boden fallende Messingfingerhut, von dessen Existenz an diesem Ort niemand etwas ahnen konnte, der dritte Band der Wolf'schen Polonskij-Ausgabe oder der Staatsverlagsausgabe von Arsen'ev, ein Lachen hinter der Wand, und wenn dann auch noch die Zeit für den Jasmin gekommen ist zu blühen, wer, fragt man sich, wird dann noch aufmerksam auf die sprechenden Abfallbehälter um die Ecke. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, glaube aber in den 60er Jahren in New York war es, als ein - um 12 Uhr? - Schlafender aufgenommen wurde. Der Mensch schlief, die Kamera filmte. Auf dem Filmstreifen war nur der Schlafende zu sehen – an seine Träume war nicht ranzukommen, obwohl man keinen einzigen Montageklebestreifen verwendet hatte. Sokurov hat die Ermitage viel später gefilmt. Kann man davon ausgehen, dass der Mensch davon träumte, wie er schläft und davon, wie die Kamera unablässig Phase nach Phase seines zuckenden Halbdaseins fixiert, den Lauf der Schatten des ausgehenden Tages oder des angehenden Sonnenaufgangs?

Warum kann man denn nicht behaupten, dass auch Petersburg träumt, wie es aus den unaufhörlich einander wegschwemmenden Beschreibungen ein und desselben entsteht, ganz auf sich selbst konzentriert? Aber die Zweiteilung ist immer der Abschied von der Einheit. Und in diesem nicht zu vereinenden Scheiden entsteht früher oder später eine bei weitem nicht erniedrigende Enttäuschung und Entfremdung. Darüber hinaus wird die Aufspaltung selbst, die Trennung, zum Resultat der Absicht, nicht eigentlich sich selbst zu sehen, sondern sich selbst beim gefesselten "Sich-Selbst-Sehen". Die Literatur Petersburgs ist gewissermaßen in vielem diesem Unternehmen verpflichtet, und ihre besten Beschreibungen treffen nicht genau den Punkt.

Dahinter zeigen sich von Zeit zu Zeit Zonen der allervisuellsten Schlichtheit, bestehend aus arithmetischen Wohnungen vom Format eines "Schiffs" oder "Fünfetager", dem Schrott eines Autos auf dem Trottoir oder auf bezaubernd schönen Freiflächen sowie aus im amethystfarbenen Weidenröschen, im zerschlagenen Ziegel und im Gestrüpp des Huflattich Ertrinkenden. Dieselben Postkarten zeigen hier etwas ganz anderes. Die Zahl der Montageschnitte ist unvorstellbar. Manchmal brennt Torf am Horizont von Porochovye. Die Luft verdichtet sich. Die Zeit wird spürbar dinglicher und das Faktum, die Mitteilung, das Ereignis gehen eine nicht ungefährliche Annäherung

ein. Und dennoch lässt sich die Luftdichte nur schwer auf die Kategorie von Ereignissen wie Stille oder einen Klang, den man im Ohr hat, beziehen. Ein "Bildnis eines Sommers" ist ihm auch eher unähnlich.

Das "Bild" der Stadt als solches existiert im allgemeinen kaum – die Bekanntschaft mit anderen Städten, Ländern und Sprachen, Begegnungen, Erinnerungen an Bücher, die man gelesen oder vergessen hat, in Kairo, Paris, Stockholm bedecken mit den allerdurchsichtigsten Schichten die Materie dessen, was man für den "einzigen" Eindruck und das letzte Urteil halten könnte. Ich bin nicht sicher, was zur rechten Ordnung geführt hat. Vielleicht ist ja alles ganz anders. So, es gibt ein Ereignis, das ein Faktum hervorbringt. Und zwischen ihnen läuft die unvermeidliche Mitteilung. Was verändert sie? Schwer zu sagen, wahrscheinlich in erster Linie den, der sie macht. Danach wird aus der Mitteilung ein zusätzliches Element. Manchmal ein Trugbild, manchmal zu einem selbstständigen Faktum. Im Endeffekt wählst du hastig eine Nummer, rufst jemanden an und teilst ihm mit, dass sich das Panorama nicht aus einem Bildermosaik zusammensetzt, das auf die Achsen Preis und Wert verteilt ist, und dass es nicht darum geht, weit genug zurückzugehen, um alles auf einmal zu überblicken, sondern darum, dass es ein "weit genug" irgendwie gar nicht gibt, ebenso wenig wie irgendwelche letzten Fakten, die das Erfahren eines Ereignisses versprechen.

Ich mag Bilder nicht, die töten die Imagination, verwandeln Langeweile in sentimentale Selbstnachgiebigkeit, und danach in Ironie. So kann man auf absolut gerechtfertigte Weise sagen, dass aus Petersburg wohl schon lange eine Postkartensammlung geworden ist: Harfenspielerinnen, die sich hingebungsvoll an ein Tizian-Kissen schmiegen, erleuchtet von den Flammen der mit Schiffsschnäbeln verzierten Säulen oder von den Lampen der Nachtklubs, wo sich der nächste Foliant von Ansichten irgendeiner Paradetreppe umgeben von mehr als bekannten Gesichtern präsentiert, zwei-drei Büchereinbände, der bekannten Grelle nicht entbehrend, und ein Dutzend zu einem gedankenlosen Kopfnicken verdammten Zeitungsabonnements. Irgendwo schimmert ein bekanntes Schild. Zum Beispiel "Fassbinder", "Bier", "Čechov", "Strand", "Message to Man" ... Auch die Aushängeschilder sind ein Alphabet. Aber ein besonderes, nach dem wir langsam das Lesen verlernen, unser Bewusstsein in die Welt der Pfeile und Anzeiger hinausführt. Es ist eigenartig, aber niemand publiziert Alben in Saffian-Einbänden mit Ansichten von Bahnhofskiosken, friedlichen Körpern auf Rasenflächen von "Granždanka", "Porochovye", "Veselyj poselok" u.s.w. ... Ist dort denn wirklich weniger wertvolle Substanz als in der "Ermitage" und der zu ihr gehörigen Umgebung?

Zugegeben, mir gefallen diese Orte, denen das Schicksal der Limb zuteil wurde. Ich komme von dort – und ich habe im Leben mehr bekommen, als sich nur irgendjemand vorstellen kann. Aber das gesuchte Bild besteht nicht aus

Postkarten, die in Relation von einer zu anderen verteilt sind. Nicht aus zerrissenen Nähten der Notwendigkeit oder Unausweichlichkeit. Eher aus Fakten, denen eine Erfahrung vorausgegangen ist, der ein Ereignis bevorstand, und davor Träume (es kann gar nicht sein, dass sie nicht von irgendeiner Kamera aufgezeichnet worden sind) – und dann wieder Beschreibung, Nacherzählung, Gerede und wieder die Begegnung mit dem Ereignis. In der übereilten Rede, so scheint es, liegt die Quelle der berüchtigten Mythologie Petersburgs. Die Vorliebe für Muscheln, das Reißen des über die Ufer tretenden Flusses und die sorgsam verheimlichte Leidenschaft für Verdoppelung und Spiegel. Aber man bemerkt einen Schatten auf dem Asphalt, das Rauschen einer kranken Pappel, ein ungewaschenes Fenster im dritten Stock – unmöglich, dass es dort Liebe gibt, und oben die Uferschwalben, die das Gemälde der Fortsetzung zusammennähen. Als Antwort eine Geste, ganz erfüllt von Unbestimmtheit.

Waren wirklich genau hier oder dort irgendwelche hartnäckig der Öffentlichkeit ausweichenden Erinnerungen geschrieben oder leichtfertig in die Zukunft entlassen worden, in ihrer Schönheit und Beherrschtheit frappierende Zeilen, lautlose Ideen feierlich verkündet worden, Vorstellungen erlebt worden, die unsichtbar die Welt veränderten? Nicht aber die Geografie und die Mittel über sie zu verfügen. Das Klima ist schon lange nicht so wirklich das Richtige. Die Beständigkeit ist eine der Grenzen der Metamorphose. Zugegeben, in bestimmtem Ausmaß bestehen wir tatsächlich aus dem Faden ein und derselben "Erinnerungen", die uns fortwährend in das andere verwandeln. Manchmal lassen sich die "Erinnerungen" mit dem bekannten Vorbehalt mit Straßen vergleichen. Die einen sind kaputt, die anderen verschlingen unsere Träume, Fahrradreifen, unsere Zeit, unser Geld und erahnte Kurven.

Es herrscht die Meinung vor, Petersburg unterscheide sich einigermaßen von anderen Städten. Viele Städte, sozusagen, "wurden erschaffen" - durch ein Korn, einen Bodensatz und sind danach langsam als erhabene Freunde aufgeblüht, in eine endlose Lethargie von Aktivität mündend. Stellen wir uns vor, wie hunderte und tausende Geschichten vergehen. Und wir, als ob wir aus dem Hinterfenster des Autos schauten, sehen Dinge, Gegenstände, die wie aus dem Nichts auftauchen und sich in das Gesichtsfeld unserer Gegenwart einschreiben. Danach "altert" gleichsam alles, woraus unsere Landschaft besteht, wird kleiner und verschwindet hinter dem Horizont. Und es wird alles auf der einen Seite zum Gedächtnis, auf der anderen zur Vergangenheit (was wem vorausgeht, ist unklar) – als Blickrest, und über die wir wissen, dass sie existiert. Wir wenden uns der gängigen Metapher zu: die Zeit vergeht, aber ihr Sediment bleibt zurück.

Manchmal sind das Städte. Aber es ist so, dass Petersburg bei weitem kein Überbleibsel der Geschichte ist. Dieser Ort ist in einem Moment der Kraft entstanden, die den Blick in die entgegengesetzte Richtung wendet. Im Moment eines verheerenden Aufblitzens. Worin auch ihre Differenz eingelagert ist, und daher auch eine andere Perspektive. Mag sein, sogar auf die gegenseitige Anordnung der Postkarten, mit denen diese Stadt – mit einer gewissen Vorwegnahme – für den anderen immer nur anfangen wird und niemals definiert sein wird, oder bewältigt – da sie ein Äußerstes ist. Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie deshalb für einige ein Werk der Nutzlosigkeit und Untätigkeit darstellt, eine Ausnahme, einschließlich des Verständnisbereiches dafür, dass Petersburg von Anfang an als reine Form des Begehrens gegeben ist.

Aus dem Russischen übersetzt von Barbara Wurm.

Arkadij Dragomoščenko studierte Philologie und Theaterwissenschaft in Sankt Petersburg – lebt und arbeitet als Poet, Prosaiker und Übersetzer in der Stadt. Darüber hinaus ist er Dramaturg des Jugendttheaters "Iguan"; Redaktionsmitglied der Zeitschrift "Kommentarii". Dragomoščenko als Vertreter einer bilderskeptischen "Poesie der Berührung" bekannt und Preisträger nationaler ("Andrej-Belyj" 1982) und internationaler (Online-Journal "PostModernCulture" 1995) Auszeichnungen. Neben zahlreichen Essays, Gedicht- und Prosabeiträgen in Zeitschriften und Sammelbänden sind fünf russische und zwei amerikanische Buchpublikationen von ihm erschienen (Opisanie. Izbrannye stichi. Spb. 2000; Kitajskoe solnce. Roman. Spb. 1997; Ksenii. Stichi. Spb. 1997; Fosfor. Prosa, stat'i, esse, stichi. Spb. 1994). Einige Gedichte Dragomoscenkos erschienen in deutscher Übersetzung in: Thümler, Walter (Hg.): Moderne russische Poesie seit 1966. Berlin (Oberbaum) 1990.





Foto: Michail Goroško, St. Petersburg

Πάυτα ρεί – Alles fließt – Petersburger Regenrinnen

Rosalinde Sartorti, Berlin

Petersburg die Schaumgeboren, ist wie kaum eine andere Hafenstadt der Welt bis auf den heutigen Tag den Urgewalten von Wasser und Wind derart ausgesetzt, dass es sogar eines speziellen Heiligen bedurfte, um die Stadt zu beschützen: Nikolaus, der Schutzheilige der Seefahrer, dem im Zentrum der Stadt eine Kirche aus dem 18. Jahrhundert geweiht ist. Dieser nicht enden wollende Kampf der Bewohner, das Wasser zu bändigen und einzudämmen, das heißt, sich vor ihm und seiner Gewalt zu schützen, lässt sich in einer Art Mikrokosmos in der Kanalisierung des Regenwassers verfolgen. Was in anderen Städten unsichtbar und unterirdisch vor sich geht, das Sammeln und Ableiten des Regenwassers, spielt sich in St. Petersburg vor aller Augen ab: Rinnen und Rohre laufen an den Fassaden entlang. Diese ursprünglich nüchtern und schmucklos geformten industriellen Gegenstände, die in ihrer unendlichen Vielzahl eigentlich eine visuelle Monotonie erzeugen müssten, haben sich stattdessen den Rhythmus der Stadt selbst zueigen gemacht - eine gewisse Behäbigkeit, Schwermut und zugleich schwärmerische und romantisierende Tollheit.

Sie führen ein wahres Eigenleben. In einem unfreiwilligen Dialog mit der Nässe in all ihren unterschiedlichen Aggregatzuständen beginnen sie sich zu verformen und verwandeln sich in bizarre, an mythologische Urgestalten erinnernde Wesen. Sie blähen sich auf, ziehen sich zusammen, sie platzen, zerspringen, verändern ihre Farbe, bäumen sich auf, lösen sich aus ihren Fesseln und versuchen sich so ihrer Aufgabe zu entziehen. Zum Schutz vor dem Wasser gedacht, werden sie selbst Opfer dieses Elements. Ein Prozess, der sich keineswegs lautlos vollzieht. Das Prasseln

und Trommeln des Regens, – das "tote Wasser" der ersten Frühlingsschauer, gefolgt von kraftspendenden und verjüngenden "lebendigen Wasser", wie es im Russischen heißt, – das Rauschen der Sturzbäche, die sich aus den Rohren vor die Füße der Passanten ergießen, das Krachen des in Frost erstarrten Wassers beim Aufprall auf das Pflaster, das seinen Widerhall im Brechen der Eisschollen auf der Newa findet, – eine Symphonie der Großstadt, gespielt von Rinnen und Rohren, ein Flötenklang.

Für ein solches Schauspiel bedarf es großer Freiheit, die sich die Rohre bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, weil sie das Wasser zwar sammeln, aber dann doch wieder ungezügelt entlassen. Nicht etwa durch Mauern verdeckt und geschützt, dem Blick entzogen, sondern offen und frei, dem Spiel der Kräfte ausgeliefert, sind sie Teil und zugleich Ausdruck des ewigen Kreislaufs von Werden und Vergehen. Zur zweiten Natur der Stadtlandschaft und damit fast alltäglich geworden, werden sie trotz ihrer Wunderlichkeit kaum zur Kenntnis genommen. Denn wir schauen an ihnen vorbei und bewundern die Fassaden. Nur wenn man genauer hinsieht und genauer hinhört, erkennt man, dass sie das Gesicht der Stadt prägen, ihr ganz eigene Züge verleihen, und dass sie sich uns mitteilen als Überlebende einer Welt, in der die Technik die Elemente nicht besiegt hat. Noch nicht.

Dr. Rosalinde Sartorti ist Akademische Rätin am Osteuropa-Institut der FU Berlin, wo sie für den Schwerpunkt Kultur Osteuropas zuständig ist.

Die Rivalinnen 300 Jahre Streit zwischen Moskau und St. Petersburg um die kulturelle und politische Vorherrschaft

Cirstin Listing, Berlin

Wieder stellt sich Russland die Hauptstadtfrage¹. Seit Putins Amtsantritt werden Überlegungen, die Hauptstadt von Moskau nach St. Petersburg zu verlegen, laut geäußert,. Noch immer treibt die alte Diskussion Russland um: Welche der beiden größten Städte Russlands ist geeigneter, das Land zu repräsentieren? Ist Moskau oder St. Petersburg die "wahre" Hauptstadt, Repräsentantin der "authentischen" russischen Kultur und damit der russischen Mentalität? Welche der beiden Städte hat das Recht auf die Konzentration der Macht innerhalb ihrer Grenzen?

Die Hauptstadtfrage als Suche nach dem russischen Selbst

Die Zuschreibungen, die beide Städte von ihren Bewohnern, aber auch von Fremden, Russen wie Ausländern, erhalten haben und die zur Argumentation herangezogen werden, haben eine lange Geschichte. Der 300 Jahre alte Streit wird wieder aktuell – und mit ihm wieder die Frage "Quo vadis, Russland?" Denn im Streit um den Ort der rechtmäßigen Vertretung des Landes nach innen und außen verbindet sich die Frage nach der geographischen und kulturellen Zugehörigkeit des Landes. Im Hauptstadt-Streit zeigt sich Russland auch nach 300 Jahren noch immer auf der Suche nach sich selbst. Jede der beiden Städte wird, analog zu Algarottis Bild, als in eine bestimmte Richtung weisend wahrgenommen: "Sankt Petersburg ist das Fenster nach Westen, Moskau, dem gleichen Bild folgend, das Fenster, das weit nach dem byzantinischen Osten geöffnet wurde."² In diesem Spannungsverhältnis steht Russland seit der Gründung St. Petersburgs – Wo gehören wir hin? Nach Westen oder nach Osten?3 Die Frage nach der kulturellen Heimat Russlands stellte sich nicht nur für das zaristische Russland mit den Konflikten zwischen Altgläubigen und Reformern oder Slavophilen und Westlern. Sie zieht sich bis in die neuere Geschichte, ja sogar bis in die Gegenwart,,[...]auch der Marxismus-Leninismus und [...] der Stalinismus (wird) in die große semiotische Typologie heimgeholt – und als konsequente, Episteme' im Foucaultschen Sinne eingemeindet in einen Anti-Typus, der für sich die Zeichenhaftigkeit, Sprachlichkeit, Kultur und Literatur gepachtet hat - während der Westen im Umkehrschluß nicht nur als andere Kultur, sondern als Nicht- oder gar Anti-Kultur erscheint. Dieses ,Russland' ist gleichbedeutend mit Sprache und Literatur, die beide [...] die empirische Realität geradezu ersetzen und damit einem Ost-Platonismus der Idea-Konzeption zum Triumph verhilft."4 Doch wenn Russland sowohl der westlichen als auch der östlichen Kulturfamilie angehört, warum manifestiert sich

diese doppelte Zugehörigkeit nicht in einem ruhigen Vermittler-Dasein zwischen Ost und West, sondern in einer Rivalität um kulturelle und politische Zugehörigkeit des Reiches und deren Verkörperung in einer Stadt?

Lotman beschreibt zwei gegensätzliche kulturelle Zeichensysteme, die den beiden Städten zugrunde liegen. "Die Reformen Peters des Großen verwandelten Russland nach europäischem Vorbild von einer textbasierten in eine grammatikbasierte Kultur; doch hatten sie keinen durchschlagenden Erfolg. Das ist der Grund, weshalb Peters Kulturauffassung mit St. Petersburg, Europa und der Zukunft, die textbasierte Kulturauffassung aber mit Moskau, Asien und der Vergangenheit gleichgesetzt wurde."5 Der Konflikt um die beiden Städte ist somit ein Konflikt um die Organisation des Alltags im russischen Staat. Seine Ursache ist die Umkodierung der vorpetrinischen politischen wie ökonomischen Herrschaftsformen. Veränderungen in diesen beiden Bereichen greifen tief in die Organisation des gesellschaftlichen und privaten Lebens ein. Sie verlangen von den Menschen eine grundlegende Umstellung ihrer Lebensgewohnheiten und Neudefinition ihrer Werte. Die petrinische ist im Gegensatz zur vorpetrinischen Staatlichkeit ein "System von Erlässen, Normativen und Regeln".⁶ Die Verfechter der tradierten Formen mussten davon ausgehen, dass sie künftig Einschränkungen ihrer Privilegien würden hinnehmen müssen: "Eine "Sitte", [...] [die] nicht in den Rang der Grammatik erhoben worden war, wurde systematisch zerstört. [...] Als vernünftig und progressiv galt nur das ,Reguläre'. Die Tätigkeit des Staates wurde als Einführung von ,Vorschriften' verstanden, nach deren Vorbild dann das Leben umgewandelt wurde. [...] Vor allem ein so umfangreiches Gebiet der Kultur wie die Verwaltung wurde der Macht der Gewohnheit entrissen. Untersuchungen [...] haben gezeigt, daß sich der Verwaltungsapparat im vorpetrinischen Russland seiner alltäglichen Praxis [...] nach Gewohnheiten richtete, und daß der Einmischung der autokratischen Regierung in die Administration durch diesen Umstand erhebliche Grenzen gesetzt waren."7 Aus diesem Grunde mussten sowohl Verfechter als auch Gegner der Reformen eine Legitimation für ihr Handeln finden. Die Durchsetzung ihrer Ziele und deren allgemeine Akzeptanz versuchten beide Gruppen durch Konstruktion von Mythen, bzw. im Nutzen bereits vorhandener Bilder zu erreichen. Ähnliches wird in der russischen Geschichte noch einmal für die revolutionären Ereignisse ab 1905 und die zu legitimierende bol'schewistische Herrschaft zu beobachten sein. In Zeiten sozialer Umbrüche wird Verhalten besonders zeichenhaft: Die Rivalität der beiden Hauptstädte drückt sich in der Weiterentwicklung sowohl der grammatikbasierten als auch der textbasierten Kultur im Diskurs miteinander aus.

Von den herrschenden Eliten gebildete semiotische Systeme, die der Herrschaftslegitimation zu Grunde liegen wurden zu Selbstläufern. Sobald man mit ihnen argumentierte, wurden sie in breiteren Kreisen diskutiert und bildeten das Fundament für neue Bilder, die sich sowohl in der mündlichen Volksüberlieferung als auch in der Literatur manifestierten. Es bildeten sich eigene Texte heraus (am bekanntesten ist wohl der Petersburger Text), die sich weiterhin mit der kulturellen Heimat Russlands beschäftigten. Diese bilden ein Kultursystem, das als "Code für die Selbsterkenntnis und Selbstdechiffrierung der Texte dieser Kultur"8 in das kollektive Gedächtnis Russlands aufgenommen wurde. Mit Puškins Poem "Der eherne Reiter" erhielt Petersburg ergänzend zu den bereits vorhandenen Charakteristiken Bilder, die im Volk schon kursierten und nun in der Literatur umgesetzt und interpretiert wurden. Die Zuschreibungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert verselbständigten sich, wurden ohne staatlichen Einfluss variert und ergänzt.

Die neue Hauptstadt – aufgeklärte Antithese zur rückständigen Residenz?

In der vorpetrinischen Textkultur der Moskauer Rus' waren staats- und gesellschaftstragende Mythen in den Alltag der Menschen eingeschrieben. Die meisten dieser Texte waren religiösen Charakters und bezogen sich im wesentlichen auf Begriffe wie Sammlung der russischen Erde, Vojnskaja Slava, Dom Presvjatoj Bogorodicy, Zweites Jerusalem, Drittes Rom. Indem Peter I. diese Zuschreibungen auf St. Petersburg übertrug und für die neue Stadt abwandelte, führte er sie gleichzeitig weiter und opponierte gegen sie. Moskau aber wird zur Bewahrerin der Tradition. Schon die Stadtgründung Moskaus wurde von Vorhersagen begleitet, die Moskau bis heute als von Gott zu seiner eigenen Verherrlichung ausgewählten Ort⁹ bezeichnen. Durch eine Aussage des heiligen P. tr wurde die Mutter Gottes als Schutzpatronin und himmlische Fürsprecherin Moskaus festgeschrieben. Moskau folgte damit Kiev und – später für die Ideologie des Dritten Rom wichtig - Konstantinopel. Die Himmelfahrtskathedrale, 1328 vollendet, wurde zugleich zu einem Symbol für die Macht des Großfürsten. Der Moskauer Staat begriff sich als Nachfolger Roms und Konstantinopels. Nach der Union zwischen Byzanz mit der katholischen Kirche 1439 und dem Sieg über die Mongolen 1480, sah sich Moskau als Hüterin der wahren Lehre bestätigt. Den Sieg der Türken über Byzanz 1453 sah man als Strafe Gottes für den Abfall vom wahren Glauben an. Politische Handlungen folgten: die Hochzeit Ivans III. mit der Nichte des letzten byzantinischen Kaisers 1473 und die Übernahme des byzantinischen zweiköpfigen Adlers als Wappen- und Staatssymbol. Im Moskauer Stadtbild wurden Macht, Glaubenskraft und die Auserwähltheit Moskaus zur Schau gestellt. Das Konzept "Moskau, das Dritte Rom" spielte eine große Rolle in der Entwicklung des Moskauer Imperiums und Selbstbewusstseins. Ein Viertes Rom war nicht vorgesehen. Staat und Kirche symbolisierten durch ihre enge Zusammenarbeit die Einigkeit der Rus'. "Im Metropoliten als geistlichem Oberhaupt verkörperte sich [...] das Bewusstsein russischer Zusammengehörigkeit. Für die von heidnischer Obrigkeit geknechtete, von Ketzern (Polen) und Ungläubigen (Litauern) [...] bedrohten Russen bildete ihre Rechtgläubigkeit das einigende Band. Der Fürst, in dessen Stadt der Metropolit residierte und dessen Politik er moralisch unterstützte, besaß den Vorrang vor allen anderen Fürsten [...]".¹⁰

St. Petersburg wurde dagegen als fremdartige Neuheit im eigenen Land wahrgenommen. Im Zuge der Stadtgründung wurden Traditionen verändert, politische Verfahrensweisen neu strukturiert, die alten Bärte abgeschnitten. Peter I. erfindet die Geschichte Russlands neu: "Die Geschichte von der Entstehung dieser Stadt nimmt den Urmythos der Welterschaffung wieder auf: Aus Chaos entsteht Ordnung".11 Während die anderen russischen Städte mit dem Segen eines Heiligen gegründet worden waren, gründete sich Sankt Petersburg auf den Willen eines Menschen, der die Stadt wie ein Haus nach einem selbstentworfenen Plan konstruierte. Peter I. musste seine Stadt in den religiösen Text der Zeit einbetten und ihr Zeichen zuordnen, die ihre Existenz an eben diesem Ort legitimierten. Zum Einen griff er dabei auf den fast vergessenen Kult um den Apostel Andreas zurück und ordnete der Stadt als Namenspatron den Apostel Petrus zu. Dies war zugleich Angriff gegen die Westkirche und Zurücksetzung Moskaus. Petersburg konnte sich so als Nachfolger Roms, Konstantinopels und als Viertes Rom plazieren. Gleichzeitig trat Petersburg zu Moskau in Opposition¹². Die Idee des Dritten bzw. nun Vierten Roms wurde den Zielen Peters I. angepasst, "durch das Prisma der Reichsidee reflektiert und diente nun statt der Orthodoxie dem Ruhm des Zaren". 13 Zum himmlischen Fürsprecher wurde der heilige Alexander Nevskij, der den Anspruch auf Ingermanland legitimierte. Petersburg konnte sich damit als Sieger über die aus dem Westen kommenden Feinde, die Lateiner, darstellen, analog zu Moskau, dem der Sieg über die von Osten einfallenden Feinde, die Mongolen und Tartaren, zugeschrieben wurde.

Trotzdem blieb die neue Hauptstadt für traditionell denkende Russen und besonders für die Altgläubigen das verfluchte Babylon, das die Traditionen und den Glauben verwässert, Gott lästert und somit seinen eigenen Untergang heraufbeschwört. Und während alle Druckerzeugnisse des 18. Jahrhunderts St. Petersburg als Paradies priesen, blieb in der mündlichen Überlieferung des Volkes der Untergangsgedanke und die Assoziation "Peter I. = Antichrist" bestehen, genährt durch die wiederkehrenden Überschwemmungen und die Opfer, die der Bau der Stadt aller Begeisterung für Rationalität und Modernität zum Trotz gekostet hatte.

Von Puškin bis zur Rückverlegung der Hauptstadt nach Moskau: alte Zeichen, neue Zeichen

Langsam gewöhnten sich die Menschen an die neue Stadt. Besonders die Literaturszene widmete ihre Aufmerksamkeit den unterschiedlichen Charakteren der beiden Städte: War Petersburg Moskaus Antithese, so entwickelte sich nun Moskau zur Antithese Petersburgs. Moskau versank in Provinzialität und Bedeutungslosigkeit, schien nutzlos, denn der dörfliche Charakter voller Kleinbürgerlichkeit und Familiarität passte nicht zur neuen Zeit, die von der Aktivität Petersburgs und dessen Sieg über die Naturgewalten geprägt war. Der Kraftakt Peters war Beispiel für alle, die sich selbst verwirklichen wollen. Petersburg verkörperte die wahrgewordene Idee einer Großstadt mit allen ihren positiven und negativen Ausprägungen. Vor allem die Symbolisten, wie zuvor bereits Gogol', beschreiben die Stadt negativ, als trügerisch, phantastisch und geisterhaft. Dostojevskij beschreibt die Schizophrenie, die die Bewohner dieser Stadt, deren Fundament die Gebeine ihrer Erbauer im Sumpf sind, befällt. In dieser Menschenfresser-Stadt agierten Beamte und Regierungsangestellte grausam und herzlos gegen eine arme und unterdrückte Bevölkerung. Ihre Geschichtslosigkeit, ihre Zitathaftigkeit sowie die in ihr umgesetzten Ideen des Rationalismus und des aufgeklärten Absolutismus wurden ebenso als Versklavung des russischen Volkes verurteilt wie bewundert. Die moderne, "amerikanische"¹⁴ Stadt gilt als Palmyra, das eine Brücke schlägt zwischen der russischen Tradition, dem byzantinischen und asiatischen Erbe Russlands und dem westlichen Rationalismus sowie all den Ideen aus dem Westen, die in Moskau wohl bekannt waren, jedoch nicht umgesetzt wurden. Petersburg überholte das traditionelle, kaufmännische Moskau in Einwohnerzahl und moderner Entwicklung. Moskau dagegen etablierte sich als das ideale große christliche Dorf, in dem Gastfreundschaft und die religiösen und gesellschaftlichen Traditionen groß geschrieben wurden. Moskau wurde als natürlich und heilig empfunden – im Gegensatz zu einem künstlichen, kulissenhaften Petersburg. Moskau widmete sich, frei von allen Regierungs- und Repräsentationspflichten, dem intellektuellen Leben und wurde zur geistigen Hauptstadt des russischen Imperiums. Die Kaufmannschaft investierte und nach der Bauernbefreiung 1861 strömten viele Arbeitssuchende in die Stadt. Fast unbemerkt legt Moskau das Image der Faulenzerin ab und wandelt sich zum Industriezentrum mit großzügigen Magnaten, die in die soziale Infrastruktur und Kultur investieren.

Alter Streit unter einem neuen System: Umkodierung der Zeichen

Die Revolution verwandelte die russischen Mythen in sowjetische. Doch, wie auch schon bei dem ersten Umschwung im 18. Jahrhundert, konnten nicht alle alten Zeichen gelöscht werden. Im Gegensatz zur Bevölkerung, die durch Terror, Verfolgung und Mord sowie die Einführung

neuer Strukturen von staatlicher Seite auf die neuen Bedingungen eingeschworen wurde, liessen sich die Zeichen nur teilweise umkodieren, aber nicht völlig auslöschen. Noch immer betrachtete man Petersburg als bloße Skizze und Nachahmung. Doch das Bild wandelt sich nun ins Positive, weil es Petersburg zur Antithese der neuen Herrscher macht. Noch immer wurde es positiv wie negativ mit dem Westen assoziiert. Als Moskau wieder die Hauptstadtfunktion zugewiesen wird, stützen die kommunistischen Herrscher diesen Rücktransfer wie auch ihre Ideologie auf die alten Zuschreibungen: Ein neues Mütterchen Moskau wird zum Machtzentrum, Moskau und die Sowjetunion verschmelzen zu einer neuen Einheit. Durch die messianische Komponente in der neuen Ideologie kann an die Theorie des Dritten Rom angeknüpft werden¹⁵, wenn auch nicht im kirchlich-orthodoxen Sinne. Die neuen Machthaber schaffen neue Mythen. St. Petersburg wird erst zu Petrograd und später, zum Zeichen der Unterwerfung des allmächtigen Zentrums des alten Reiches unter die neuen Herrschaftsbedingungen in der Sowjetunion, zu Leningrad. 16 Es gilt der Partei als unzuverlässig und nicht vertrauenswürdig: durch den Kronstädter Aufstand und die "Leningrader Affäre" politisch und durch die inoffizielle oder "zweite (Untergrund-)kultur"¹⁷ auch kulturell.

Sah man St. Petersburg zuvor schon als demokratischer als Moskau an, so gilt Leningrad nun erst recht als freiheitlich. Ein zweites Zentrum, egal ob politisch oder kulturell, kann vom kommunistischen Regime keinesfalls geduldet werden. Moskaus Misstrauen gegenüber der degradierten Rivalin kann nicht einmal durch Leningrads Tapferkeit während der 900-tägigen Blockade gelindert werden, auch wenn die Stadt nun als "Held der Sowjetunion" und Märtyrer gefeiert wird. Die Repressionen gegen Anders- oder Freidenkende wie Anna Achmatova oder Michail Zoščenko zeigen: Zu "kosmopolitisch" denkt man in Leningrad, zu sehr spöttelt man hier über den kommunistischen Traum. Leningrad wird zur Provinzstadt degradiert, leise und langsam schaukelt "Die Wiege der Revolution". Leningrad wird zur Mausoleums- und Museumsstadt, in der unter der ruhig scheinenden Oberfläche die mit der neuen Ideologie vereinbarten historischen Traditionen konserviert werden. Petersburgs innere Widersprüche erhalten eine zusätzliche Komponente: Provinzialität in einer Stadt, die weiterhin für die meisten der "Inbegriff von Urbanität und europäischer Stadtkultur"¹⁸ bleibt.

Moskau dagegen verbindet den wirtschaftlichen Aufschwung, den es zum Ende des Zarenreiches hin erlebte, mit den Möglichkeiten der neuen Zeit in technischer, kultureller und politischer Hinsicht. Die musterhafte kommunistische Stadt wird zum Vorbild für alle Städte der Sowjetunion und "Kreml", "Moskau" und "Russland" werden zu Synonymen. Das ehemals rückständige Moskau gehört nun zur Avantgarde und ist kämpferische Befreierin für die unterdrückten asiatischen Völker. Hier wird Neues entwickelt, Altes umgeplant und umgebaut. Moskau wird zur Stadt der Wissenschaft und des Fortschritts. Auch im Stadtbild wird die alte Struktur zugunsten der neuen zerstört. Alte Zeichen werden umkodiert. Das Moskau der

goldenen Kuppeln und Kaufmannsleute verschwindet. Es entsteht das Moskau der Stalin-Zuckerbäckerbauten und breiten Prospekte, der Fabrikkombinate, der modernen Hochhäuser, der überdimensional großen Skulpturen, die die glückliche Zukunft einer reichen Sowjetunion mit gesunden, wohlgenährten und sportlichen Bewohnern darstellen. Der neue Staat schenkt sich selbst eine neue Ästhetik. Aber das Moskau der neuen Utopie erhält abseits der offiziellen Lobpreisungen wie lange zuvor das Petersburg der neuen Utopie, die negativen Zuschreibungen einer modernen, unpersönlichen Großstadt: Man nennt es geplant und systemtreu, proletarisch im negativen Sinn und beschwert sich über ein stures, dem Individuum gegenüber gleichgültiges Beamtentum²⁰. Die beiden Städte haben ihre Vorzeichen getauscht.

Perestrojka, Postmoderne, Mythenmischmasch – das Land hat zwei Köpfe

"Der alte Dissens wird zum neuen Konsens, bis auch dieser wieder aufgelöst wird durch Fragen, auf die niemand eine Antwort hat. [...]Und je weniger man weiß, desto mehr werden alt-neue Mythen gepflegt."²¹

"Übrigens, warum schauen diese Köpfe in verschiedene Richtungen? Bestimmt der eine nach Osten, der andere nach Westen... Als hätten sie sich zerstritten. Sehen können sie einander nicht. Dann ist der linke Kopf Petersburg, der rechte Moskau. In dieser Schwermut brutzelt unser Brathuhnadler."²²

Anders oder besser ließe sich die Rivalität der beiden Hauptstädte Russlands seit dem Zerfall der Sowjetunion wohl kaum beschreiben. Beide Städte trugen zum Systemwechsel bei. Beiden bietet dieser neuerliche Umbruch neue Möglichkeiten. Der Gestaltungsfreiraum ist für beide größer als bei den vorangegangenen Brüchen der Geschichte. Für beide gilt, was Karl Schlögel über Moskau schreibt: "Entsakralisierung. [...] Die ganze Steinlandschaft ist in Bewegung geraten. Der ganze Stadtraum wird neu inszeniert und instrumentiert."23 Entsakralisierung geht einher mit der Dekonstruktion der alten Zeichen und ihrer Neukonstruktion. Neue Diskurse schaffen neue Identitäten: Ideen, Wissen, Repräsentation und Ideologie werden zu wichtigen Bestandteilen sozialer und politischer Realitäten. Beide Städte begannen, die "individuellsten Züge ihrer Gestalt"24 hervorzuheben. Moskau begann sofort, den sakralen Mythos vom "Herzen Russlands" wieder aufleben zu lassen, indem es seine Kirchen wiederaufbaute. Petersburg machte sich daran, den Mythos der "einzigen europäischen Stadt Russlands" wieder zu etablieren. Dies reichte jedoch nicht für die von offizieller Seite angestrebte Selbsidentifikation der beiden Städte: "Moskau bemühte sich rege darum, das Image einer Weltstadt, vor allem einer europäischen aufzubauen, während Petersburg den russischen Ursprung seiner Spiritualtität zu unterstreichen begann."25

Petersburg findet seinen Weg zurück aus der staatlich verordneten Provinz und kann sowohl national als auch international wieder als zeitgemäß gelten. Gleichzeitig wird es nun als russische Stadt und nicht mehr als Fremdkörper, wahrgenommen: "Das eigentlich Russische an dieser Stadt ist die Verknüpfung aller möglichen und beliebig vieler Fremdelemente [...], die in ihrer programmatischen Stillosigkeit eine eigene Physiognomie entwickelt hat, deren überzeitliche und transnationale Charakteristika -hervorgegangen aus dem ingeniösen Spiel mit Zitaten und Allusionen, Kopien und Klischees, Remakes und Übertragungen – [...] vieles vorwegnehmen, was erst die sogenannte Postmoderne mit ihrem multikulturellen Aneignungs- und Umsetzungsbegehren als globalen Epochenstil realisiert hat."26 Moskau dagegen wird "wegen der Unvereinbarkeit seiner Details stilistische Kakophonie"27 unterstellt, die sich unter der Regierung Lužkovs noch verstärkt habe. Ein majestätisches Pathos wird der Hauptstadt der Russländischen Föderation, entgegen aller Bemühungen, abgesprochen. Die Diskurse beider Städte beginnen sich zu ähneln: Beide wollen sich sowohl in die russische als auch in die europäische Geschichte eingebettet wissen. Beide orientieren sich nun nach Westen, ohne ihre östlichen Wurzeln zu verleugnen. Ist dies ein erstes Zeichen dafür, dass Russland nach 300 Jahren herausfindet, wer es ist und wohin es gehört? Trotzdem: Die Rivalität dauert an.

In direkter Konkurrenz begegnen sich die formelle und die nördliche Hauptstadt in der Frage nach dem kulturellen und geistigen Zentrum Russlands. Beide beanspruchen die geistige Führungsrolle im Land. Des weiteren wetteifern beide Städte darum, welche europäischer ist: "Heute erhebt Moskau Anspruch darauf, die Rolle einer europäischen Hauptstadt zu spielen, wobei die Westlichkeit daran gemessen wird, wie weit Privatisierung, Wirtschaftsreformen, die Entwicklung des Dienstleistungssektors usw. vorangeschritten sind."28 In Petersburg dagegen machen die Politiker in ihren Reden auf dem Schloßplatz während des Umbruchs "das Selbstbewußtsein Leningrads als die im Vergleich zu Moskau zivilisiertere, westlichere, demokratischere und letztlich als die geistig führende Stadt noch einmal überdeutlich". 29 In diesem Wettstreit versuchen sich sowohl Moskau als auch Petersburg als die jeweils demokratischere Stadt darzustellen, da ein "Sieg" den Anspruch auf die geistige Führung des Landes unterstreichen würde. Auch heute noch suchen die beiden Städte ihren eigenen Weg mit Hilfe der Mythen und Bilder ihrer Vergangenheit. Moskau erinnert sich an die Rolle der Orthodoxie und die alte Idee vom Dritten Rom. Deutlichstes Zeichen der Wiederauferstehung des Mythos der Stadt der vierzig mal vierzig goldenen Kuppeln ist der originalgetreue Wiederaufbau der Christi-Erlöser-Kirche.

Moskau wird wieder zum "eurasischen Basar"³⁰ und so zu einer "Membrane für die Diffusion zweier Kontinente"³¹, zur Stadt der Gegensätze und "zerfällt in die Farben des Elends und des Geldes". ³² Damit gleicht es sich Petersburg und dessen alten Zuschreibungen an. Heute verweist man in Moskau auf die Heldentaten Russlands – und setzt dabei

durchaus, wie in der Erinnerungsstätte Park Pobedy, nicht nur die Rolle Petersburgs/Leningrads, sondern auch die der anderen Sowjetrepubliken wirkungsvoll in Szene.

Petersburg gelingt es ebenfalls, seine historischen Zuschreibungen ins Positive zu wandeln. Das "Fehlen einer historischen Individualität" wird nun als "weit individueller als ihr Vorhandensein" eingestuft.³³ Das Unorganische, Künstliche Petersburgs und seine Zitathaftigkeit machen es nicht nur zu einem Vorläufer der Postmoderne, sondern Petersburg ist "verurteilt zu einer geisterhaften Unsterblichkeit".34 Der Fluch, der seit ihrer Gründung auf der Stadt liegt, wird nur noch als "Bann"35 empfunden, der sich zusammen mit den sichtbaren und unsichtbaren, nur fühlbaren Überresten des aufgeklärten Zeitalters Katharinas II. und der Westorientierung ihrer Nachfolger gewinnbringend touristisch vermarkten lässt. Dabei stört auch nicht, dass man in den Medien Petersburg "Hauptstadt des Verbrechens" taufte – im Gegenteil, man sieht darin eine von den Moskauer Medien betriebene Kampagne und fühlt sich von Moskau dominiert.³⁶ Davon unberührt legt Petersburg seinen imagebildenden Schwerpunkt darauf, immer noch die Hauptstadt des Geistes und der Kultur, der Philosophie und Literatur und damit authentisch russisch zu sein.

Sowohl Petersburg als auch Moskau haben ihren festen Platz in der Kulturgeschichte und können einander keinesfalls ersetzen. Trotz allem bleiben sie "rivalisierende Brüder"³⁷, die, wie schon vor 300 Jahren, versuchen, sich gegenseitig auszustechen. Dabei haben sich die beiden Rivalen wirtschaftlich, politisch wie kulturell neu posititioniert. Doch ist nun keine der beiden Städte mehr die Antithese der jeweils anderen: "Sie verloren ihren mythischen Nimbus und leben ihre Erinnerungen in einer völlig anderen Gegenwart. Aber auch in der neuen pragmatischen Epoche, [...] ist das Echo der Mythen nicht verstummt. [...] Moskau und Petersburg, kulturelle Symbole des "byzantinischen Europa", leben diesseits der urbanen Realität in einem fantastischen Raum, der reich an Vergangenem und offen für die Zukunft ist."³⁸

Die alte neue Rivalität

Der alten Rivalität der beiden Hauptstädte liegen nicht allein kulturelle Ursachen zu Grunde. Politische und wirtschaftliche Motive haben den Streit um die Vormachtstellung ausgelöst und ihn auch auf das Gebiet der Kultur übertragen. Beide Städte waren immer bemüht, die eigene Überlegenheit unter Hinweis auf die Schwäche der anderen herauszustellen. So entwickelte sich eine vor allem kulturelle Opposition, in der Petersburg und Moskau für eine jeweils eigene Idee standen. Dabei bezogen sie sich jedoch immer aufeinander, so dass es eigentlich unmöglich ist, eine der beiden Städte ohne den Blick auf die andere zu betrachten. Die den Hauptstadtstatus einnehmende Stadt wird jeweils "aus einer negativen Haltung zur Macht, zu Gewalt, Reichtum, Gefühllosigkeit und sinnlosem Treiben heraus charakterisiert, und schon sieht die ehemalige

Hauptstadt wie ein geistiges Zentrum, ein Herd von Kultur und Bildung, wie eine schöne Stadt voller herzlicher Menschen aus, die ein geruhsames Leben führten."39 So tauschen die beiden Städte jedes Mal einen Teil ihrer Zuschreibungen aus, wenn der Status der Hauptstadt auf die andere übergeht, denn die Stadt verliert dabei jedes Mal zwar den Status der Kapitale, aber nicht das Potential, das sie befähigt, Hauptstadt zu sein. Der Verlust an Machtressourcen wird moralisch kompensiert. Möglich ist der Austausch von Herrschaftsformen und damit verbundenen kulturellen Zuschreibungen zwischen Petersburg und Moskau wegen der Redundanz bestimmter Regeln, denen Kulturen unterliegen, und deren abnehmender Fähigkeit, sich Informationen anzueignen. Innerhalb kultureller Zyklen kann dieses Problem über einen Wechsel der Grammatiken gelöst werden. So wandern Argumente im Herrschaftsdiskurs zwischen Moskau und Petersburg hin und her, sowohl heimisch in der textbasierten Kultur des vorpetrinischen Moskau, als auch in der grammatikbasierten Kultur des imperialen Petersburg. Später werden sie abgeschwächt in der mehr grammatik- als textbasierten sowjetischen Kultur, bis sie sich in der Postmoderne auflösen. Allein die Opposition Petersburg-Moskau wird niemals aufgehoben: "Beide Hauptstädte werden hier wie unterschiedliche Kennzeichen der russischen Macht wahrgenommen, wie zwei Etappen und Stile einer jahrhundertealten und glorreichen Geschichte."40

Vordergründig werden die den Streit auslösenden geopolitischen und ökonomischen Faktoren nicht angesprochen. Und doch "wird immer ein Gegenpol angenommen, an dem das dominant gesetzte, sekundäre System' partizipiert, das es aussaugt – und letztlich verschluckt".⁴¹ Schlögel beschreibt prägnant: "Für Jahrhunderte hat der Kraftakt Peters des Großen Energien absorbiert, die anderswo zu Stillstand und Auszehrung führen mußten. Cum grano salis läßt sich daher wohl sagen, daß die Gründung Petersburgs die Stadtwerdung Moskaus unterbrochen, gehemmt hat, daß Moskau die Kosten der petrinischen Reformen zu tragen hatte."42 Da es wegen der autoritären Herrschaftssysteme zu keiner Zeit für eine der beiden Städte möglich war, sich mit politische Mitteln effektiv zu wehren, musste sich das "Schlachtfeld" zwangsläufig auf das Gebiet der Kultur verlagern.

Die Opposition gründet sich auf "zwei monologische Diskurse, die eher auf Selbstbehauptung und Abgrenzung denn auf Übereinkunft oder Versöhnung angelegt sind". ⁴³ In diesen Diskursen manifestiert sich die Suche Russlands nach sich selbst, da diese innere Zwiesprache dazu zwingt, mit sich selbst ins Gespräch zu kommen. So wurde die Frage nach Russlands kultureller Heimat zum ewig andauernden Thema – bis heute hat sich Russland nicht endgültig entschieden. Diese noch immer lebendige Frage machen Moskau und Petersburg zu den zwei Seiten einer Medaille, die sich gegenseitig bedingen und voneinander abhängen. Innerhalb des Hauptstadt-Diskurses wird Russland immer in Oppositionen und Kontrasten beschrieben:

"Natur und Kultur, Eigen und Fremd, Mitte und Rand, Ost und West, Volk und Staat, Sein und Schein, in der Literatur werden sie auch nach so unterschiedlichen Kriterien wie weiblich/männlich, synthetisch/analytisch, geschichtsträchtig/geschichtslos, bunt/grau, Herz/Kopf unterschieden".⁴⁴ Die Selbstkonzeptualisierungen bestehen immer im Ausschluss der alternativen Positionen und Modelle und beziehen sich dabei immer aufeinander. So gilt noch heute, was Belinskij formulierte: "Nichts auf der Welt existiert grundlos: Wenn wir zwei Hauptstädte haben, heisst das, jede von ihnen ist unentbehrlich, die Unentbehrlichkeit kann in der Idee bestehen, die jede von ihnen ausdrückt."45 Natürlich beschränkt sich die im Rahmen der Hauptstadt-Rivalität gestellte Frage nicht nur auf die Richtung, die Russland in der Politik einschlagen soll, sondern sie betrifft alle Segmente der Gesellschaft. Die Rivalität beider Städte "läßt sich geradezu dechiffrieren als [...] Versuch einer Selbsterkenntnis der Petersburger wie Moskauer Russen, wer sie eigentlich sind, wohin sie gehören. Die Spannung zwischen Moskau und Petersburg setzt sich subtil fort in den Spannungen und Animositäten zwischen Moskauern und Leningradern heute, und sie ist wohl die Spannung, die der Identität des Russentums innewohnt."46 Ein Schritt zur Lösung dieser Streitfragen würde, um Bitows Bild aufzugreifen, der Dialog der beiden Köpfe des Doppeladlers darstellen. Russland kann keine der beiden Städte einfach loswerden, ebenso wenig wie das Wappentier einen seiner Köpfe. Solange Russland sich nur zwischen diesen beiden Polen bewegt, wird der Streit andauern, denn die Argumentation des Schlagabtauschs "ergäbe so etwas wie die Ortsbestimmung eines zwischen den Polen Ost und West heimischen und zwischen diesen Polen oszillierenden Selbstbewußtseins."47 Solange nur zwei Städte in der Hauptsache miteinander konkurrieren können nimmt "die Konkurrenz um Macht- und Wirtschaftsressourcen [...]Züge von Einzigartigkeit an – andere Wettbewerber gibt es ja nicht. Darum darf man zu Recht annehmen, daß sich der Streit zwischen Moskau und St. Petersburg noch so lange fortsetzen wird, bis der noch immer bipolare sozial-politische Raum Russlands multipolar geworden ist."48

Cirstin Listing ist Studentin am Osteuropa-Institut der FU Berlin. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Politik und Kultur.

net hier wieder die alte Polarität zwischen hypertropher Semiozität und Textualität bzw Literalität des "Ostens" – gegenüber der Objektivität, Rationalität und dem Pragmatismus des "Westens": Im Ost-Reich dominieren die Zeichen – im Westen die pragmatischen Relationen, die empiristische Trennung von Sprache und Sache, von Verbalisierung und greifbarer, sprachunabhängiger Realität.

- ⁴ Hansen-Löve, S. 433.
- Urussowa, Janina: Die Straße zwischen St. Petersburg und Moskau: Ein Modell der russischen Kultur 1800–1830, in: Zeitschrift für Semiotik, Band 19, Heft 1–2, Tübingen, 1997, S. 95.
- Lotman, Jurij M.: Das Problem der Kulturvermittlung als ihr typologisches Charakteristikum, in: Eimermacher, Karl (Hrsg): Semiotica Sovietica, Band 2, Aachen 1986, S. 839–851, S. 844.
- ⁷ Lotman: Das Problem der Kulturvermittlung als ihr typologisches Charakteristikum, S.844.
- 8 Lotman: Das Problem der Kulturvermittlung als ihr typologisches Charakteristikum, S.842.
- ⁹ Vgl. Mokeev, Gennadij: Moskva svetlyj grad i velikij duchovnij centr, in: Molodaja Gvardija, Nr.9/10, 1999, S. 168– 187, S.168.
- ¹⁰ Pross-Weerth, Heddy: Moskau, Frankfurt/Main, 1980, S.17.
- ¹¹ Leiprecht Helga: Der Text ist die Stadt ist der Text, in: du. Zeitschrift der Kultur, Nr.12, Dezember 1998, S.25–27 und S.93, S.25.
- ¹² Vgl. Lotman, Jurij M.: Simvolika Peterburga i problemy semiotiki goroda, in: ders: Trudy po znakovym sistemam XIX, Tartu, 1986, S.30–45, S.34.
- Vgl. Vendina, Ol'ga: Moskau und St. Petersburg: Städtemythen als Spiegelung ihrer Rivalität, in: Osteuropa, 12/2000, S.1299– 1315, S.1307.
- Belinskij, V.G.: Peterburg i Moskva, in: Sobranie sočinenij v trech tomach, tom II, Moskva, 1948, S.763–791 (Erstveröffentlichung in: "Fisiologija Peterburga, sostavlennaja iz trudov russkich literatorov pod redakcieju N. Nekrasova", Teil 1, Sankt-Petersburg, 1845, S. 31–97), S.772: Belinskij konstatiert eine Ähnlichkeit zwischen St. Petersburg und den Städten Amerikas, da sie alle nach einem festgesetzten Plan gebaut wurden. Dennoch begreift er St. Petersburg als origineller als sie alle, "[...] weil es eine neue Stadt in einem alten Land ist, daraus folgt, es gibt eine neue Hoffnung, eine wunderbare Zukunft dieses Landes".
- ¹⁵ Vgl. Vendina, S.1214.
- ¹⁶ Hansen-Löve, S.436.
- Šubinskij, Valerij: Gorod mertvych i gorod bessmertnych: ob evoljucii obrazov Peterburga i Moskvy v russkoj kul'ture XVIII-XX vekov, in: Novyj mir, 2000, Nr. 4, S. 145–156, S.155.
- ¹⁸ Schlögel, Karl: Moskau lesen, Berlin, 2000, S.61.
- ¹⁹ Vgl Vendina, S.1311.
- ²⁰ Blick aus Leningrad auf Moskau, vgl Vendina, S.1312.
- ²¹ Schlögel, S.25.
- ²² Bitow Andrej: Spaltung der Ewigkeit. Petersburg und Moskau, in: du. Zeitschrift der Kultur, Nr.12, Dezember 1998, S.30–36, S.35, über den doppelköpfigen Adler im russischen Wappen.
- ²³ Schlögel, S.XIII.
- ²⁴ Vendina, S.1313.
- ²⁵ Vendina, S.1313.

Dittmar, Peter: Schöne Rivalin Moskaus, in: Die Welt, 2. Januar 2003.

Strada, Vittorio: "Moskva – Peterburg – Moskva", in: Lotmanovskij sbornik, Moskau, 1995, S. 503–515, S.505; alle Übersetzungen aus dem Russischen C.L.

³ Vgl Hansen-Löve, Aage A.: "Wir wußten nicht, dass wir Prosa sprechen" – Die Konzeptualisierung Russlands im russischen Konzeptualismus, in: Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 44 (1997), S.423–507, S.433. Schließlich begeg-

- ²⁶ Ingold, Felix Philipp: Moskau ist der Don Quijote, Petersburg der Hamlet, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22.Juli 2003.
- ²⁷ Šubinskij, S.154.
- ²⁸ Vendina, S.1312.
- Wehner, Markus: Hauptstadt des Geistes, Hauptstadt der Macht. Leningrad/St. Petersburg und Moskau: Die Konfrontation im zwanzigsten Jahrhundert, in: Creuzberger, Stefan; Kaiser, Maria; Mannteufel, Ingo; Unser, Jutta: St. Petersburg. Leningrad.St. Petersburg.Eine Stadt im Spiegel der Zeit, Stuttgart, 2000, S.220–232, S.231.
- ³⁰ Schlögel, S.23.
- ³¹ Schlögel, S.36.
- 32 Schlögel, S.23.
- Groys, Boris: St. Petersburg Petrograd Leningrad, in: ders: Die Erfindung Rußlands, München/Wien, 1995, S. 167–179, S. 179.
- ³⁴ Groys, S.169.

- 35 Bitow, S.31.
- ³⁶ Wehner, S.231.
- ³⁷ Strada, S.515.
- ³⁸ Strada, S.515.
- ³⁹ Vendina, S.1314.
- ⁴⁰ Strada, S.506.
- ⁴¹ Hansen-Löve, S.436.
- ⁴² Schlögel, S.64.
- 43 Ingold.
- 44 Ingold.
- ⁴⁵ Belinskij, S.771.
- 46 Schlögel, S.62.
- ⁴⁷ Schlögel, S.62.
- ⁴⁸ Vendina, S.1314.

Die vergessenen Schichten Petersburgs

Eine Sommerakademie für junge Osteuropahistorikerinnen und -historiker an der Newa

Markus Ackeret, Frankfurt an der Oder/Zürich

Gewaltig die hölzernen Tore, die stählernen Arme, das Drehkreuz in der Mitte, überwuchert von Grasbüscheln und verwittert vom Wasser und Wind. Das ist das Zentrum eines technischen Wunderwerks aus dem frühen 18. Jahrhundert, des petrinischen Kanals mit seinen Docks, Schleusen und dem Bassin: der Schlund von Kronstadt. Radikaler fast als St. Petersburg selbst, die Stadt, die auf Sumpf gebaut und für deren Errichtung kein Aufwand gescheut wurde, steht Kronstadt für die Kompromisslosigkeit des petrinischen Projekts. Kronstadt, die Festung auf der Insel Kotlin im Finnischen Meerbusen, ist der Vorposten der Haupt- und Hafenstadt des Imperiums und zugleich ein Kosmos für sich: Symbol für die maritime Gestalt Petersburgs und für seine militärische Potenz, und mit den umfangreichen Kanal- und dreifachen Dockanlagen zeigt es die technische Kunst wider alle Hindernisse: Kronstadt, und zu dem Bollwerk gehören unzählige befestigte Inseln im wehrhaften Spalier, ist das ausgelagerte Zentrum Petersburgs. Petersburgs Macht, sagt Ivan Czeczot, Kunstund Kulturhistoriker aus der Newa-Stadt, lag immer in Kronstadt, und der Mythos dieses Namens gibt ihm recht.¹

Petersburg lesen

Kronstadt als Anhängsel Petersburgs hat im Jubiläumssommer 2003 kaum Beachtung gefunden. Warum auch: In Kronstadt ist es ruhig, zu ruhig vielleicht – vergangene Pracht, vergessene Macht. Aber es gibt nicht nur das Petersburg der Geburtstagsfeiern, nicht nur die Stadt, die sich als "Fenster nach Europa" preist und ihre äußerste Schicht zur Bewunderung und zum Lob vorzeigt. Petersburg-Petrograd-Leningrad hat viele Schichten, die sich einzeln abtragen lassen, und viele Texte, die zu entziffern sind. Die junge Stadt mit ihrem mächtigen Schicksal ist ein vieldimensionaler Gedächtnisort. Petersburg als Geschichts- und Gedächtnisraum zu entfächern – das war das Vorhaben der ersten Sommerakademie der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius zu europäischen Gedächtnisorten, die unter dem Titel "History Takes Place" Ende August/Anfang September unter der wissenschaftlichen Leitung Karl Schlögels, des Professors für Geschichte Osteuropas an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder und eminenten Petersburg-Kenners, in der Stadt an der Newa selbst durchgeführt wurde. "Petersburg lesen" wäre – in Anlehnung an Schlögels Moskau-Buch – die korrekte Überschrift für das, was die rund zwanzig jungen Osteuropahistorikerinnen und Osteuropahistoriker aus Deutschland, Russland, Polen, Ungarn und der Schweiz mit ihren Beiträgen zum Geschichts- und Erinnerungsort zu leisten versuchten: die konsequente Umsetzung jener von Schlögel geforderten Historiographie, die die geschichtlichen Ereignisse auch im Raum und nicht nur in der Zeit spielen lässt – *spatial turn* angewandt. Was in Petersburg doppelt Sinn macht, weil hier die innovative, räumlich denkende neue Kulturgeschichte auf einen Zweig ihrer Ahnen stößt, auf Iwan M. Grews' und Nikolaj P. Anziferows Studien zum Stadtraum und seiner Erfahrung, der Exkursionistik.²

Prospekt Statschek als Fallbeispiel

Städte lassen sich nicht im Konferenzsaal lesen, aber die Wissensbasis zum besseren Verständnis des zu Erkundenden wurde hier gelegt. Den Vorträgen der Stipendiaten zur Semiotik der Stadt, zu den unterschiedlichen Topographien, Erinnerungsorten und Umcodierungen, zur Stadt als Bühne der Revolution - waren die Auftritte der Koryphäen der Petersburger Wissenschaftsszene zur Seite gestellt. Lew Lurje etwa sprach über die Wurzeln und die verborgene Macht der Petersburger urban studies, Moissej Kagan über die unterdrückte und renaissierende Petersburger Tradition, Rafail Ganelin über das stalinistische Leningrad; weitere kamen dazu. Weniger die Vorträge jedoch waren das Ereignis als die Exkursionen, die den Geschichts- und Erinnerungsraum Petersburg-Petrograd-Leningrads erst plastisch machten. Die Durchmessung von Raum und Zeit folgte nicht dem Mythos; die Geste des "Ehernen Reiters" war präsent, aber nur von fern. Petersburg sollte nicht nur als Stadt Peters wahrgenommen und die Stadt Peters nicht nur aus der geläufigen Perspektive erfasst werden. Wenn Ivan Czeczot auf seiner für die Sommerakademie später fast schon legendären Erschließung des Prospekt Statschek, im Eilschritt und mit wehendem Mantel dem Pulk voran, die Meile der Kirow-/ Putilow-Werke, der Arbeiter und Arbeiterproteste durchmaß, die zugleich zum Feld avantgardistischer und stalinistischer Architektur wurde, führte er durch fast ein Jahrhundert russisch-sowjetischer Geschichte – am Schluss: die "Schlafstädte" vor den Toren –, die so dicht und räumlich intensiv kaum je gezeigt wird. Das Petersburg-Leningrad des Prospekt Statschek ist ein Petersburg, das von den Schichten des vermeintlich Glanzvolleren und Repräsentierenderen verdeckt wird – ohne Rücksicht auf Verluste. An den Architekturdenkmälern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nagt die Zeit, und was den heute gängigen Nutzungen widerspricht, wird unsanft angepasst oder bleibt leer. Anders der Untergrund: Nicht nur in ihrer Funktion, sondern auch in ihrer Form haben Stalins Katakomben, die Metro-Stationen der Linie 1, überlebt, als hätte die Tiefe sie vom Gang der Geschichte bewahrt. Sie transportieren Erinnerung und Macht gleichermaßen, unterirdisch, aber mitten im Puls der Stadt.

Dimension der Erinnerung – Dimension der Katastrophe

Kein Ort in Petersburg aber verordnet mehr Erinnerung als der Piskarjowskoje-Friedhof, letzte Ruhestätte und Mahnmal für Hunderttausende von Opfern der Blockade Leningrads. Nicht die Mutter Heimat, die über allem gestreng wacht, und nicht die Verse, eingemeißelt in die Quader hinter ihr, machen diese Trauerstätte aus, sondern die schlichten Steine mit den Jahreszahlen und die Grasflächen dahinter – endlos, unfassbar. Erst wer sich diesen Raum erschließt, erahnt die Dimensionen einer Katastrophe, die im mündlichen Erfahrungsbericht des Historikers Boris Firsov aus dem Anonymen hinaustritt. Geschichte und Gedenken verschränken sich; monumental – und monumental inszeniert – ist das Schicksal der Stadt auch jenseits von Falconets "Ehernem Reiter". Die Leningrader Topographie des Terrors und des Kriegs lässt sich nicht ausschneiden aus dem Bild der Stadt. Wer Petersburg liest, liest auch dieses Leningrad. Jede Stadt, zumal Metropole und caput imperii, lässt sich als Machtraum wahrnehmen, Petersburg-Petrograd-Leningrad aber ist dazu prädestiniert, so sehr das Imperiale auch hinterfragt werden mag.3 Wenn Kronstadt das (militärische, nautische) Zentrum der Macht außerhalb des Zentrums war, dann besitzt es, wie der Kunsthistoriker Alexej Leporc zeigte, in Zarskoje Selo ein tragisches Pendant. Ein Dutzend Jahre war der Alexander-Palast das Zentrum Russlands, der Sitz des letzten Zaren. Von den Ufern der Newa ausgelagert, ist der Machtraum hier nur noch Ohnmachtsraum.

Die andere Stadt

Spatial turn heißt Sensibilisierung für das Räumliche und nicht räumliche Ausschließlichkeit, sagt Karl Schlögel, und theoria im ursprünglichen griechischen Wortsinn Anschauung.⁴ Die Sommerakademie hat spatial turn und

theoria zusammengeführt und das andere Petersburg zu entziffern versucht, dadurch Schichten abgetragen und sie als verborgene Schätze neu untersucht. Das andere Petersburg – das ist nicht nur das gesellschaftlich andere Petersburg (Jurij Pirjutko), sondern auch die räumlich-topographisch neu vermessene, andere Stadt, die über den Mythos und den Geist Peters weit hinaus reicht. Der Schlund von Kronstadt ist mehr als das Kernstück eines petrinischen Projekts. Er vereint Unerbittlichkeit und brachiale Gewalt mit (technischer) Eleganz. Dass dies zum Verhängnis dieser Stadt auch jenseits ihrer Anfangsgeschichte korrespondiert, hat ihre alles fordernde, geistige wie räumlich-konkrete Durchdringung nur als eine Erkenntnis hinterlassen.

Markus Ackeret ist Student der Allgemeinen und Osteuropäischen Geschichte sowie Russischen Literatur an der Universität Zürich und 2002/2003 an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Er war Teilnehmer an der Sommerakademie "History Takes Place" in St. Petersburg.

- ¹ Eine neuere Publikation dokumentiert und illustriert die Geschichte Kronstadts von den Anfängen bis zur Gegenwart: V. Ja. Krest'janinov: Kronschtadt: krepost' gorod port. Izdatel'stvo ostrov: Sankt-Peterburg 2002.
- ² Vgl. Karl Schlögel: "Die Seele Petersburgs" von Nikolai P. Anziferow: Ein legendäres Buch und sein unbekannter Autor. Vorwort zu: Nikolai Anziferow: Die Seele Petersburgs. Deutsch von Renata von Maydell. C. Hanser-Verlag: München Wien 2003, S. 7–46.
- Beiträge zur Erinnerungstopographie des Jüdischen und zum Verhältnis zu den kolonialen Peripherien taten es.
- ⁴ Vgl. Karl Schlögel: Im Raume lesen wir die Zeit: Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. C. Hanser-Verlag: München Wien 2003.

St. Petersburg entdecken

Die europäische Metropole und ihre altrussischen Nachbarn Ein Petersburger Stadtführer

Elena Nowak und Anja Otto, Berlin und Vadim Sergeev, St. Petersburg

Zum 300-jährigen Jubiläum St. Petersburgs strömten neben Staatschefs und High Society zahlreiche Touristen in die Stadt, um die prachtvolle imperiale Fassade der "nördlichen Hauptstadt" zu bewundern. St. Petersburg ist nach Venedig die Stadt mit den meisten von der Unesco als Architekturdenkmäler eingestuften Bauten. Aber was steckt hinter dieser prunkvollen Kulisse? Der Reiseführer zeigt die Spuren der wechselhaften und bewegten Stadtgeschichte (auch) jenseits der klassischen Schauplätze wie Eremitage und Bernsteinzimmer. Auf Stadtrundgängen führt er zu Orten, die sich die russische Literatur in ihrem "Petersburger Text" angeeignet hat. Zugleich bietet er Hintergrundinformationen und Adressen, die dabei helfen, sich im aktuellen und vielfältigen Kulturangebot zurechtzufinden. Eingeladen wird auch zu weiteren Reisezielen, die von Petersburg aus zu erreichen sind wie die landschaftlich reizvolle Karelische Meerenge, die "heiligen" Inseln Valaam und Kiži mit ihrer herausragenden Sakralarchitektur oder die altrussischen Städte Novgorod, Staraja Ladoga und Pskov, das im gleichen Jahr wie St. Petersburg seine Gründung vor elf Jahrhunderten feierte. Umfangreiche Reiseinformationen und Tipps ermöglichen eine individuelle Reiseplanung.

Elena Nowak studierte Russistik und Hispanistik in Petersburg, Berlin und Barcelona. Heute arbeitet sie als Dolmetscherin und Übersetzerin in Berlin. Diplomarchitekt Vadim Sergeev war mehrere Jahre für die SorosStiftung im Kulturbereich tätig und arbeitet heute in St. Petersburg als Architekt. Anja Otto ist promovierte Slavistin und wissenschaftliche Bibliothekarin, Studium in Hamburg und Leningrad. Sie leitete mehrere Reisen nach St. Petersburg und lebt heute in Berlin.



ELENANOWAK/ANIA OTTO/VADIM SERGEEV:

St. Petersburg entdecken. Die europäische Metropole und ihre altrussischen Nachbarn.

Trescher-Reihe Reisen. 2004. 412 S. m. Ktn.-Skizzen u. Pln., 16 S. Farbteil. 21 cm. Kartoniert. ISBN: 3-89794-023-X. 13.95 EUR

Stadtbilder: Сенная Площадь – der Heumarkt

Alexander L. Gendlin, Berlin

St. Petersburg feiert sein 300-jähriges Jubiläum. Um das Geburtstagskind in diesem denkwürdigen Jahr im neuen Glanze erstrahlen zu lassen, werden weder Mühe noch Kosten geschont. Russlands Staatsoberhaupt Wladimir Putin höchstpersönlich, seineszeichens gebürtiger Petersburger, erklärte es zu seiner Aufgabe, über die Renovierungs- bzw. Bauarbeiten in der Stadt Kontrolle zu führen. Zahlreiche Paläste, Kirchen, ja ganze Straßenzüge wurden innerhalb der letzten Monate auf Vordermann gebracht. Und dennoch, unter den vielen Renovierungsobjekten gibt es eines, das in der Petersburger Stadtgeschichte wohl einen besonderen Stellenwert einnehmen wird: die langerwartete Eröffnung des grundlegend neugestalteten Sennaja Platzes – des Heumarktes.



Der Heumarkt zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert

Geschichte des Platzes

Viele berühmte Straßen und Plätze schmücken das Petersburger Stadtbild: der Newskij Prospekt, die Strelka der Wassilij-Insel, Palast- und Senatsplätze, um nur einige von ihnen zu nennen. Diese Toponyme wurden zu Schauplätzen sowohl der russischen als auch der Weltgeschichte. Der Name "Heumarkt" dagegen ruft kaum Assoziationen hervor, sobald man die Stadttore hinter sich gelassen hat. Der Heumarkt ist ein Mythos, welcher so wohl nur in St. Petersburg entstehen konnte und nur innerhalb der imaginären Stadtmauern existiert. In einer Stadt, die künstlich von Herrscherhand gegründet, entgegen allen Naturgesetzen erbaut, von den einen verteufelt, von den anderen verehrt, mit einer Vermittlungsmission zwischen zwei Welten bedacht wurde; entwickelte sich der Heumarkt zu einem konzentrierten Sinnbild dieser verhängnisvollen Mammutaufgabe. Nirgendwo sonst in St. Petersburg sah man die sozialen, religiösen und ökonomischen Gegensätze so auffallend aufeinanderprallen. Schon in den ersten Jahren nach der Gründung der Stadt formiert sich die Gegend um den heutigen Heumarkt zu einem Umschlagplatz für landwirtschaftliche Güter, die aus dem russischen Hinterland in die neue Hauptstadt gebracht werden. Die über die Moskauer Landstraße ankommenden Bauern machten hier am Rande der Stadt Halt und verkauften Heu, Hafer, Brennholz, Pferde u.v.a.m. an die Stadtbewohner. Auf den "Verkaufsschlager", den Treibstoff des preindustriellen Zeitalters, ist sowohl der Name des Marktes, als auch des später entstandenen Platzes zurückzuführen. Als die Umgebung um den Heumarkt unter der Regierung Katarina II. zunehmend bebaut wurde, löst sich die bis dahin gegebene Einheit des Marktes auf. Es kommt zur Herausbildung bzw. Ansiedlung einzelner "spezieller" Marktbereiche in der Nähe des Marktes: der Vieh- und Geflügelhandel läßt sich auf dem Obuhowskaja Platz nieder, der Fischmarkt bleibt am Fontanka-Ufer, während zur gleichen Zeit die neuen Namen "Pferde- und Kalbsgasse" ins Straßenregister der Stadt eingetragen werden. Auf dem eigentlichen Heumarkt wird nun fast ausschließlich Heu verkauft.

Der Ruf

Sehr bald gelangt der Heumarkt zu seinem zweifelhaften und widersprüchlichen Ruf, der sich im Laufe der Zeit fest verankern soll. Wie es wohl die ungeschriebenen Gesetze der urbanen Entwicklung nicht anders zulassen, formieren sich im Umkreis des Platzes etliche großmarkttypische Strukturen – da wo große Menschenmengen kurzweilig in der Stadt verkehren und zu etwas Geld für ihre nicht sonderlich teure Ware gekommen sind, mehren sich preiswerte Unterkünfte und billige Kneipen. Auch kommt es zum Aufblühen von Kleinkriminalität, Prostitution, Geldspielerei und anderen fragwürdigen Entwicklungen und Erscheinungen einer Großstadt. Dies zieht im weiteren Verlauf einerseits heruntergekommene Menschen aus anderen Stadtteilen ebenfalls hierher. Andererseits ziehen alle, die es sich leisten können weg - die Umgebung um den Heumarkt wird somit sowohl zu einem Armenviertel, als auch zu einem Inbegriff für Abenteuer, schnelles Geld, Gefahr und Vergnügen. Aber auch Besonderheiten anderer Art trugen zur Popularität des Heumarktes bei. So lesen wir beim bedeutendsten Petersburger Stadthistoriker M.I. Pyljaew (1842–1899) über eine spezifische Attraktion des städtischen Lebens: "Im XVIII. Jahrhundert waren viele Juden am Heumarkt ansässig. Eine Zeit lang gehörten sie zu keiner der kaufmännischen Gilden und wurden nicht besteuert. Diese günstige Ausgangslage ermöglichte einigen jüdischen Kaufleuten einen steilen Aufstieg als Zwischenhändler oder Geldverleiher. An den jüdischen Feiertagen versammelten sich Tausende von Stadtbürgern und Gästen rund um den Heumarkt, um die vielen jüdischen Familien bei ihren "seltsamen" Feierlichkeitsritualen vor den Häusern zu bestaunen." Nach dem Erlass der "Juden-Verordnung" verließen die meisten Juden Petersburg und

folglich auch den Heumarkt. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts machte das schnelle Wachstum der Stadt und die sich damit verschiebenden Stadtgrenzen jetzt auch die Grundstücke am Heumarkt für vermögende Bauherren attraktiv. Die größten architektonischen Veränderungen am Heumarkt verdankt man dem im wahrsten Sinne des Wortes steinreichen Hausbesitzer Sawwa Jakowlew. Neben den vielen Häusern die er in den angrenzenden Straßen erbauen ließ, wurde durch ihn 1753 auf dem Heumarkt der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt. Zwölf Jahre später waren die Bauarbeiten an der Gottesmutter-Himmelfahrt-Kirche abgeschlossen.

Der Mythos

Fast ein ganzes Jahrhundert später wird sich der große russische Schriftsteller Fjodor M. Dostoewskij in jener Kirche auf dem Heumarkt, in dessen unmittelbarer Umgebung sich immer wieder Szenen in vielen seiner Bücher abspielen, trauen lassen (1857). Dostoewskijs düstere Werke, diese in ihrer bildgewaltigen sozial-psychologischen Erzählart kaum übertreffbaren, zeitgenössischen Dokumente, sind ein wunderbarer Beleg dafür, wie sich der Mythos "Sennaja" mit der Zeit immer stärker in der hauptstädtischen Subkultur verwurzelte. Der Hauch eines sonderbaren, von Gott verlassenen Ortes hielt Bestand auch in relativ ruhigen Perioden der Stadtgeschichte. Wie groß die Eskalationsgefahr auf dem Platz im Falle einer Ausnahmesituation sein könnte, sieht man am Beispiel der sogenannten "Cholera-Aufruhr": "Als im Jahre 1831 in St. Petersburg die Cholera-Epidemie ausbrach, wurden zu Hunderten Leidende ins Krankenhaus am Heumarkt eingeliefert. Die hohe Sterblichkeitsrate bei dieser Erkrankung gab Anlass zur Entstehung hartnäckiger Gerüchte. Die Arzte-Mörder würden "den kleinen Leuten" jenseits der Krankenhaustore den sicheren Tod bereiten. Am 22. Juni wurde das Faß des Volksunmutes zum Überlaufen gebracht. Es herrschte eine für Petersburger Verhältnisse sehr starke, unerträgliche Hitze, als die aufgebrachte Menge das Krankenhausgebäude stürmte. Die Menschen warfen Ärzte, Sanitäter und Apotheker aus den Fenstern, man jagte sie in den Ekaterininskij-Kanal (heute Griboedov-Kanal) hinein - es gab kein Entkommen für das Personal. Die Polizei konnte sich keinen Weg durch die Menschenmassen verschaffen, um den Medizinern zu Hilfe zu kommen. Als sich die Aufruhr auch auf die benachbarten Straßen ausbreitete, versperrten Heumarkt-Händler ihre Stände. Alle Passanten mit dreieckigen Hüten, die von der Menge für Ärzte gehalten wurden, erfuhren das gleiche Schicksal. Die ankommenden Kutschen mit Kranken wurden ebenfalls in den Kanal geworfen. Erst nach acht Stunden wurde die Revolte von Armeeeinheiten besänftigt." Allerdings wird im Volksmund diese enorme Leistung dem Zaren Nikolai I. allein zugeschrieben. Die Szene, wie der berittene Zar in die Menschenmenge eindringt und diese in die Knie zwingt, findet sich sogar als Basrelief verewigt an seinem Denkmal vor der Isaakkathedrale wieder. Bis 1886 blieb der "Bauch

Petersburgs", wie der Heumarkt oft genannt wurde, in seiner architektonischen Gestaltung nahezu unverändert. Erst dann bekam der Platz, dem Geist der modernen Zeit entsprechend, vier große Pavillons aus Metall und Glas hinzu. Der solide Handel zog unter das Dach, während die Kleinhändler weiterhin im Freien auf ihre weniger betuchten Kunden warten mußten. Eine in den 90er Jahren elektrifizierte Straßenbahnlinie durchquert seitdem den Heumarkt entlang der Sadowaja Straße. Aber auch diese gutgemeinten Modernisierungen konnten der Gegend ihre zwiespältige Atmosphere nicht nehmen. Besonders während der Wirren der drei russischen Revolutionen und in der Zeit der NEP der 20er überschlugen sich hier die kleinen und großen Ereignisse. In den 30er des Jahren vorigen Jahrhunderts erfolgte der erste große Einschnitt in die Geschichte des "Sennaja". Der Markt wurde endgültig von seiner ursprünglichen Stelle verbannt und befindet sich bis heute auf dem Moskowskij Prospekt einige Hundert Meter südlicher. Die mächtigen Metall- und Glaskonstruktionen der Pavillons wurden abgerissen, die umstehenden Häuser um einige Stockwerke erhöht und die Fassaden im neuen neoklassischen Stil aufgewertet. Nach diesen Maßnahmen ließ das Treiben der Petersburger auf dem einst so menschenreichen Platz stark nach. In den Sechzigern, als der Generalbauplan für Leningrad abgesegnet wurde, richtete sich das Augenmerk der Stadtväter zum zweiten Mal auf den Heumarkt. Entsprechend des Planes sollten unter dem Platz Umsteigestationen für mehrere U-Bahn-Linien erbaut und gleichzeitig Freiräume für Außenpavillons über der Erde geschaffen werden. Für die in den 70er Jahren in Betrieb genommene U-Bahn-Station "Platz des Friedens" (so hieß der Heumarkt von 1961 bis 1991) musste die Gottesmutter-Himmelfahrt-Kirche weichen – sie wurde ungeachtet der Proteste seitens der russisch-orthodoxen Kirche im Jahr 1961 gesprengt. Als es dann später, in Folge der fehlerhaft durchgeführten Sprengung, nacheinander zu Einstürzen von Nachbargebäuden kam,



Heumarkt von Dächern der Stadt. Hauptwache

entsann man sich wieder der außergewöhnlichen Vorgeschichte des Ortes - der Mythos "Sennaja" kehrte aus der in Vergessenheit geglaubten Vergangenheit zurück.

Der Heumarkt in den jüngsten Jahrzehnten

Die letzten Jahrzehnte der Entwicklung des Heumarktes durfte Autor dieses Artikels miterleben. Seitdem in den 80ern die zweite Etappe der Modernisierungsarbeiten auf dem Platz in Angriff genommen worden war, glich der "Sennaja" einer einzigen Riesenbaustelle. Der Autoverkehr wurde umgeleitet, die Straßenbahnen holperten im Schneckentempo über den Platz, selbst für die Fußgänger war der Weg über die ursprünglich als "provisorisch" gedachten Holzbrücken mit äußersten Schwierigkeiten verbunden. Die wirtschaftliche Krise der Übergangsiahre zögerte die ersehnte Inbetriebnahme immer wieder so oft hinaus, dass das verunstaltete äußere Bild des Heumarktes von den Petersburgern mittlerweile als Normal hingenommen wurde. In den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion geschah ein regelrechter Rückfall des "Sennaja" in die Vergangenheit. In den Anfängen einer neuen kapitalistischen Gesellschaft bevölkerten fliegende Händler aller Art die wenigen noch verbliebenen Freiflächen rund um die Baustelle. Innerhalb kürzester Zeit stieg der Heumarkt in der inoffiziellen Rangliste der Gegenden mit höchster Kriminalitätsrate auf den ersten Platz. Anund Verkauf für alles nur Erdenkliche, Kleinganoven, Glücksspieler, Bettler, Menschen aus allen Ecken der ehemaligen UdSSR, Tausende von Passanten waren hier anzutreffen - Petersburger strömten jeden Tag aufs Neue zum "Sennaja", wo man garantiert alles findet und noch dazu preiswerter als sonst irgendwo. Dazu ein Auszug aus der Statistik: In den Jahren von 1987 bis 1997 stieg die Anzahl der Handelsobjekte an der "Sennaja" auf 670. Der Mythos vom "Bauch Peterburgs" war wieder in aller Munde. Bei aller Strukturlosigkeit des regen Treibens auf dem Heumarkt war eine gewisse Ausrichtung hin zur U-Bahn-Station nicht zu verkennen. Die Tatsache jedoch, dass der Handel sich an dem Ort konzentrierte, wo einst die Gottesmutter-Himmelfahrt-Kirche stand, setzte nicht nur religiösen Petersburgern zu. Den tragischen Höhepunkt dieser auch in den Medien ausgetragenen Debatte markiert das Jahr 1999: Am 10. Juni jenes Jahres passierte das größte Unglück der Petersburger U-Bahn-Geschichte. Mitten im Berufsverkehr und ohne jegliche Außeneinwirkung löste sich das massive Betonvordach des Pavillons der U-Bahn-Station aus den Verankerungen und stürzte auf die in Panik geratenen Menschen hinab. Unter denen, die sich im Gemenge nicht rechtzeitig retten konnten gab es viele Verletzte. Für sieben Menschen kam jede Hilfe zu spät - sie wurden von den schweren Betonplatten erschlagen. Die nachfolgende Untersuchung stellte grobe Baufehler und überschrittene Ermüdungsdauer des Materials als Unglücksursachen fest. Wieder sprach man von einem verdammten, verhängnisvollen Ort: der "Sennaja" räche sich für das, was die Menschen ihm angetan haben. Der Ruf nach einer "Versöhnung" mit dem Heumarkt wurde

lauter – es sollte ein neues Konzept zur Platzgestaltung entwickelt werden.

Die Gegenwart

Am 4. Dezember 2002 konnte man endlich die ersten fertiggestellten Objekte des in den letzten Jahren im wesentlichen neu konzipierten Sennaja-Platzes bestaunen. Mit großem Pomp wurde der für die permanent staugefährdete Innenstadt so wichtige Verkehrsknotenpunkt nach einer nahezu 20 Jahre andauernden Auszeit dem Verkehr wieder freigegeben. Wenngleich die endgültige Gestaltung des Platzes noch immer nicht abgeschlossen ist, kann man davon ausgehen, dass der neue "alte" Heumarkt als ein gelungenes Projekt der Stadtarchitekten gefeiert werden wird. Auch in diesem Jahr hat sich bereits vieles bei der Platzgestaltung getan; viele neue Elemente sind hinzugekommen: Der Platz bekam eine modern ausgestattete vierspurige Fahrbahn samt Straßenbahngleisen, Autoparkplätzen und Zufahrten. Außerdem wurden die Gebäude am Heumarkt gründlich saniert. An der Stelle, wo einst die vier Riesenpavillons standen, fanden acht kleinere, ganz im Stil der früheren Pavillons errichtete Bauten ihren Platz. Eine Pferdetränke-Fontäne, die lange Zeit auseinandergenommen in Museumsdepots lagerte, kehrte an die Kreuzung (Moskowskij Prospekt/Sadowaja Straße) zurück.



Selbst Sitzbänke sehen wegen der an den Seiten dekorativ angebrachten Räder wie Bauernkarren aus und erinnern damit an das einstige Markttreiben. Das Anlegen von Fußgängerzonen in den benachbarten Gassen ist ebenfalls bereits geplant. Es gibt aber unter den neuen Gestaltungselementen des Heumarktes Einiges, was die Gemüter der Stadt doch vehement in Aufregung versetzt. Die Errichtung des "Friedensturmes" an der markantesten Stelle des "Sennaja", genau in der Mitte des Platzes, sorgte für einen landesweiten Skandal: Das Geschenk Frankreichs zum Jubiläum der Stadt stellt eine 18 Meter große Stele dar, auf deren verglaster Oberfläche das Wort "Frieden" in 34 Weltsprachen eingraviert wurde. Noch lange bevor im März diesen Jahres das Denkmal aufgestellt wurde, ertönten die

ersten Proteste. Das eigenartige Werk der Künstlerin Klara Halter soll, so munkelt man, schon von mehreren europäischen Metropolen abgelehnt worden sein, bevor sich der verantwortliche Leiter der französischen Kommission zur Teilnahme an den Jubiläumsfeierlichkeiten und Ehemann in Personalunion, Marek Halter, für dieses Projekt entschieden hat. Als sich dann noch die Ehefrau des Petersburger Bürgermeisters - eine erfolgreiche Bauunternehmerin - für dieses Vorhaben begeistern ließ, war die Entscheidung gefallen. Ein "Friedensturm" als architektonischer Blickfang überragt nun die Komposition des Platzes, der 30 Jahre lang den Namen "Platz des Friedens" trug. Für die Mehrzahl der Kunsthistoriker bedeutet diese Tatsache allerdings, dass das ganze wohlgemeinte Konzept der Besinnung auf die Vergangenheit des Heumarktes über den Haufen geworfen ist. Die Konsequenz: zur Zeit wird über eine Versetzung der Stele vom Heumarkt verhandelt. Ein weiteres Argument gegen den Standort des Monumentes waren begründete Zweifel, ob die Stele mit ihrer horizontalen Dominanz die Gottesmutter-Himmelfahrt-Kirche, deren Wiederaufbau an ihrem einstigen Standort beabsichtigt ist, optisch nicht in den Hintergrund drängen würde. Bis es aber soweit ist, erinnert eine in diesem Jahr errichtete kleine Kapelle an die Geschichte des Gotteshauses am "Sennaja". Außerdem bleibt die Wiederherstellung der historischen Komposition des Gesamtbildes des Heumarktes solange unvollendet, bis dem Hauptwachen-Gebäude an der rechten Seite der Sadowaja, das als symmetrisches Gegenstück entworfene Portal der Gottesmutter-Himmelfahrt-Kirche fehlt.



Friedensturm - Eröffnung

Neue Etappen

Die Geschichte des Heumarktes scheint eine neue Etappe angetreten zu haben. Der "wilde" Markt zieht weg; die rar gewordenen, teuren, modernen Gewerbeflächen werden immer stärker von seriösen Unternehmern und Handelsketten übernommen. Das Profil der Kundschaft ändert sich und das Alltagsleben rund um den Platz nimmt allmählich geregelte Bahnen an. Selbst die Bewohner der anliegenden Häuser werden vom unerbittlichen Voranschreiten der neuen Zeit und ihrer Gesetze nicht verschont: Im Zuge der Modernisierungsarbeiten am Heumarkt soll in dessen näherem Umkreis eine Business-City entstehen. In den Gebäuden, wo sich bis jetzt die sagenumworbenen Petersburger Gemeinschaftswohnungen (Kommunalkas) befanden, werden schrittweise Laden-, Büro- sowie elitäre Wohnflächen entstehen. Den Bewohnern werden einzelne Wohnungen in den Randbezirken der Stadt in Aussicht gestellt (was schon jetzt zur Folge hat, dass sich Dutzende gegen Zahlung eines entsprechenden Betrages als Mieter in den ohnehin überbelegten Zimmern anmelden lassen). Bald also wird auch die Gegend um den Heumarkt weitestgehend resozialisiert. War es das nun mit dem berüchtigten Mythos "Sennaja", wo, wie Dostoewskij schrieb, "...man mit der Kleidung schwer irgendeinen in Staunen versetzen konnte,... das Gesamtbild mit solchen Subjekten bunt gefärbt wurde, daß es angesichts so mancher Figur unangebracht wäre zu stauen..."? Ich kann es mir nicht vorstellen: An einem Ort, an dem 1874 Fjodor Dostoewskij für einige Tage im Gebäude der Hauptwache arrestiert war und sich heute immer noch das Terrarium des Petersburger Zoos befindet; wo Welten weiterhin aufeinanderprallen - sei es in Form der Jubiläumsgeschenke: hier eine modernistische Stele aus Frankreich, da ein überlebensgroßes Denkmal von Akyn Dschambul Dschabajew aus Kasachstan, während ein paar Meter entfernt eine nagelneue orthodoxe Kapelle in der Sonne strahlt -; wo schon im Oktober 2003 ein riesiger Kaufund Unterhaltungskomplex mit Casinos, Diskotheken und der angeblich größten Bowling-Anlage ganz Europas eröffnet wird; wo in zehn Jahren eine dritte U-Bahn-Linie und demzufolge eine dritte Umsteigestation entstehen soll, an solch einem Ort werden schrille Figuren und seltsame Ereignisse wahrscheinlich nie ganz verschwinden. Es ist eben ein Petersburger Mythos — "Sennaja"...

Alexander L. Gendlin studiert Osteuropastudien in den Disziplinen Geschichte und Kultur am Osteuropa-Institut und Anthropogeographie an der FU Berlin.

Fotos: Veronika Illarionova, Alexej Evstatov und andere.

KLAUS BUCHENAU

Orthodoxie und Katholizismus in Jugoslawien, 1945–1991 Ein serbisch-kroatischer Vergleich

Balkanologische Veröffentlichungen

Harrassowitz Verlag • Wiesbaden 2004

Monitoring regional differences in Northwest Russia*

Riitta Kosonen and Tuuli Juurikkala, Helsinki

Russian regions neighbour Finland from the northernmost tip of the country all the way to the Baltics. Finland's Action Plan for Cooperation with Neighbouring Areas aims at building sustainable grounds for cross-border economic cooperation, supporting also administrative reforms undertaken in Russia after the collapse of communism. Within this framework, financed by the Finnish Ministry for Foreign Affairs, a joint Finnish-Russian project on economic monitoring of Northwest Russia was undertaken in December 2000. The regions monitored include the Murmansk region, the Karelian Republic, the Leningrad region, St Petersburg, the Kaliningrad and the Novgorod regions. The aim of the project is to provide regular, comprehensive and comparable information on production and demand indicators, foreign relations, and on public sector and social developments in the regions. The bi-annual publication is the first of its kind at this detailed level.

Regular and comparable economic monitoring

The regional reports are produced as a twinning project. Every report is a responsibility of one Finnish and one Russian partner. Thus the reports represent the result of collaboration between the Institutes of Sciences of the Russian Academy of Sciences in the region of Murmansk and the Republic of Karelia and various other scientific institutions in the Leningrad, Novgorod and Kaliningrad region and the City of St. Petersburg with the Center for Markets in Transition at the Helsinki School of Economics who also coordinates the project.

The analysis is based on official statistical information on the Russian Federation and the six regions available. The team is aware of the major shortcomings of the statistical information available. These are, among others, the lack of or deficient information on gross regional product, and employment, and distorted information on foreign trade due to transit trade or practices aimed at avoiding customs duties. An additional problem is created by the diversity of formats among the regions, according to which information is published. Furthermore, not even the official statistical sources are consistent or provide similar information for all the regions. Statistics are also revised relatively often, when better information becomes available. The share of the shadow economy may not be estimated correctly in the statistics. Active enterprises may not be included in business registers and statistics whereas some registered ones have seized to exist in practice.

The list of deficiencies is admittedly long. However, the official statistics are the only source available in a relatively systematic and similar format for all the regions. It can be assumed that the above-mentioned distortions affect them more or less equally. Therefore they can be used as relatively reliable indicators for development trends over time. In

addition to the statistical information, surveys and other research-based data have been used in the reports. The ultimate goal is to reach what is behind the figures, to find causes and consequences beyond the statistics. In the relatively small regional economies, single business deals or political and administrative strategies may cause significant fluctuations in statistics not necessarily explained by any underlying economic trends. The cooperative structure of the research team involved is thus well suited to give the reader both the local flavour and the objective comparability needed to truly understand the regional development.

Structural changes in northwest Russian regions

Until the economic reforms began, the Northwest Russian regional economies were run by federal-level planning. A vast structural change occurred in the 1990s, as the collapse of the communist system cut the supplier and customer contacts of the enterprises and markets were opened for competition. In St Petersburg, for example, the previously strong defence-oriented industries of machine building and electronics, lost their production shares to consumeroriented food and beverages. The textile industry has also collapsed in the city. In the Leningrad region, machine building is still on its feet but has experienced high volatility in production volumes partly due to the rapidly changing number of active enterprises. After 1999, new investments in the industry have positively affected its future outlook. Chemical, wood-working and food industries have replaced machine building as the main industrial sectors in the Novgorod region. (see e.g. Zimine & Bradshaw 1999; Zimine & Bradshaw 2002; Solanko & Tekoniemi 1999; Sutherland et al. 2000).

The drastic structural changes lead the Northwest regions to a deeper crisis than the average in Russia in the mid 1990s. The traditionally strong industries in the district were not competitive and the lack of investment hindered fast-track restructuring of any substantial scale. The recovery, however, has started. Industrial growth rates have mostly followed the all-Russian trends, with rapid positive development especially after the 1998 economic crisis, although slowing down somewhat in 2001. In 2002, the industrial growth in the Northwest federal district was 16.4%, which was considerably more than the average in Russia, 3.7%. The preparations for the city's 300 year celebration in 2003 resulted in an investment boom in St Petersburg. This was best shown in renovations of the historical buildings as well as street construction and maintenance. Over 15% of the 300- year investment came from the federal budget. In Karelia, public funds have also had a major role in investment finance as the growth figures

there originate mostly from road contruction projects, and the investment by the October Railways in the quality of rails connecting nortwest regions such as Komi and Arkangel to Finland. In the Leningrad region, investment boom has been experienced also in the industrial sector. In sum, the Northwest Russian economy is still developing to a large extent on the basis of structures inherited from its Soviet past. Nevertheless, the participation of the regions in the global economy and, for instance, the strong domestic demand since the 1998 ruble devaluation increasingly direct the trends in the economic activity.

As in Russia as a whole, the share of services in the gross regional product has increased in the Northwest regions as well. In St Petersburg they account for almost 60% of the Gross Regional Product. New enterprises are established in retail trade, catering, information and other services. Measured by employment growth, services play an increasingly important role- retail trade, catering and transport especially so. Rising purchasing power and changing consumer tastes are expected to pace up this trend even more. Service sector attracts also foreign investment. In Kaliningrad, for instance, close to 40 percent of the foreign investments in 2002 were made in trade and catering. Retail trade growth follows the income development. In Novgorod, retail trade reached the pre-crisis levels of 1998 in the beginning of 2002. Informal economy persists in trade. This shows in a Kaliningrad statistics paradox as consumption exceeds the official figures of population incomes. In the region, the shadow economy consists partly of criminal elements such as tax evasion or even arms and drugs trade, prostitution, and smuggling.

Transport sector revival is concentrated around international and inter-regional trade in raw materials. Karelian transport routes connect the Murmansk natural resources to the production sites in the European parts of Russia, on one hand, and north-western timber to its western European buyers on the other. Leningrad region sees through the traffic into and from St Petersburg and is also the location of important oil terminals. The Russian Federation is not willing to rely as much on the Baltic ports as used to be the case during the Soviet times. The socalled Baltic Pipeline System was invented to increase the country's independence in this respect. Until now it has resulted in, for example, the development of the Primorsk terminal to redirect the shipments to the Gulf of Finland. In St Petersburg, the bad state of infrastructure prevents its use to the full potential. During the decade or so of economic reforms, repair investments have flown more into the historical centre of the city, leaving, for example, the ports underdeveloped. The coordination between different means of transportation leaves also room for improvement (see Dudarev & Suni 2002).

Rising and falling industrial clusters

The backbone of the Northwest Russian industrial production is made of the export-oriented, raw material-intensive energy, metal and wood-processing industries;

and the food industry and information technology, growing fast since the 1998 rouble devaluation (Dudarev et al 2002). St Petersburg is the key telecommunications centre in Northwest Russia. The Russian data transmission networks combining the country with Western Europe also go through the city. Other industrial clusters have developed around textiles, shipbuilding, optics, transport and tourism. Of these industries, important in the Soviet times, the optical industry is facing perhaps the most serious difficulties currently. Shipbuilding is concentrated in the Severnaya and Baltiisk yards (Ekspert 2002b). With main industries reaching high levels of growth and population incomes rising rapidly, construction is also booming in the city.

Food and beverages has become the most important industry branch in St Petersburg, Leningrad and Kaliningrad regions. The industry also includes tobacco production, striving in the vicinity of St Petersburg. In the city, the share of food production is approximately 35% of the total industrial production. In Novgorod and Karelia the food industry occupies the second place after fertilizer production (Novgorod) and pulp and paper (Karelia). The devaluation of the rouble in 1998 caused a drastic upturn in the industry as the increasing prices of imported products redirected demand towards domestic production. Russian consumers have also started to favour local brands more.

St Petersburg is a national centre of food production with several success stories such as Baltic Beverages Holding's Baltika brewery and Unilever's tea packaging plant. (see also Dudarev & Suni 2002). The five largest companies in the industry in St Petersburg are all in beer or tobacco business (Ekspert 2002a). The industry serves a considerably wider geographical area than the city itself. St Petersburg is an excellent location for the food production, which relies heavily on imported inputs. In the Leningrad region, Philip Morris Izhora tobacco and Craft Foods Lomonosov coffee packaging are the two major plants in the industry. The fast-growing food industry has also paced up the region's agricultural production, for which the city with its five million or so inhabitants is naturally a lucrative market.

Foreign investment has often targeted food industry in Novgorod and Kaliningrad as well. In the future, the role of the Novgorod region is likely to become stronger in subcontracting for the St Petersburg food, tobacco and beer producers. The Karelian food industry relies on small and medium size enterprises. Interestingly, investment from Moscow has brought viability to meat production in Karelia. Murmansk fishing industry is living through difficult times, despite the inflow of foreign investment it received.

The energy cluster of the Northwest federal district comprises of raw-material production (oil, gas, coal), production of electricity and heat, and energy technology. Socialist Leningrad provided for approximately 70% of Soviet Union energy technology needs (Dudarev & Suni 2002). Energy sector has good growth prospects in the

Northwest, as the district and the nearby regions are rich with raw materials. St Petersburg power industry is expanding along increasing exports.

Metallurgy in Northwest Russia relies on the deposits of ferrous and non-ferrous metals in the district. Before the collapse of the Soviet Union, the main customer for its products was the domestic machine building. From the early 1990's, the diminished demand of the defense-related industries at home has been more or less compensated by re-orientation towards the global markets. Metallurgy is the leading industry in the Murmansk region. The low level of diversification leaves the regional economy constantly vulnerable to the world market price developments (see also Rautio 2000). Ferrous metallurgy in Karelia has experienced positive growth due to domestic strategic alliances and resulting improvements in the management of the Kostamuksha Metals Plant, and the Värtsilä Plant.

Russia has the largest unexploited forest reserves in the world, which interests top forest industry players also internationally. Compared to the average Russian, the industry is in good shape in the Northwest, although branch-specific machine building falls behind modern standards. Forests are owned by the Russian Federation and regional authorities issue the harvesting permits in practice. Up to date, the domestic pulp, paper and woodworking industries have not suffered from raw-material shortages. In fact, a share of the annual harvesting quotas are left unutilized, as it is difficult to find qualified workers, and these reserves are to a great extent located in economically unfavorable areas without proper roads to reach them.

Of all parts of Russia, the Northwest has the most experience in forest-related exports. The industry as a whole and pulp and paper especially form the backbone of the Karelian economy (see e.g. Autio 2002). Outworn machinery and the underdeveloped road network hinder the development of the sector, as does the fear of losing jobs in the number one industry by employment in the region (see e.g. Kotilainen 2001). In the long run the competitiveness of the Karelian forest industry in the international market is bound to weaken, were it not modernized rapidly. Most of the exports are still in the form of timber, saw timber and other low-value added products. As two major plants were modernizing in 2002, and the Segezha operations, which were recently transferred from Swedish back to Russian hands, gained hold of a regional harvesting organization, prospects seem good for the situation to gradually change for the better. In the Soviet Union, raw-materials were brought to Karelia from as far as Siberia. The role of the forest industry is on the rise also in the Leningrad region where five new plants were being built in the beginning of 2003.

The Northwest economic growth leans thus on the growth of the service sector, together with the industries described above. The development of these clusters then feeds in its turn the growth of adjacent sectors, which again has a cumulative effect on consumption, living standards and new production (see Dudarev et al 2002). Clusters become local knowledge centers, in which producers and customers develop strong ties. For example, Lenenergo and the Northwest Shipping Company work closely with each other (Dudarev & Suni 2002). Central to the clusters are the unofficial relations, built on trust. This tradition is also partially inherited from the times of socialism (see Dudarev & Suni 2002; Kosonen 2001; 2002). Some of the clusters are tightly controlled by the so-called oligarks - owners of varying financial-industrial groups. In St Petersburg, for instance, they are engaged in the power and food industries, in banking, and in machine building (Filippov 17.4.2004).

Development in 2002 and beyond: Regional disparities widening

In general, Northwest Russian regional economies seem to be getting gradually on their feet after the collapse of the Soviet system. However, the GDP per capita in, for instance, St Petersburg, is still just a tenth of that in Finland (Dudarev & Suni 2002). In addition, the development is not equal across the regions as the resource-rich northern regions, Murmansk and Karelia, first saw a deeper recession, and, after that, still constantly fall behind their southern neighbors by several economic and social indicators (see also Juurikkala 2002, Sutherland et al 2000; Tykkyläinen & Jussila 1998; Zimine & Bradshaw 2002).

In 2002, industrial production grew faster in the Leningrad region (35.6%) and St Petersburg (31.4%) than anywhere else in Russia. The Novgorod and Kaliningrad regions also fared well with growth figures around 7-8%. These positive results took the Northwest federal district growth levels as a whole well above the Russian average: 16.4% compared to 3.7%.3

The Novgorod economy is in a relatively good shape, leaning on the development of the fertilizer, food and woodworking industries, and also agriculture. The federal government decided to cut transfers to the region despite local resistance. Kaliningrad growth has accelerated after a law on the Special Economic Zone was put in force in 1996. Growth figures have, however, fluctuated considerably during the years of economic revival. Light industry and machine building were the fastest growing branches in 2002, as, for example, TV sets, vacuum cleaners and cars are assembled in the region for the domestic markets.

In contrast with the other four monitored regions, the northernmost two fell clearly behind both the average growth rates in the federal district and in the whole Russia in 2002. In Karelia, positive growth was sustained but at a meager level of 2.2%. In the Murmansk region, industrial production decreased by 3.5%. These two regions are heavily dependent on the world market developments for their main products- pulp, paper and timber for Karelia, metals for Murmansk. Especially Murmansk economic

indicators have given little reason to celebrate for years in a row. Due to the low level of diversification, the vulnerability of the metal industry to the world market prices is directly reflected in other spheres of the economy, such as transports, and the development of the region in general. In Karelia, the main challenge is the urgent modernization of the forest industry. A major obstacle in the process is the public fear of losing jobs.

After three years of positive investment development and subsequent industrial growth, investment decreased by 6.6% in the Northwest federal district in 2002, whereas in Russia as a whole investment growth was positive, at 2.6%. Industrial investment was down while the preparations of the city of St Petersburg for its 300-year festivities continued strongly, as did large-scale transport infrastructure projects in Karelia. The investment growth in Kaliningrad was also due to public funding. The other three regions witnessed declines.

In all of the Northwest regions, internal funds of enterprises are a major source of investment financing. In St Petersburg, internal funds accounted for less than 40% of the total investment in 2002, whereas they accounted for around 55% in Karelia, and for over 60% in the other four regions. Thus one reason for the drop in investment was evidently the decline in the profitability of enterprises, resulting from higher producer than consumer price inflation, and from trends in the world market prices for the products of the export-oriented industries. Certain investment-related federal tax incentives were also abolished. After the rouble devaluation following the 1998 financial crises, some level of saturation for domestic consumer-market oriented industrial investment has perhaps also been expected.

Nevertheless, there have been increasing concerns throughout the Northwest federal district regarding the diminished attractiveness of investment. St Petersburg has concerns over losing investment to the surrounding Leningrad region, due to the better plots and infrastructure available for greenfield investment. Interestingly, at the same time in the province, Novgorod is seen as winning investment, and especially foreign investment, in terms of competition between the two. Both have special programs to attract foreign investors. The Kaliningrad Special Economic Zone has been relatively successful in this respect, too.

In line with the general investment decline, the total foreign investment activity in the Northwest federal district declined considerably in 2002. St Petersburg lost its previous number two position in Russia, and is now positioned fourth after Moscow, the Omsk and the Sverdlovsk regions in attracting foreign investment. The majority of foreign capital invested in the city was once again in the form of commodity and other credits to the industry, especially food. The major countries of origin of the foreign investment were the Netherlands, the United States, Luxemburg and Switzerland. In the Leningrad region, the exhaustion of the foreign investment stream, a decline

of over 50% from 2001, was even more serious than that in the total investment (close to 40%). In relative terms, however, the region is still in the top class in the Northwest federal district regarding investment attractiveness, as 35% of the total foreign direct investments (FDI) in the district went to the region, and 25% to the city of St Petersburg.

The other four regions (Murmansk, Karelia, Novgorod and Kaliningrad) have attracted only a small volume of investment compared to the St Petersburg area. The pattern has remained the same for several years.

The food industry also dominated foreign investment inflows in Novgorod, with forest industry in second place. Majority of investment was in other forms than direct investment in equity. Danish, German and Finnish companies have been active in the region. It is also worthwhile to note that the largest industrial enterprise in Novgorod, AKROn, accounting for approximately one fourth of the total industrial production in the region, bought production facilities in China in 2002. AKROn transferring parts of its current Novgorod operations abroad would pose a major threat to the regional economy.

In Kaliningrad, foreign investment almost doubled in 2002, though was still fairly low due to the modest level of 2001 to start with. Traditionally, trade and catering have received the lion's share of Kaliningrad's foreign investment (see also Kivikari et al 1998). In 2002, 50% suddenly went to the oil and gas sector. Over half of the investments came from Cyprus, in the form of loans, and in the last quarter of the year. All these facts point at a single deal, most likely a loan to one of Lukoil's subsidiaries. The toll-free Special Economic Zone has attracted especially German, Polish and Lithuanian companies to start production of food and furniture, and TV set as well as car assembling.

In 2002, foreign investment in Karelia was back to its 2000 levels, approximately half of the figure for 2001. This development was explained by the leasing of an expensive fishing ship from Cyprus in 2001. In Murmansk, the opposite was true, as foreign investment almost doubled in 2002. The growth was accounted for by various kinds of loans. About 60% of the funds came into the fishing industry, and Norway was the number one country of origin.

The foreign investment in Karelia comes mostly from Cyprus, the United States, Germany, Finland, Estonia and Belize. Main targets are food, pulp and paper, and wood-processing. Special investment incentives in Leningrad, Novgorod and Kaliningrad regions have no counterpart in Karelia. Quite the contrary, the investment climate has been relatively bad (see also Hirvensalo & Lausala 2001, Eskelinen et al 1997). Foreign investors have suffered from the regional bureaucracy, there have been attempts to control the boards of foreign companies, and, for example, the use of foreign employees has been a potential target for restrictions.

All in all, the foreign investment trends in the district are subject to large single projects and thus to constant fluctuations. For the sake of comparison, when the Northwest federal district of Russia received a total of approximately USD 333 million worth of FDI in 2002, the Baltic States (Estonia, Latvia and Lithuania) received net FDI inflows of USD 185, 389 and 715 million respectively, during the same period.4 Geographical proximity seems not to have been a major decision factor in the Northwest Russian foreign investment. Moreover, a major part of the investments to the district is made from well-known offshore locations, indicating repatriation of what were originally Russian funds to the economy. Offshore investment is rising in Russia in general, partly due to the worldwide economic slowdown, which has reduced the investment profitability of other countries.

The social development in the six regions is polarized as St Petersburg and its surroundings fare better than the others also in this respect. Disposable incomes have risen and strong domestic demand has been a major driver in the Russian economy in general in the recent past. Inflation has moderated, and retail trade has experienced growth around 10% for several years. Murmansk and Kaliningrad have not been able to keep pace with the Russian average. Regional wage differences are a result of varying public sector and minimum wages, as well as pensions, among other things. The region-specific industrial structures also affect the income development, as for example St Petersburg has become a centre of such high-paying activities as banking and finance. Also, some industries such as food, again concentrated around St Petersburg, have developed more positively than others – such as metallurgy in Murmansk – thus enabling pay rises. A special feature of the Kaliningrad economy is that the household expenditures typically exceed the official figures for household income, which reflects the relative size of the unofficial economy in the region. It may thus be misleading to draw the conclusion from the statistics that the Murmansk and Kaliningrad consumers would experience similar difficulties, although retail trade growth rates seem even lower in Kaliningrad than in Murmansk.

In St Petersburg, the share of other products than food is over 50% of the household expenditures, whereas in, for instance, Murmansk, the situation is vice versa. Despite the relative success of St Petersburg in raising the general living standards of its inhabitants, it is still important to remember that the development is polarized not only between but also within regions and cities.

In all six monitored regions, natural population growth has remained negative. The situation has been especially difficult in the Murmansk region, which also faces high and continuous net emigration. Half of the workforce in the Northwest federal district is in the city of St Petersburg (Dudarev & Suni 2002). At around 4% in 2002, the unemployment in the city has decreased constantly since 1998, and was less than in the surrounding regions, and only half of the average in Russia. Commuter traffic from the Leningrad region is considerable and involves all fields of the economy. Although more people move in than out from St Petersburg, the city still suffers from brain drain as

Moscow has attracted the well-educated, highly qualified part of the workforce already since the mid 1990's (Dudarev & Suni 2002). The rapid development of the ICT sector and also the city's position as number 40 in the world by academic publications balance the picture somewhat. An emphasis on education has traditionally been the strength of the city's labour market. In the 1990's, however, it did not prove sufficiently flexible a resource for the city to keep pace with, for example, Moscow's development levels.

In the Leningrad region, unemployment has been relatively stable, indicating that the industry manages to expand production with the current number of employees. In addition, layoffs are still rare particularly in the enterprises with government ownership. The extent of the shadow economy and the abundance of cultivated private plots in the region help the people somewhat in their everyday needs. The structure of the employment is a source of concern as the unemployment level among the people with secondary or higher education is higher than among the people without formal education.

The northern regions of Karelia and Murmansk are in a less favourable position than the other regions also by unemployment. The divide is also visible in the regional budgets. In St Petersburg and the Leningrad region, revenues exceeded expenditures in 2002, whereas the other four regions ran deficits. The 2001 tax reform redirected revenues to the federal government coffers. Also the diminished corporate profits and the lower profit tax rate have been to blame for the declining regional budget revenues.

In conclusion, the differences in the Northwest regions' development are clear and continue growing. The problem-ridden region of Murmansk has put high hopes on president Putin's recently established federal districts in supporting the peripheries. Up to date, these hopes seem overly optimistic as concrete measures are yet to be seen.

Inter-regional relations in Northwest Russia

In the Soviet Union, regions were an integral part of the division of labour set in Moscow. For example the light industry in the Leningrad region mostly received its production targets and inputs from the Leningrad city. The collapse of the system broke the established economic ties and forced the regions to reorganize their role both inter-regionally and internationally. The situation came close to a catastrophe and for example in the Novgorod region, industrial output sunk by 46% before the new rules of the game had been adopted. In the region, mainly chemical and wood-working industries remained viable from the industrial structure of the past Soviet times.

As a result of the forced reorganization of relations, all regions became more open towards other Russian regions and the international markets as well, and especially so for the regions most dependent on exports. In 1989, 10% of the industrial production in the Republic of Karelia went to exports. Ten years after, the same figure was as high as

65%. In the Murmansk region, the importance of foreign trade has also become ever clearer. For example reindeer meat is almost completely exported, mainly to Sweden, and does not reach the local consumers. (Didyk 17 April 2003). The fishing industry also targets Norway more than the domestic market. The problems in the raw material exports are mostly due to the world market price fluctuations, especially for nickel.

The main export destinations of Murmansk are Norway for fish, and the Netherlands for non-ferrous metals and apatit concentrate. Finland is the major source of imports, but its share of the total foreign trade of the region has diminished recently. Finland is the most important trading partner of the Republic of Karelia, accounting for 33% of the region's exports, consisting mostly of timber, pulp and paper, and 43% of imports, mostly machinery.

Finland is an important target country for Novgorod as well, followed by Germany and China. The export business of the region to China concentrates in fertilizers and machinery and equipment for nuclear power production. The Special Economic Zone in the Kaliningrad regions has paced up both exports (oil, fertilizers, timber, pulp, ships, boats, vodka) and imports (food, car parts, wooden products, petrol, amber, and different consumer goods). The by far most open region of the Northwest district is the city of St Petersburg. The products of the city are also more advanced technologically – for example ships – than those of the raw-material exporting neighbours. Food and machinery are the main import categories. The most important trading partners are Germany, Finland, the United States and the Netherlands. The business traditions already from the Soviet times with China and India have also continued to date.

The inter-regional economic relations of the Northwest regions with each other are perhaps surprisingly not very well developed. This is caused partly by the difficult general situation the enterprises found themselves in, in the times of serious restructuring, the heavy bureaucracy hindering relation building, and the low standards of the transport infrastructure in the district. In addition, the regions compete to some extent for the same export markets. The existing internal links are then found both in trade and ownership. The main market for Kaliningrad vodka, paper, food products, furniture and cars is Moscow, from where oil, electricity and metals are bought in exchange. Novgorod is intensively involved in St Petersburg tobacco and beer industry sub-contracting. Karelian pulp and paper industry acquires cheap timber from Arkhangel and Vologda. Karelian stone is sold to Moscow and St Petersburg, which, in their turn, sell imported consumer goods to the region. Imports have indeed grown fast in the Leningrad region. The privatization of production in the 1990's transferred ownership both within the Northwest and to other regions of Russia. The Kostamuksha plant in Karelia, for example, is owned by Severstal of Vologda, part of Karelian woodprocessing is controlled by investors from Arkhangelsk,

fish industry in Petrozavodsk by investors from Murmansk, shipyard and radio - from St Petersburg, and so on. Moscow owners are involved in aluminium production, construction industry, meat processing, railways, banking; Bashkortostan banking, and Tshelyabinsk metal processing (Värtsilä plant). Also the Segezha paper mill left behind by Swedish investors is nowadays in Russian hands. It remains to be seen what the effect of the establishment of the Northwest federal district by president Putin will have on the internal relations in this geographic area. Up to date, initiatives have been made to combine Novgorod and Pskov with each other, and in a similar manner to integrate St Petersburg and the Leningrad region, as also Arkhangelsk and Nenets autonomous area.

Challenges of further research on the Northwest

The Russian economy is growing. In 2002, GDP growth in Russia was around 4%. In the last couple of years, the growth rates in especially industry have been considerably higher in the Northwest federal district than in Russia on average. According to a recent business barometer in the district by the Finnish Central Chamber of Commerce, managers have positive expectations regarding both their own activities and the general economic development. The current growth rates and optimism do not, however, suffice to guarantee either future positive development of the Northwest regions in general, or catching Moscow levels of prosperity, in particular. The apparent needs for structural changes and investment create opportunities for Finnish partners as well. The potential is further strengthened by the complementary nature of the Finnish and Northwest Russian industrial clusters. The backbone of the economy is built around the same industries, but the concentration differs as the Finnish companies mainly produce final goods for the international markets. As is clear from the above description of the economic structures and development in six regions of Northwest Russia, it is necessary to review the regions and their importance to the Finnish economy in a global context. Trade with Finland has been important to these regions, but in especially investment, other players have been more active in the field. The focus of Russia's foreign trade is currently shifting more and more to the Baltic Sea and the Northwest. New terminals are being built and planned both in the vicinity of St Petersburg and Murmansk. The importance of these areas neighbouring Finland is growing for the entire European Union.

In developing further the cross-border cooperation and utilizing the economic potential in Northwest Russia, systematic and comparable economic monitoring of the rather heterogeneous regions has found its place as a reliable source for actors at all levels. The true long-term benefits of monitoring may, however, be evaluated only after some time, as following the trends is essentially a continuous task. It is also apparent that in order to develop

deep knowledge of the phenomena underlying and driving the development trends in Northwest Russia, or in the Russian regions in general, rigorous research and analysis of, for example, the enterprise sector, is needed beyond the concept of monitoring. In filling this gap, both qualitative and empirical research at the micro level may prove useful tools.

Riitta Kosonen is researcher at the Center for Markets in Transition at the Helsinki School of Economics in Finland.

Tuuli Juurikkala also works as a researcher at the Department of Economics and Center for Markets in Transition at the Helsinki School of Economics in Finland.

References

- Autio, Sari (2002). Soviet Economic Regions and the Regional Economies of Post-Soviet Russia Forest Sector in Karelia. In Kivinen, Markku & Katri Pynnöniemi (eds.). Beyond the Garden Ring. Dimensions of Russian Regionalism, 205-224. Kikimora Publications. Helsinki.
- Dudarev, Grigory, Hernesniemi, Hannu & Filippov, Pavel (2002):
 Emerging Clusters of Northern Dimension; Competitive Analysis of Northwest Russia A preliminary Study, ETLA B192;
 Helsinki. Dudarev, Grigory & Suni, Paavo (2002): St. Petersburg A Russian Gateway to Europe? Mimeo. Economic Monitoring on Northwest Russia < www.hkkk.fi/ecomon >
- Ekspert (2002a). Rejting investitsionnoi privlekatelnosti rossiiskih regionov. 2001-2002 gody. http://www.expert.ru/expert/ratings/regions/reg2002/reg1.htm
- Ekspert (2002b). "Severo-Zapad-150". Ezhgodnyi rejting krupnejshih promyshlennyh kompanii Severo-Zapadnogo regiona Rossii. http://www.expert.ru/expert/ratings/regions/reg2002/t03.htmEskelinen, Heikki, Haapanen, Elisa & Izotov, Aleksandr (1997): The Emergence of Foreign Economic Activity in Russian Karelia. University of Joensuu, Publications of Karelian Institute, no 119; Joensuu.Hirvensalo, Inkeri & Lausala, Tero (2001): Foreign Direct Investments in the Russian Territories of the Barents Region. Helsinki School of Economics and Business Administration Working Papers W-285, Helsinki.
- Juurikkala, Tuuli (2002): Russia's Northwest Regions in 2001 and the Challenges Ahead. Bank of Finland Institute for Economies in Transition. Russian Economy The Month in Review 3/2002.Keskuskauppakamarin Luoteis-Venäjän Business-barometri 2003. The Finnish Central Chamber of Commerce, December 2002.
- Kivikari, Urpo, Lindström, Maarit & Liuhto, Kari (1998): The External Relations of the Kaliningrad Region. Turku School of Economics and Business Administration. Business Research and Development Centre Institute for East-West Trade C2/1998, Turku. Kosonen, Riitta (2002): Governance, the Local Regulation Process, and Enterprise Adaptation in Post-Socialism: the Case of Vyborg. HSE Publications A-1999, Helsinki. Kosonen, Riitta (2001): Viipurin piiri aloittaa uuden vuosituhannen jälleenrakennuksella. Statistics Finland, Economic Trends, 5/2001, 77-81.Kotilainen, Juha (2001). Ylikansallistuminen, ympäristö ja raja: Näkymä luoteisvenäläisestä Svetogorskin metsäteollisuusyhdyskunnasta. Terra 113:4, 231-244.Rautio, Vesa (2000): Petsamo "Kaipaukseni maasta" globaalitalouden pyörteisiin. Terra 112:3,

- 129-140. Solanko, Laura & Tekoniemi, Merja (1999): Novgorod ja Pihkova Esimerkkejä politiikan vaikutuksesta talouskehitykseen. Idäntutkimus 5:4, 62-74.
- Sutherland, Donald & Michael Bradshaw & Philip Hanson (2000).

 Regional dynamics of economic restructuring across Russia.

 In Hanson, Philip & Michael Bradshaw (eds.) Regional Economic Change in Russia, 43-75. Edward Elgar. Cheltenham.
- Sutherland, Donald & Vladimir Gelman & Andrey Treyvish & Dmitri Zimine (2000). St.Petersburg and Kostroma. In, Hanson, Philip & Michael Bradshaw (eds.) Regional Economic Change in Russia, 133-154. Edward Elgar. Cheltenham.
- Tykkyläinen, Markku & Jussila, Heikki: Potentials for innovative restructuring of industry in Nortwestsern Russia. Fennia 176:1. Geographical Society of Finland, Helsinki.Zimine, Dmitri A. & Bradshaw, Michael J. (1999): Regional Adaptation to Economic Crisis in Russia: The Case of Novgorod Oblast. Post-Soviet Geography and Economics 40:4, 335-353.
- Zimine, Dmitrii & Michael Bradshaw (2002) Economic Performance, Public Policies and Living Standards in Northwest Russia. In, Kivinen, Markku and Katri Pynnöniemi (eds.). Beyond the Garden Ring. Dimensions of Russian Regionalism, 177-204. Kikimora Publications. Helsinki.
- * The article is part of the research project report presented at the Congress of the European Regional Association, August 2003, in Jyväskylä, Finland. For the full version and more information on the Helsinki School of Economics and the Biannual economic monitoring reports on Northwest Russia see www.hkkk.fi/ecomon.
- Northwest federal district comprises of 11 Russian regions: the Republic of Karelia, the Republic of Komi, Arkhangelsk, Vologda, Kaliningrad, Leningrad, Murmansk, Novgorod and Pskov regions, the city of St Petersburg and the Nenets autonomous area.
- Source: Bank of Finland / Bank of Estonia, Bank of Latvia and Bank of Lithuania.

WOLFRAM SCHRETTL

"Russia's Integration into the World Economy: A European Perspective"

In: S. Tabata and A. Iwashita (eds.)
Slavic Eurasia's Integration into the World
Economy and Community

(Slavic Eurasian Studies, No. 2) Sapporo 2004

Notizen zum neuen Leben in St. Petersburg – I

"Leute mit grüner Haut" – Die Ökologiebewegung in St. Petersburg

Alla Bolotova, St. Petersburg

Heutzutage sind nahezu alle Menschen von Umweltverschmutzung betroffen und fast alle sind beunruhigt über die Spuren, die die schweren Stiefel der Zivilisation hinterlassen. Doch es sind überall nur wenige, die dagegen etwas tun, die protestieren, Reportagen schreiben, sich einer Umweltgruppe anschließen. Wer sind diese "Leute mit grüner Haut", die in St. Petersburg zur ökologischen Bewegung gehören?

Eine solche Forschung ist nicht einfach, denn die Ökologiebewegung besteht aus Hunderten von kleinen Organisationen und Gruppen, von denen nicht alle offiziell registriert sind. Insgesamt stellen sie den ökologischen Flügel des russischen "dritten Sektors" dar, also des weder staatlichen noch kommerziellen Bereichs organisierter gesellschaftlicher Tätigkeit.

Die erste Ökologie-Organisation in Russland war die Allunionsgesellschaft für Naturschutz (VOOP), die in den 1920er Jahren gegründet wurde und mit ihren Abteilungen die ganze Sowjetunion überzog. Sie arbeitete nach sowjetischem Prinzip: bürokratische Entscheidungen, hierarchische Struktur, Parteikontrolle. Erst in den 1960 Jahren kamen die Jugendgruppen für Umweltschutz (MDOP) an Instituten und Universitäten hinzu. Dem Komsomol, dem Kommunistischen Jugendverband, gelang nie eine lückenlose Kontrolle, und so war die Arbeit in den MDOP-Gruppen weithin informell. Man bekämpfte die Wilderei, führte Inspektionen und "grüne Patrouillen" durch.

In Leningrad entstand die erste MDOP-Gruppe 1967 an der Biologischen Fakultät der Staatlichen Universität, und ab 1979 wurden weitere Ableger gegründet. Von da an bis 1990 existierten, wenn auch nicht gleichzeitig, ungefähr 70 MDOP-Gruppen in Leningrad, die sich allmählich von den Universitäten ablösten und selbständig machten.

Seit 1986, also mit Beginn der Perestrojka, begann auch die Leningrader VOOP-Abteilung sich zu reformieren und rekrutierte neue Mitglieder: Hippies, Punks, "Metallisten", also Menschen mit einem nichtbürgerlichen Lebensstil. Initiiert wurde dies von Vladimir Guščin, einer der bekanntesten Figuren der städtischen Ökologiebewegung. 1990 wurde in der Stadt die Grüne Partei gegründet und war damit unter den ersten Gruppierungen, die im neuen Russland offiziell den Parteistatus erhielten. Überhaupt war die Perestrojka die Hochzeit für die Ökologiebewegung. Es gab Protestkundgebungen und Demonstrationen wie beispielsweise gegen den Bau eines Dammes in der Neva-Bucht, der bis heute gestoppt werden konnte, oder gegen den Abriss alter Häuser.

Die meisten der damaligen Gruppen gibt es inzwischen nicht mehr, wenn auch aus einigen von ihnen die heutigen Organisationen hervorgingen. Die Zusammenarbeit mit westlichen Umweltgruppen wurde wichtig, aus moralischen, aber auch aus profanen materiellen Gründen, weil so Geldquellen erschlossen wurden. Diese Form der Kooperation ist immer ambivalent, und so wundert es auch nicht, dass einige Organisationen nur solange existierten, wie sie finanziert wurden. Diejenigen "ökologischen, nicht-kommerziellen Gruppen" (ekoNKO), wie sie sich nennen, die wirklich arbeiten, haben sich stark ausdifferenziert und machen nur einen ganz geringen Anteil in der "ökologischen Nische" aus.

Eines der Tätigkeitsfelder ist die Lobbyarbeit für ökologische Gesetzesprojekte. Diese wichtige Aufgabe wird aber dadurch gefährdet, dass sich die ursprüngliche Grüne Partei gespalten hat, und sich die Splittergruppen – es gibt nicht weniger als sechs verschiedene in der Stadt! – nun gegenseitig bekämpfen. Aktiv wird auch an der Erstellung von Gutachten gearbeitet, und zwar in teilweise enger Zusammenarbeit mit der städtischen Verwaltung, mit dem Ziel der Ökologisierung der Regionalpolitik.

Die offizielle Politik, die sich um ökologische Fragen wenig kümmert, ist indes sehr häufig Ziel von Protestkampagnen, wie beispielsweise die Unterschriftensammlung gegen das Gesetz, das die Einfuhr von Atommüll aus anderen Ländern erlaubt. Zwar konnte das Gesetz nicht verhindert, aber das Vorhaben doch weithin öffentlich bekannt gemacht werden. Nicht zuletzt deshalb ist die Ökologiebewegung aber auch ins Visier der Sicherheitsbehörden geraten: die Suche nach Spionen in ihren Reihen scheint eine Strategie des FSB zu sein, wie die Anklage des für eine norwegische Umweltgruppe arbeitenden Petersburger Öko-Aktivisten A. Nikitin zeigt, der aber letztlich frei gesprochen werden musste.

Nach wie vor bestehen die Hauptaufgaben darin, Aktionen zum Schutz der gefährdeten Umwelt durchzuführen, Aufmerksamkeit auf amtlich geschützte Umweltsünden zu lenken, junge Menschen über die Notwendigkeit des Umweltschutzes und überhaupt über die Möglichkeiten einer umweltbewussten Lebensweise aufzuklären. Dafür wird mehr und mehr das Internet genutzt. Wie in jedem anderen Tätigkeitsbereich differenzieren sich die Aufgaben immer weiter aus, werden und müssen die grünhäutigen Menschen sich ständig porfessionalisieren, wozu etwa eigenen wissenschaftliche Arbeit zählt – Erstellung von Monitorings, Öko-Technologien und Expertisen oder, wie im vorliegenden Fall, die Dokumentation und Erforschung der eigenen Geschichte.

Alla Bolotova ist Doktorandin an der Europäischen Universität in St. Petersburg und Mitarbeiterin des Centre for Independent Social Research (CISR).

Eine längere Fassung dieses Artikels erscheint in der neuesten Ausgabe der russischen Zeitschrift "Pčela". Übersetzt und bearbeitet von **Ingrid Oswald** (PrivDoz. an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg und Vorstandsmitglied des CISR).

Notizen zum neuen Leben in St. Petersburg – II

Lebensinhalt, nicht Hobby – Russische Angler – Eine eigene Welt

Boris Gladarev, St. Petersburg

Angeln ist in Russland Volkssport, Vergnügen und Einkommensquelle gleichermaßen. Und zwar nicht nur im Sommer. Wer im Winter an einem zugefrorenen See oder am Ufer des Finnischen Meerbusens vorbeikommt sieht sie sitzen: dick vermummelte Eisangler, die oft stundenlang vor ihren ins Eis geschlagenen Löchern verharren. Doch kaum ein Außenstehender weiß, dass die Angler oft feste soziale Gemeinschaften bilden, die auf vielfältigen Regeln basieren. Wer sie bricht, hat nichts zu lachen.

Im Frühjahr häufen sich in den russischen Zeitungen Meldungen mit Titeln wie "Im Eimer weggetragen" oder "Vier Tage auf der Eisscholle" über unglaublich erfolgreiche oder unglaublich gefährliche Angeltouren. Mehr erfährt man selten. Dabei führt das Thema in eine exotische Welt der Risiken und Abenteuer, der Erfolge und tiefen menschlichen Beziehungen. Wer sich mit der Angler-Subkultur näher befasst, dem fällt es als erstes auf, dass Fischefangen ein demokratisches Vergnügen zu sein scheint. Siebenjährige Kinder und 70jährige Alte, Obdachlose, unsere "neuen Russen", Armeeangehörige, Handwerker und Ingenieure begeistern sich dafür – nur die Frauen fehlen. Die Leidenschaft zum Angeln hat wohl nichts mit Klassenzugehörigkeit zu tun, sondern ist ein Aspekt unserer (=russischen Kultur). Die Kinder lernen, die Welt in "männliche" und "weibliche" einzuteilen, und das Angeln ist ganz klar ein Privileg der Jungen. Und wenn nicht bereits wüßten, dass kindliche Vorstellungen sehr lebhaft sind und die ernstesten Einflüsse auf das weitere Leben haben, so lehrte uns dies das Beispiel des Angelns. Alle von mir befragten Angler fingen im Alter zwischen sechs und dreizehn Jahren mit dem Fischefangen an.

Die Angler selbst betonen ihre Liebe zur Natur oder den materiellen Nutzen. Und tatsächlich: das Angeln wirkt stressmildernd, hält körperlich fit und bessert manchmal sogar das Familienbudget auf, sei es in Geld oder Naturalien. Auch darf man die Bedeutung der Kontaktpflege nicht vergessen, denn Angeln ist meist eine Gruppenveranstaltung von mindestens zwei bis vier Personen. Es gibt recht stabile "Vereine" von Leuten, die sich von der Arbeit oder schon seit der Kindheit kennen, manche Gruppen bilden sich auch erst am Ufer eines Flusses oder auf dem Eis. Oft ergibt sich dann eine Freundschaft fürs Leben, aber nur, wenn auch die Regeln dieses ganz eigenen Milieus beachtet werden.

Da sind beispielsweise die Regeln zur Ausrüstung. Oft bleibt das Angelzeug unbeobachtet stehen, weshalb es oberstes Gebot ist, dass ein echter Angler niemals fremdes Angelzeug anrührt. Ein Fisch, der mit einer ausgeliehenen Angelrute gefangen wurde, wird mit deren Besitzer geteilt und verboten sind Fangmethoden wie etwa Unterwassersprengungen oder Elektroangeln. Andere Regeln beziehen sich auf das Verhalten: ein Angler sollte seine Köder teilen und einen Abstand von mindestens fünfzehn bis zwanzig Meter zum nächsten Angler einhalten. Und auch für den Fang gibt es Regeln: der erste in einer Saison gefangene Fisch wird nicht verkauft; und Fische, die man in einer bestimmten Region fangen kann, kauft man nicht im Laden – das gilt als unsportlich.

Natürlich gibt es auch Sanktionen im Falle der Regelverletzung. Wer nicht rechtzeitig die Fangleinen in den Eislöchern überprüft, wer nicht kochen will oder sein Angelzeug nicht pflegt, wird auf keine Tour mehr mitgenommen. Ebenso wenig der, der den ersten Fang der Saison verkauft oder den Verkaufserlös vertrinkt. Angler, die ungerne ihre Köder teilen oder die Abstände während des Angelns nicht einhalten, werden auf jeden Fall getadelt. Wirklich harte Strafen treffen aber diejenigen, die fremdes Angelzeug zerstören, Netze oder Fangleinen stehlen, was leider immer wieder vorkommt.

Ich selbst war dabei, als auf einer Tour Angelzeug gestohlen wurde. Im Zorn sprach man gar davon, an den Fangleinen Granaten zu befestigen, um solche Leute ein für alle mal abzuschrecken. Solche Ideen werden wohl nicht in die Tat umgesetzt, aber Diebe müssen mit einigem rechnen: mit Prügel, Entkleidung ("soll er doch so im Schnee nach Hause laufen") oder auch mit dem Durchziehen unter dem Eis von einem Eisloch zum anderen. Auch Morde wurde schon zur Anzeige gebracht.

Natürlich sind nicht alle Angler gleich. Die "Einheimischen" lehnen die "Zugvögel" ab und die richtigen "Angler", die auch aufs Eis gehen, erheben sich weit über die "Sommerangler", die sich nur ans offene Wasser wagen. Aber vor allem wird danach unterschieden, ob beim Angeln getrunken wird. Die Anhänger des "nüchternen Angelns" warnen vor Gefahren wie Erfrierungen oder Überanstrengung und meinen, dass den Trinkern das Angeln doch nur als Vorwand diene. Für den Alkohol spricht aber, dass er wärmt, anheitert und die Zeit vertreibt, wenn die Fische einfach nicht anbeißen wollen.

Zwischen den Gruppen herrscht ein erbitterter Kampf um Angelplätze, doch verbindet sie alle die große Leidenschaft, ihre Freizeit mit dem abenteuerlichen und oft riskanten Spiel zu verbringen, das man "Angeln" nennt. Wer sie beobachtet, glaubt sofort an die Wahrhaftigkeit dessen, was mir ein Informant anvertraute: "Arbeit – die machen wir, wenn wir gerade mal nicht angeln."

Boris Gladarev ist Mitarbeiter des Center for Independent Social Research (CISR).

Übersetzt und bearbeitet von **Ingrid Oswald** (PrivDoz. an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg und Vorstandsmitglied des CISR).

Notizen zum neuen Leben in St. Petersburg – III

Markt der moralischen Werte – Betteln, eine andere Form der Erwerbstätigkeit

Maria Kudriavceva, St. Petersburg

In St. Petersburg sind Bettler vertraute Figuren im Straßenbild. Mehr als in westlichen Gesellschaften sind sie hier geduldet und erhalten auch recht großzügige Gaben. Wer sind diese Personen, die sich den Passanten als arm, krank und hilfsbedürftig präsentieren?

Für die westlichen Gesellschaften existieren wissenschaftliche Modelle, die das Bettlertum als eine Erscheinungsform der "Kultur der Armut" erklären. Danach "kultivieren" Menschen, die dauerhaft am Rande der Gesellschaft leben, ihre Armut und ihr Unglück und grenzen sich selbst noch weiter von den anderen, "normalen" Menschen ab, um eine eigene, relativ abgeschlossene Subkultur zu bilden.

Dieses Modell scheint sich in der russischen Gesellschaft nicht zu bewähren. Denn viele der bettelnden Menschen sind weder obdachlos noch so marginalisiert, dass sie nur noch Kontakt unter "ihresgleichen" hätten. Viele leben in normalen Familien, in denen einzelne Familienmitglieder einen durchaus respektablen Beruf haben. Sie haben häufig sogar eine Hochschulausbildung , und das derzeitige "Einkommen", also die durch das Betteln, erzielten Einkünfte sind oft höher als die sehr niedrigen Durchschnittsrenten. Dennoch versucht nur eine kleine Minderheit der Personen, die im Zuge der russischen Transformation verarmt sind, sich mit Bettelei über Wasser zu halten.

Zu verstehen ist das alles besser, wenn man nicht nur auf die Bettler sieht, sich ihren Charakter und ihr ganz besonderes Schicksal vorstellt, sondern wenn man sich auf die sozio-ökonomische Wechselbeziehung konzentriert, die Bettler und mildtätige Personen miteinander eingehen. Dann zeigt sich, dass die Bettler durch ihren körperlichen Einsatz und spezielle Strategien einen besonderen symbolischen Raum bilden, der den Erwartungen des Publikums entspricht. Sie appellieren an grundlegende moralische Werte, die den Passanten durch ihren Anblick immer wieder ins Gedächtnis gerufen werden. Für diese "Dienste", den Appell an sie als moralische Wesen, geben sie dann Geld oder andere Dinge, weshalb das Betteln auch in einem gewissen Sinne als "Arbeit" bezeichnet werden kann.

Es gibt verschiedene "Bettelmodelle" bei denen die bettelnden Personen eine klare soziale Rolle einnehmen müssen. Weil es diese Rollen sind und nicht "nur" Bettler, können sich dieser Arbeit auch Personen zuwenden, die im landläufigen Sinne eine Dienstleistung anbieten, wie etwa Zeitungsverkäufer oder Straßenmusikanten.

Ein verbreitetes Modell ist das der "armen Rentnerin". Diese Frauen können durch Zufall oder in einem langsamen Prozess der Gewöhnung an die Gaben anderer Menschen zu Bettlerinnen geworden sein. Ihre Karriere in der moralischen Ökonomie besteht darin, dass sie zwar alt sind, aber ihre Würde bewahren, indem sie sauber gekleidet sind und die Passanten nicht direkt ansprechen.

Sehr häufig sind auch die sogenannten "Kirchenbettler", die so sehr zu den russischen Kirchen gehören, dass sie von den Priestern oft selbst zum Kommen aufgefordert werden. Denn eine Kirche, vor der Bettler stehen, ist geöffnet und kein Museum. Das Betteln in der Kirche ist eine Institution, geradezu ein "Amt". Die Bettler sollen Glauben und Demut demonstrieren, für die Spender beten, den Vorraum der Kirche putzen oder die Tauben (als Symbol des Heiligen Geistes) füttern. In diesem Raum hat alles seine wohldurchdachte Ordnung, so dass einem sich beiläufig dort Aufhaltenden unbeabsichtigt eine Spende in die gedrückt werden kann (wie es der Autorin bei ihren Recherchen passierte ist).

Ein anderes Bettelmodell bezieht sich auf die Vorstellung einer intakten Familie, die durch besondere Schicksalsschläge zerstört wurde. Frauen mit Kindern erinnern an die weitverbreitete Not alleinerziehender Mütter und männliche Invaliden daran, dass den Familien nun der Ernährer und Beschützer fehlt. Alte Frauen, die in Posen religiöser Verzückung um eine Gabe bitten, erfüllen eine besondere Rolle: die der "Blödsinnigen mit prophetischer Begabung", vor der die Menschen gleichzeitig Angst und Ehrfurcht haben.

So scheint es, dass der Gelderwerb durch Betteln eine Strategie ist, die der Kultur des Gelderwerbs durch Arbeit klar entgegengesetzt ist. Dennoch ist eine Form der Erwerbstätigkeit, weil die Dienste, die die Bettler anbieten, in der russischen Gesellschaft und Kultur einen bestimmten Bedarf befriedigen. Es gibt ihn, den "Markt der moralischen Werte", und es gibt besonders symbolische Räume, in denen die entsprechenden Erwartungen von beiden Seiten erfüllt werden. Die Anwesenheit der Bettler erlaubt den Passanten eine gute Tat, ohne dass sie ihren geschäftigen Alltag verlassen müssen.

Maria Kudriavceva ist Doktorandin an der Europäischen Universität in St. Petersburg und Mitarbeiterin des Centre for Independent Social Research (CISR).

Übersetzt und bearbeitet von **Ingrid Oswald** (PrivDoz. an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg und Vorstandsmitglied des CISR).

Notizen zum neuen Leben in St. Petersburg – IV

Silicon Valley an der Newa in St. Petersburg – Hauptstadt der russischen Programmierer – Für ausländische Investoren interessant

Markus Wehner, St. Petersburg

"In zwanzig Jahren werden die Großen der IT-Branche alle in St. Petersburg sein", sagt David Müller-Meerkatz. Dann werde die Stadt an der Newa zum Silicon Valley Europas, ist der junge deutsche Unternehmer überzeugt. Denn die Nähe zu Europa und die hohe Qualifikation russischer Programmierer, die bedeutend billiger seien als ihre deutschen, englischen oder amerikanischen Kollegen, seien die großen Vorteile des bisher wenig bekannten Standorts für Informationstechnologie.

Der Anteil der IT-Branche am Wirtschaftsaufkommen der Russischen Föderation lag im vergangenen Jahr freilich noch unter 1,2 Prozent. Von einem großen Aufbruch in Russland kann daher kaum die Rede sein. Doch Müller-Meerkatz ist sich sicher, dass zwar nicht Russland, aber St. Petersburg die Zukunft in der IT-Branche gehört. Als einstiges Zentrum der sowjetischen Rüstungsindustrie bilde Petersburg an mehr als 20 der insgesamt 32 Hochschulen der Stadt Leute aus, die in der IT-Branche gebraucht würden. Die Russen seien einfach stark in Mathematik, die schon im Kindergarten gefördert werde. "Es ist doch kein Zufall, dass St. Petersburg Jahr um Jahr internationale Programmierer-Wettbewerbe gewinnt." Mit der Nähe zu Europa - Finnland ist gerade eine Autostunde, die meisten europäischen Hauptstädte sind gut zwei Flugstunden entfernt - und einer europäisch geprägten Bevölkerung, die zu 80 Prozent einen Hochschulabschluss besitzt, habe die Stadt an der Newa die besten Chancen, das Mekka der IT-Branche in Europa zu werden.

Müller-Meerkatz, der seit zehn Jahren in Russland arbeitet, weiß, wovon er spricht. 150 Petersburger arbeiten für seine Firma "the web production" in zwei riesigen Großraumbüros einer Fabriketage in einem unscheinbaren Hinterhof auf der Wassiljew-Insel. Sie sind "zu neunzig Prozent" zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt, berichtet der Unternehmer. Und das Programmieren hätten sie vor dem Eintritt in seine Firma auf der Raubsoftware gelernt, die man auf jedem Markt und in jedem Kaufhaus für zwei bis drei Euro kaufen kann.

In Petersburg arbeiten sie für den deutschen Markt. Programmierer, Zeichner, Animateure und Designer produzieren alles, was deutsche Kinderherzen im Fernsehen und auf dem Computer erfreut. Zeichentrickfilme für die deutschen TV-Sender, die Peanuts und die Maus auf CD-ROM, Käpt'n Blaubär und Tabaluga als Handy-Spiel, die Kinderkrimis von TKKG oder die Abenteuer von Wickie – alle

kommen sie aus St. Petersburg, hergestellt von jungen Russen. Allein für das Programm des deutschen Computerspiele-Herstellers Tivola arbeiten 45 Leute, auch die "Eeducation" des deutschen Klett-Verlags, etwa Mathematik 1 bis 4, wird im Hinterhof auf der Wassiljew-Insel gemacht. Daneben baut man firmengerechte Software für Bertelsmann, Siemens, TMG oder Fünf-Sterne-Hotels und hat im vergangenen Jahr für ein Programm den europäischen Multimedia-Preis bekommen.

Nachwuchssorgen hat Müller-Meerkatz nicht. Zwar haben im vergangenen Jahr drei seiner besten Programmierer sein Unternehmen verlassen, um ihre eigene Firma zu gründen. Doch darauf sei er "eher stolz". Mit einem Verdienst zwischen 400 und 3000 Dollar sei "the web production" als Arbeitsplatz begehrt für junge Leute, die in der Verwaltung oder an der Uni nur einen Bruchteil verdienen könnten. 700 potentielle Mitarbeiter führe seine Firma auf der Warteliste. Die Zahl der Aufträge und der Mitarbeiter steige von Jahr zu Jahr. Das reiche Moskau sei hingegen für ihn uninteressant. "Dort gibt es einfach zu viele Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Für einen guten Mann in Moskau bekomme ich zwei gute in Petersburg." Einem Spitzenprogrammierer, der bei ihm 3000 Dollar verdiene, müsse man hingegen in Deutschland bis zum fünffachen Lohn zahlen.

Die Vorteile des Standorts haben inzwischen auch große Firmen wie SAP oder Siemens erkannt. Doch die Krise der Branche geht auch an ihren Niederlassungen in St. Petersburg nicht vorbei. Zwar habe man nicht, wie andere aus der Branche, zumachen müssen, sagt Wladimir Fillipow vom Siemens Software Center, in dem 19 Mitarbeiter Programmanwendungen für Telefonsysteme und mobile Datenübertragung entwickeln. Doch da die Aufträge aus Deutschland stagnierten, habe man die Geschäfte nicht wie geplant ausdehnen können. Auch in der Vertretung der Delegation der deutschen Wirtschaft in St. Petersburg sieht man den IT- und Telekommunikationssektor in Petersburg zwar als große Chance für ausländische Investoren, gibt aber zu, dass große Investitionen noch kaum geflossen seien. Nicht zuletzt bürokratische Hürden stünden dagegen. Die Klagen seiner ausländischen Kollegen über die russischen Steuerbehörden oder den Zoll tut Müller-Meerkatz hingegen ab. Als alle noch über das Bodengesetz debattiert hätten, habe er schon Grund und Boden besessen, und auch sein Firmengebäude sei längst im Grundbuch eingetragen gewesen. Man müsse sich einfach mit den juristischen Fragen genau auseinandersetzen, kaufen statt mieten, sich die beste Finanzbuchhalterin holen und für den Zoll alles hundertfünfzigprozentig machen. Vor allem dürfe man nicht darauf warten, dass einem ausländischen Investor in Russland etwas geschenkt werde, dass einem Unternehmer, der die Sprache und das Land nicht kenne, alle Türen offenstünden. Wer woanders scheitere, könne nicht damit rechnen, in Russland das große Geschäft zu machen. Doch wer in Russland Erfolg habe, werde dies auch in Europa haben, ist der Unternehmer überzeugt. Nun sei die IT-Branche in Europa mit ihrer Krise

beschäftigt. "Ich kann nur hoffen", sagt David Müller-Meerkatz, "dass nach der Krise einige so schlau sind, hierher zu kommen."

Markus Wehner, Absolvent des Osteuropa-Instituts der FU Berlin mit einer Promotion in osteuropäischer Geschichte ist seit mehreren Jahren Russland Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in Moskau.

Obiger Artikel erscheint als Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Erstveröffentlichung vom 12.06.2003.

Ehrungen für Dr. Tessa Savvidis

Am 28. Juni 2003 wurde Dr. phil. Tessa Savvidis (Geburts- und Autorenname: Tessa Hofmann) in Jerewan die Hakop Meghapart-Medaille der Nationalbibliothek der Republik Armenien verliehen. Einige Monate zuvor, am 28. Juni 2003, wurde Frau Savvidis in Berlin im Auftrag von Dr. Lawrenti Barserjan (Direktor des Nationalen Museums und Institutes für Genozid der Akademie der Wissenschaften der Republik Armenien) und Felix Bachtschinjan (Leiter der Internationalen Fridtjof Nansen-Stiftung, Jerewan) sowie in Anwesenheit der armenischen Botschafterin zu Berlin, Karine Kazinian, die Medaille der Internationalen Fridtjof Nansen-Stiftung überreicht, um ihre Leistungen "um die Anerkennung des Völkermordes an den Armeniern und die Durchsetzung humanistischer Grundsätze" zu würdigen.

Frau Savvidis war im Mai 2002 auf einem internationalen wissenschaftlichen Kongress in Jerewan von der privaten Hrachia Ajarian-Universität der Titel einer Professorin verliehen worden. 1988 wurde sie von der Armenian General Benevolent Union (AGBU; Hauptsitz New York) als erste Preisträgerin mit dem Garbis Papazian-Kulturpreis für ihre wissenschaftlichen und menschenrechtlichen Leistungen ausgezeichnet.

"Weiße Nächte an der Oder" Zwei Tage zu Ehren St. Petersburgs an der Viadrina

Markus Ackeret, Frankfurt an der Oder/Zürich

Als Alexander Sokurows üppiger Petersburger Bilderbogen "Russian Ark" kurz vor halb elf Uhr abends im Freiluft-Kino auf der Ziegenwerder-Insel anzulaufen begann, war die Nacht über Frankfurt und der Oder nicht mehr weiß und hell. Aber über dem Fluss und den weiten Auen am polnischen Ufer lagen silbrig glänzende Nebelschwaden. Feuchte Kälte kroch unter die Kleider, und Karl Schlögel, Professor für Geschichte Osteuropas an der Europa-Universität Viadrina und Initiator des Abends, meinte, vom einmaligen Naturschauspiel überwältigt, man müsste Eichendorff zitieren vor dieser grandiosen Kulisse. Danach entfaltete sich bis kurz vor Mitternacht das filmische Schauspiel, der selektive Weg durch die russische Geschichte, ein Ausklang, der am anderen Morgen Anlass zu viel Kritischem war.

Fast ein Gesamtkunstwerk

Die "Weißen Nächte an der Oder" vom 26./27. Juni 2003 hatten einen doppelten Hintergrund. Im Wintersemester zuvor hatte Professor Schlögel im Hinblick auf die 300-Jahr-Feier zur Gründung St. Petersburgs ein Hauptseminar zu "Petersburg um 1900" durchgeführt. Daraus war die Idee und der Wunsch entsprungen, auch in Frankfurt/Oder den runden Geburtstag der Newa-Stadt zu begehen, zumal eben erst nach mehr als einem halben Jahrhundert aus den Kellern der Eremitage die mittelalterlichen Glasfenster der Frankfurter Marienkirche an die Oder zurückgekehrt waren. Darüber hinaus bot sich die willkommene Chance, ein kulturelles Veranstaltungsprogramm zu Ehren Petersburgs mit einem Workshop zu verknüpfen, an dem sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der von der ZEIT-Stiftung initiierten Sommerakademie in St. Petersburg (vgl. den entsprechenden Beitrag in diesem Heft) auf das Projekt der geschichtlichen Erkundung vor Ort einstimmen sollten. Diesen Prämissen folgend, entwickelte der Lehrstuhl mit seinen engsten studentischen Assoziierten ein dichtes abendfüllendes Programm für den Donnerstag und einen Ausklang - Wolfgang Büscher las aus seiner mitreißenden Reportage "Berlin-Moskau. Eine Reise zu Fuß" – für den Freitagabend. Sinnliches verband sich glücklich mit geistig Anregendem. Karl Schlögel sprach zur Eröffnung über das Erwachen Petersburgs und die Wiederentdeckung als europäische Stadt und fragte sich in der anschliessenden Podiumsdiskussion, an der ferner die Slawistik-Professorin der Viadrina, Christa Ebert, die Soziologin Ingrid Oswald und der Regisseur Andreas Schmidt teilnahmen, weshalb es die faszinierende Metropole an der Newa den Besuchern, die diese Stadt entdecken wollten, so schwer mache. Die Runde fand kein abschliessendes Urteil darüber, ob die Stadt – nicht zuletzt mit dem Effort zu ihrem Jubiläum - auf dem Weg zurück in eine große europäische Zukunft sei oder erst einmal nur die Fassaden neu gestrichen habe und noch in der Provinz verharre. Die Studentin Eva Schissler evozierte anschliessend mit ihrer Lesung von Osip Mandelstams (ins Deutsche übertragenem) Text zum "Pawlowsker Bahnhof" die Klänge von damals, noch bevor die Viaphoniker, das Kammerensemble der Viadrina, eine russische Klangwelt heraufbeschworen, die Emotionen zu wecken und im Verein mit der geistigen Nahrung die ferne und für einen Abend ganz nahe Stadt heranzuholen vermochte. Den bildlichen Part dazu übernahmen die eindrücklichen Photographien von Petersburger Straßenkindern, die ihre Umgebung und sich gegenseitig porträtiert hatten und einen beklemmenden Kontrapunkt zu den Diskussionen und dem Schwelgen in den schönen Seiten der Stadt setzten. Diese beschworen zur Abenddämmerung – und nach Speis und Trank – im Foyer des Hörsaal-Gebäudes an der Oder, wo die Veranstaltung in unmittelbarer Nähe zum Fluss stattfand, noch einmal das Violine-Rezital von Susanna Kirsenewa und die Gemälde des Malers Naoum Cheer herauf. So floss auch das künstlerische Potenzial der jüdischen Gemeinde von Frankfurt/Oder in das Programm ein.

Newa und Oder vereint

Während Musik, Literatur und bildende Kunst den Abend in einen sinnlich-nachdenklichen Mantel kleideten, schlug der Film "Russian Ark" eine Brücke zum Einstieg in die Sommerakademie, weil er die Frage nach der Wahrnehmung und Situierung Petersburgs stellte und in seiner Opulenz und Sinnrichtung vielen fragwürdig schien. Katerina Clark (Yale University) sprach von der (suggerierten) Hermetik des Petersburger Raums im Film und davon, dass Marquis de Custine, der Protagonist dieser Europa-Russland-Gegenüberstellung, sich wie ein Flaneur durch die Eremitage bewegt habe, Karl Schlögel verglich ihn mit einem dahin und dorthin hüpfenden Schmetterling und betonte de Custines Wahrnehmung von Petersburg als eine Bühne. Den Abgang der Petersburger Gesellschaft von dieser Bühne, dieser Arche, zum Schluss des Films würdigte er als "großes Finale". Und tatsächlich stimmte die Schlusseinstellung mit dem Nebel über der Newa, frappierend und faszinierend, in die Szenerie neben und hinter der Leinwand ein und bestätigte, dass die weißen Nächte mehr als nur eine rhetorische Verbindung zwischen Newa und Oder darstellen.

Markus Ackeret ist Student der Allgemeinen und Osteuropäischen Geschichte sowie Russischen Literatur an der Universität Zürich und 2002/3 an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Er wirkte an der Organisation der "Weißen Nächte an der Oder" mit.

"Zukunft braucht Erinnerung" Eindrücke vom Einführungsseminar des Projektes Frauengedächtnis in St. Petersburg, 16.–18. Mai 2003

Andrea Zemskov-Züge und Marina Grasse, Berlin

Bildungsprojekt in der Jubiläumsstadt

Wer St. Petersburg im Mai gesehen hat erinnert sich an den ganz besonderen Zauber der Stadt am Ende des langen Winters, wenn die Bäume grün werden und die weißen Nächte schon zu ahnen sind. Diesmal kam zur Frühlingsstimmung eine ganz besondere Geschäftigkeit hinzu - überall wurde repariert, renoviert und geputzt, um die Stadt für das bevorstehende Jubiläum auf Hochglanz zu bringen. Die BewohnerInnen der "heimlichen Hauptstadt" sahen den Feiern mit gemischten Gefühlen entgegen: Buslinien wechselten unberechenbar ihre Fahrtzeiten und Routen; Gerüchte um die tagelange Sperrung von Straßen und ganzen Stadtvierteln sorgten für Verunsicherung – beim zuständigen Informationsdienst jedoch hob niemand den Hörer ab. Die nicht ganz unberechtigte Frage wurde laut, für wen diese prunkvolle Veranstaltung gedacht war: für die PetersburgerInnen oder die ausländischen Delegationen. Trotz der mürrischen Abgeklärtheit waren Vorfreude und Frühlingsstimmung überall zu spüren. In diese Aufbruchsstimmung fiel ein leiser aber lange geplanter Neubeginn: das internationale zivilgesellschaftliche Bildungsprojekt "Frauengedächtnis" stellte sich mit seiner Arbeit Vertreterinnen russischer NGOs und Forschungseinrichtungen vor.

Der Einstieg in die Projektarbeit

In den Räumen des wissenschaftlichen Informationszentrums Memorial hatten sich 18 Frauen unterschiedlichen Alters aus St. Petersburg, Jaroslavl, Moskau, Grozny, Char'kov, L'viv und Berlin versammelt. Sie kamen aus unterschiedlichen Kulturen, hatten unterschiedliche Hintergründe und Berufe. Unter ihnen waren Soziologinnen, Historikerinnen, Ethnologinnen, Psychologinnen, Journalistinnen, eine Ingenieurin und eine Architektin. Eine von ihnen, Asja, Historikerin, Ethnologin und Tschetschenin, die seit Jahren als Flüchtling in Moskau lebt, war schon bei ihrer Ankunft am Bahnhof ohne Begründung stundenlang festgehalten worden: Die Konflikte der Russischen Gegenwart waren somit von Beginn des 3-tägigen Seminars an präsent. Doch gerade im Umgang mit diesem Konfliktpotential zeigten sich die Möglichkeiten, die das Projekt für Verständigung und (Wieder) Annäherung unter Frauen in der komplizierten Wirklichkeit des heutigen Russland bietet. Im Laufe des dreitägigen Seminars erlernten die Teilnehmerinnen die Grundtechniken der Durchführung "Narrativer Interviews" nach der Methode der deutschen Soziologin Gabriele Rosenthal¹. Neben der theoretischen Arbeit blieb in praktischen Übungen auch Zeit, die eigenen biographischen Erfahrungen zu thematisieren. In den Diskussionen ging es um die praktischen Möglichkeiten, Projektgruppen in der russischen Föderation zu gründen, aber auch um das gespaltene Verhältnis zur eigenen Heimat, den Zerfall der UdSSR, den Übergang vom Sozialismus zum Kapitalismus. Nicht zuletzt wurde auch der Tschetschenienkrieg, seine Folgen und seine Bewertung aus der Sicht von Frauen, ob sie sich nun als Tschetscheninnen, als Russinnen oder postsowjetische Sowjetbürgerinnen verstehen, zum Thema. Ängste, Trauer, Scham, Feindbilder und neue Hoffnungen kamen in den Gesprächen zum Ausdruck. Asja aus Grozny, die verhaftet worden war, fasste ihre Eindrücke bei unserem abschließenden Abendessen zusammen: "Wir haben uns hier so Vieles aus unserem Leben erzählt, haben von unseren Hoffnungen, Träumen und Schmerzen gesprochen. Seht uns an und vergesst nicht: so sehen Tschetschenen aus. Wir wollen uns nicht mehr zu Feinden machen lassen!".

Beginn einer Zusammenarbeit

"Frauengedächtnis – auf der Suche nach dem Leben und der Identität von Frauen im Sozialismus" ist der Titel des Projektes, das 1998 auf Initiative des Prager Zentrums für Gender Studies ins Leben gerufen wurde und an dem sich seither NGOs und universitäre Einrichtungen in der Tschechischen Republik, Polen, (Ost)Deutschland, der Slowakei, Kroatien, Serbien-Montenegro und der Ukraine beteiligen. Das Ost-Westeuropäische Frauennetzwerk OWEN e.V. ist der deutsche Kooperationspartner des Projektes und hat die Aufgabe übernommen, Frauen aus weiteren post-sozialistischen Ländern zur Mitarbeit an dem Projekt zu gewinnen. Bis heute wurden im Rahmen dieses Vorhabens weit über 400 narrative biographische Interviews mit drei Frauengenerationen der Geburtsjahrgänge 1920–1960 aus den genannten Ländern geführt, auf Tonträgern aufgezeichnet und vollständig transkribiert. Die Interviewpartnerinnen waren in der Öffentlichkeit fast ausschließlich völlig unbekannte, "unsichtbare" Frauen, deren Lebensgeschichten und deren Sicht auf die Geschichte in keinem Lehrbuch Erwähnung finden wird und die zum ersten Mal in ihrem Leben gebeten wurden, zusammenhängend über ihre persönlichen Erinnerungen zu erzählen. Die Interviews werden in den einzelnen Ländern und in einem im Aufbau befindlichen zentralen Archiv in Prag gesammelt. Sie bieten die Grundlage für Veröffentlichungen, Forschungsarbeiten und Bildungsveranstaltungen von und für Frauen zu verschiedenen Themen. Im Zentrum stehen Fragen nach der Herausbildung von Handlungs- und

Kommunikationsstrategien von Frauen unterschiedlicher sozialer, nationaler, kultureller, ethnischer Herkunft und Identität in den unterschiedlichsten Lebenssituationen ebenso, wie nach ihrer Sicht auf Geschichte und Gegenwart, ihre Wünschen, Hoffnungen und Sorgen. Um ein vollständiges Bild von Frauenleben in postsozialistischen Ländern nachzuzeichnen, wurde bereits seit längerem eine Einbeziehung der Russischen Föderation im Rahmen des Projektes angestrebt. Ziel des Seminares in St. Petersburg war es also, die Bildung einer oder mehrerer Projektgruppen anzuregen, die bald mit dem Aufzeichnen der Interviews beginnen können. Hierbei drängt die Zeit, da die Interviewpartnerinnen der ältesten Generation, die in die Anfangsjahre der UdSSR hineingeboren wurden und die Stalinära und den "Großen Vaterländischen Krieg" bewusst erlebten, bereits über 80 Jahre alt sind. Mit dem Forschungs- und Informationszentrum "Memorial" hatte sich OWEN erstmals eine NGO als Partnerin gesucht, die keinen genderspezifischen Schwerpunkt vertritt, aber in der Zielsetzung ihrer zivilgesellschaftlichen Bildungsarbeit viel mit OWEN gemein hat. Die praktische Erfahrung sowohl in organisatorischen Fragen, als auch mit Interviews, die die Vertreterinnen von Memorial in das Seminar einbrachten, trug sehr zum Gelingen der Veranstaltung bei. Die Heinrich Böll Stiftung hatte, wie bereits 2002 für ein ähnliches Seminar in der Ukraine, Gelder bereitgestellt mit denen Fahrtkosten, Unterkunft und Verpflegung der Teilnehmerinnen bezahlt werden konnten. Entscheidend für den Erfolg der Veranstaltung war, dass alle Teilnehmerinnen, unabhängig von ihren beruflichen Voraussetzungen, gekommen waren, weil sie davon überzeugt sind, dass die Lebensgeschichten der Generation ihrer Großmütter, ihrer Mütter und ihrer eigenen Generation erzählt, aufbewahrt und weitergegeben werden müssen, um das Verborgene in der Geschichte entdecken zu können und zu zeigen, dass Zukunft das Wahrnehmen und die Auseinandersetzung

mit der erinnerten Geschichte aus der Sicht von Frauen braucht. Im Ergebnis des dreitägigen methodischen Einführungsseminars wurde vereinbart, dass das Forschungsund Informationszentrum Memorial in St. Petersburg die Koordinierung des russischen Projektes "Frauengedächtnis" übernehmen wird und mehrere regionale Arbeitsgruppen in St. Petersburg, Moskau und Jaroslavl aufgebaut werden sollen. Alle Teilnehmerinnen sahen es angesichts der zunehmenden Gewalteskalationen und Menschenrechtsverletzungen in der gesamten Kaukasusregion für dringend notwendig an, möglichst schnell auch die konfliktreichen Kaukasusrepubliken in das Projekt mit einzubeziehen. Geplant ist, diesen nächsten Schritt im Laufe des kommenden Jahres zu gehen – vorausgesetzt, es gelingt OWEN e.V. für dieses Anliegen innerhalb der Bundesrepublik nicht nur auf offene Ohren, sondern auch auf eine Finanzierung zu stoßen.2

Andrea Zemskov-Züge studierte am Osteuropa-Institut der FU Berlin. Derzeit promoviert sie an der Universität Konstanz zum Thema "Erinnerung an die Leningrader Blockade".

Dr. Marina Grasse ist Mitbegründerin und Vorstandsmitglied des 1992 gegründeten ost-westeuropäischen Frauennetzwerkes OWEN e.V.

- ¹ Für eine ausführliche Beschreibung, siehe: Rosenthal, G.: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt, 1995. Sowie: Rosenthal, G.: Die erzählte Lebensgeschichte: eine zuverlässige historische Quelle? In: Weber, W. (Hrsg.): Spurensuche. Regensburg 1992, S. 8–18.
- Für Interessierte gibt es die Möglichkeit sich über das Projekt und den Stand der Zusammenarbeit mit der Russischen Föderation bei OWEN kundig zu machen: owen@snafu.de

Besuchen Sie die Homepage des Osteuropa-Instituts!

http://www.oei.fu-berlin.de

Hier erfahren Sie mehr über die Schwerpunktgebiete und Kontaktadressen unserer MitarbeiterInnen, Veranstaltungstermine, osteuropabezogene Internetquellen usw.

Außerdem erhalten Sie Einblick in das aktuelle Kommentierte Vorlesungsverzeichnis und andere Publikationen des OEI.

"Wasser – Stadt. 300 Jahre St. Petersburg" Symposium im Literaturhaus in der Fasanenstraße

Tim-Lorenz Wurr, Berlin

Unter dem Titel "Wasser – Stadt. 300 Jahre St. Petersburg" fand am 11. und 12. Juli 2003 im Literaturhaus in der Fasanenstraße in Berlin ein von der Thyssen-Stiftung gefördertes und vom Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin und dem Institut für Slawistik der Humboldt Universität zu Berlin gemeinsam veranstaltetes Symposium statt. Im Rahmen der Russischen Kulturtage in Deutschland setzten sich deutschsprachige und russische Teilnehmer mit der Bedeutung des Wassers für Geschichte und Kultur der Stadt St. Petersburg auseinander. Konzipiert und moderiert von Rosalinde Sartorti (Akademische Rätin am Osteuropa-Institut) und Georg Witte (Professor für Ostslawische Literaturen am Institut für Slawistik) gab die Veranstaltung deutschen, schweizerischen und russischen Wissenschaftlern die Möglichkeit, ihre verschiedenartigen und oft eigenwilligen Assoziationen zum Topos Wasser vorzustellen. Diese Intention der Organisatoren wurde bereits in der thematischen Gliederung deutlich. Der erste Teil stand unter dem Titel "Chronotopie einer Wasserstadt" und ging – wahrlich fließend – in den Abschnitt "Fluten" über. Der zweite Tag stand unter der Überschrift "Das Flüssige und das Feuchte" und mündete am Nachmittag in die Abschlussdiskussion und Abschlussbetrach-

zierstock eingetaucht hatten und bestenfalls erstaunt und fasziniert zurückblieben.

So führte Karl Schlögel (Professor für osteuropäische Geschichte an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/ Oder) die Zuhörer seines Vortrags entlang des Weißmeer-Ostseekanals zu unterschiedlichen Stationen in der Geschichte Petersburgs, Petrograds und Leningrads, während Rudi Thiessen (Schriftsteller und Philosoph, Berlin) die Aufklärung im Licht des Wassers betrachtete. Erfreulich war, dass die ständige Aktivität und Veränderlichkeit (= Fluidität) der Bedeutungsflut auch in neueren Phänomenen Berücksichtigung fand. So stellte Olessia Turkina (Staatliches Russisches Museum, St. Petersburg) in ihrem Beitrag zum Nekrorealismus des Filmemachers Jevgenij Jufit Strömungen in der Petersburger Kultur vor, die von den 80er Jahren bis in die heutige Zeit reichen und einigen Spaziergängern bisher verborgen geblieben waren.

Die Bedeutungsflut der Stadt Petersburg, ihrer Geschichte und Geschichten, kann mit den einzelnen Spazierstöcken jedoch kaum ausreichend vermessen oder gar eingedämmt werden. Die verschiedenen Beiträge dienten vielmehr als Orientierungspunkte, die anhand von Forschungsgegen-



tung der Teilnehmer. Eingerahmt und eingestimmt durch Ausstellungen, Lesungen und Filmvorführungen, zeichnete sich die Veranstaltung vor allem durch ihre interdisziplinäre – wenn auch auf die Geisteswissenschaften beschränkte – Ausrichtung aus. Ziel und Verlauf der Tagung lassen sich vielleicht treffend anhand des Bildes eines Charms-Textes beschreiben, den Georg Witte in seinem Beitrag vorstellte.

Charms lässt seinen wartenden Erzähler einen Spazierstock in das trübe Wasser Petersburgs tauchen, der ihn ruckartig in die Tiefe zieht und den Spaziergänger erstaunt und fragend zurücklässt. So trafen sich im Literaturhaus Wanderer und Flaneure unterschiedlichster Couleur, die an verschiedenen Stellen der (Wasser-)Oberfläche ihren Spa-

ständen und Methoden deutlich machten, wo und wie die Teilnehmer sich auf der Oberfläche der Wasser-Stadt mit ihrer Forschung verankert haben. Das Symposium wurde so zu einem kurzen Treffen von Spaziergängern, die sich über ihre Erfahrungen, Ziele und Wege austauschten und sich bei ihren Streifzügen durch den Bedeutungsraum Petersburg in Zukunft vielleicht weniger als Einzelgänger betrachten werden.

Tim-Lorenz Wurr studiert im Hauptfach Osteuropastudien (FU Berlin) mit dem Schwerpunkt Kultur und Geschichte, im Nebenfach Neuere Geschichte (FU Berlin) und Internationale Beziehungen (HU Berlin) – zur Zeit studiert er als Erasmus-Student in Wien. Außerdem ist er als freier Mitarbeiter für 007-berlin.de tätig.

Das Internationale Kriegsverbrechertribunal in Den Haag Bericht über eine Exkursion

Jenni Winterhagen und Jens Niederhut, Berlin

Seit bald 10 Jahren tagt in Den Haag das Internationale Kriegsverbrechertribunal für das ehemalige Jugoslawien (ICTY), das angesichts der schweren Brüche des internationalen humanitären Rechtes in Bosnien-Herzegowina eingerichtet wurde. Damit wurde zum ersten Mal seit den Nürnberger Prozessen wieder ein internationales Gericht geschaffen, um Kriegsverbrechen und Völkermord zu ahnden. Um das ICTY in den Kontext der Jugoslawienkriege einzuordnen und die Frage nach der Bedeutung von Justiz im Prozess der Vergangenheitsbewältigung zu stellen, fand im Februar letzten Jahres am Osteuropa-Institut der FU Berlin das Seminar "Das Kriegsverbrechertribunal in Den Haag: Historische Grundlagen und aktuelle Praxis" unter der Leitung von Prof. Holm Sundhaussen und Carl Bethke statt. Einem einführenden Blockseminar in Berlin schloss sich eine Exkursion nach Den Haag an, auf der die Teilnehmenden das ICTY in seiner Praxis kennen lernten. Das ICTY wurde 1993 als Hilfsorgan des UN-Sicherheitsrates mittels einer Resolution, in der sich der Sicherheitsrat auf das siebte Kapitel der UN-Charta bezog, eingerichtet. Hiernach wurde der Krieg in Bosnien-Herzegowina zur Gefährdung des internationalen Friedens und der internationalen Sicherheit erklärt und das ICTY als sogenanntes Ad-hoc Tribunal, als Mittel zur Wiederherstellung und Sicherung des Friedens, ins Leben gerufen. Bislang sind vor dem Tribunal über 90 Angeklagte erschienen und 21 rechtskräftige Urteile gefällt worden. Im UN-Gefängnistrakt in Scheveningen befinden sich im Moment 51 Angeklagte, 17 Angeklagte sind noch flüchtig.²

Milošević und Šešelj vor Gericht

Während der Exkursion verfolgten die Seminarteilnehmer den Prozess gegen Slobodan Milošević und die initial appearence³ des radikalen, serbischen Nationalistenführers Vojislav Šešelj vor Ort. Selbst im größten der drei Gerichtssäle des Tribunals finden in den schmalen Stuhlreihen nur circa 150 Personen Platz. In der Regel beobachten jedoch nur wenige Zuschauer den Prozess. Eine Glasfront teilt den Raum in zwei Teile. Hinter ihr befinden sich auf der rechten Seite die Vertreter der Anklage, auf der linken der Angeklagte, begleitet von Gefängnispersonal und Verteidiger. Da Milošević sich selbst verteidigt, arbeitet unterhalb von ihm sitzend der "amicus curiae", ein vom Gericht zugewiesener Rechtsbeistand, der sicherstellen soll, dass Milošević durch seinen Verzicht auf einen Rechtsanwalt keine Nachteile entstehen. In der Mitte befinden sich etwas erhöht die Richter, ihnen gegenüber mit dem Rücken zum Publikum die Zeugen. Die Zuschauer können den Prozess über Kopfhörer verfolgen. Zum Zeitpunkt der Seminarexkursion verhandelte das Gericht die serbischmontenegrinische Bombardierung der kroatischen Küstenstadt Dubrovnik – einen Teil der "Kroatienanklage". Die Anklage gegen Milošević unterscheidet drei Handlungsabschnitte, die den verschiedenen Konflikten in Kroatien, Bosnien-Herzegowina und im Kosovo zugeordnet sind. In allen drei Fällen muss sich Milošević wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Verletzungen der Gesetze und Gebräuche des Krieges und in Bezug auf Bosnien-Herzegowina zusätzlich wegen Völkermordes verantworten.

Als am zweiten Besuchstag der Exkursion Šešelj zum ersten Mal vor dem Gericht erschien, war im Zuschauerraum ausnahmslos jeder Platz besetzt. Šešelj hatte sich erst kurz zuvor dem Tribunal gestellt, obwohl auch er, wie Miloševic die Legitimität des Gerichts nicht anerkennt. Dieser Haltung versuchte er Ausdruck zu geben, indem er sich nicht erhob, als das Gericht unter dem Vorsitz von Prof. Wolfgang Schomburg den Raum betrat. Šešelj bestand auf der vollständigen Verlesung der Anklageschrift. Durch die namentliche Nennung der Opfer in der Anklage glich die Sitzung mehr einer Gedenkveranstaltung denn eines Prozesstages. Zunächst lehnte es Šešelj ab, für schuldig oder nicht schuldig zu plädieren, da Teile der Anklageschrift ins Kroatische gedolmetscht wurden und er "nur des Serbischen mächtig" sei. Sešelj wird beschuldigt, als Mitglied eines joint criminal enterprise, die Vertreibung von Kroaten und Muslimen aus Kroatien, Bosnien-Herzegowina und aus der Vojvodina propagiert und unterstützt zu haben. Vor dem Hintergrund dieser Beschuldigungen wird er wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Verstöße gegen die Gebräuche und Gesetze des Krieges angeklagt.

Gespräche am ICTY

Neben der Teilnahme an den Verhandlungen waren eine Reihe von Gesprächen mit Mitarbeitern des Tribunals organisiert worden. Eine der ersten Gesprächspartnerinnen war die deutsche Staatsanwältin Hildegard Uertz-Retzlaff, Vertreterin der Anklage in den Prozessen gegen Milošević und Šešelj. Sie berichtete von den Problemen der Anklagebehörde bei der Beweiserhebung während des Ermittlungsverfahrens. Dabei ist sie auf die Mitarbeit der Länder des ehemaligen Jugoslawien angewiesen. Diese zeigen sich jedoch bei den Ermittlungen gegen Kriegsverbrecher aus den eigenen Reihen wenig kooperativ. Im Laufe der Jahre hat sich die Zusammenarbeit mit dem Tribunal zwar verbessert, vor allem seit dem Regimewechsel im Jahr 2000 in Kroatien, doch im Fall Milošević zeige sich immer wieder, dass dieser über einen weit besseren Zugriff auf Dokumente und Archive verfügt als die Anklagebehörde. Im Fall Sešelj versucht die Anklage derzeit zu verhindern, dass sich dieser wie Milošević selbst verteidigt – er soll nicht die Möglichkeit bekommen, das Gericht als Bühne einer Opferinszenierung und zu politischen Aussagen nutzen zu können. Hinzu kommt, dass auch "technisch" die Selbstverteidigung für die Angeklagten kaum zu leisten ist. Schon jetzt wirkt Milošević spürbar erschöpft, und ihm stehen nach der Prognose von Uertz-Retzlaff noch vier bis fünf Prozessjahre bevor.

Prof. Wolfgang Schomburg, deutscher Richter am ICTY, schilderte die Probleme, die sich aus dem Aufeinandertreffen verschiedener Rechtstraditionen ergeben. Er bezeichnete das am ICTY angewendete Recht für originär anglo-amerikanisch, was beispielsweise an der schwachen Position des Richters deutlich würde. Auch die unerträgliche Länge der Prozesse führte Schomburg, ähnlich wie Uertz-Retzlaff, auf die Dominanz des anglo-amerikanischen Rechts zurück. Dieses sieht vor, einen Fall zunächst aus der Sicht der Anklage und anschließend erneut aus der Sicht der Verteidigung darzustellen – wobei die im Vergleich zum kontinentaleuropäischen Recht schwächere Stellung des Richters zusätzlich eine Straffung verhindert. Auch Vertreter des anglo-amerikanischen common law gestehen laut Schomburg ein, dass vergleichbare Verfahren dieser Größenordnung in den USA nur mit Hilfe eines plea bargaining zu bewältigen seien. Dabei bekennt sich der Angeklagte in einigen Punkten schuldig, während die Anklage andere Punkte fallen lässt. Eine langwierige Beweiserhebung entfällt. Hierfür gibt es allerdings am ICTY keine formellen Regeln. Uertz-Retzlaff hatte zuvor darauf hingewiesen, dass bei Angeklagten wie Milošević, die mit allen Mitteln versuchen, den Prozess in die Länge zu ziehen, kein Interesse an solchen Verhandlungen besteht.

In diesem Kontext verwies Schomburg zudem auf die starke Unterrepräsentation kontinentaleuropäischer Juristen am ICTY. Deutsche Juristen wären beispielsweise nur 20 an der Zahl beschäftigt. Seiner Meinung nach existierten recht starke Lobbygruppen, die versuchen, das angloamerikanische Recht durchzusetzen, was u.a. auch zu Akzeptanzproblemen bei den Angeklagten aus dem ehemaligen Jugoslawien führt. Uertz-Retzlaff erklärte sich die Dominanz der anglo-amerikanischen Rechtstradition auch durch das Desinteresse der deutschen Regierung, auf die entstehenden internationalen Gerichtshöfe Einfluss zu nehmen und dabei die kontinentaleuropäische Rechtstradition zu stärken. Als ein weiteres Problem sprach Schomburg die Tatsache an, dass es am ICTY anders als an deutschen Gerichten keine Akten gibt, sondern ein System "fliegender Papiere". Dies entspricht dem angloamerikanischen Verfahren, in dem der Richter mit einem weißen Blatt Papier den Prozess beginnt. Die Informationen, über die der Richter verfügt, erhält er im Laufe des Prozesses vor allem von der Anklage. Nur die Anklage hat vollen Zugang zu den 3 Mio. Dokumenten der Datenbank - der Angeklagte, seine Verteidigung, ja sogar die Richter dagegen nicht, wodurch die Waffengleichheit von Anklage und Verteidigung nicht gesichert ist. Von Prof. Herwig Roggemann nach den Zukunftsperspektiven des Gerichts gefragt, verwies Schomburg auf die Tatsache, dass erst 15% der Anklagen erledigt sind. Er plädiere dafür, sich auf die hohen politischen und militärischen Funktionsträger zu konzentrieren und die Fälle der niederen Chargen an die Nachfolgestaaten Jugoslawiens oder an Drittstaaten abzutreten. Hier käme etwa Deutschland mit seinem neuen Völkerstrafgesetzbuch in Frage. Außerdem schlug Schomburg vor, Verfahren zusammenzuziehen. Letztlich handelt es sich um ein großes Verfahren, das wegen der Unerreichbarkeit mancher Angeklagter in "unnatürliche Portionen" zerteilt wurde.

Ein weiteres Gespräch fand mit Mike McViker statt, der ebenfalls für die Anklagebehörde arbeitet. In seinem Kurzvortrag sprach er über die Probleme beim juristischen Nachweis von Genozid. Um einen Angeklagten wegen Genozid zu verurteilen, muss die Anklagebehörde ihm nachweisen, dass er bestimmte Verbrechen mit der Absicht beging, eine Menschengruppe ganz oder teilweise zu vernichten.⁴ Eine solche Absicht lässt sich aber meist nicht anhand eines Dokuments oder schriftlich fixierten Planes nachweisen. Deswegen versucht die Anklage aus verschiedenen Tatumständen Schlussfolgerungen auf eine solche Absicht, einen solchen Vernichtungsplan zu ziehen, die zu den Verbrechen führten, beispielsweise aus einer allgemeinen politischen Doktrin oder aus dem Umfang der begangenen Verbrechen. Auch kann die Existenz eines bestimmten Musters, nach dem die Verbrechen wiederholt ausgeübt und systematisch gegen die gleiche Gruppe gerichtet wurden, auf einen genozidären Zusammenhang hinweisen.

Der Internationale Strafgerichtshof

Den Haag nennt man nicht umsonst die Hauptstadt des internationalen Rechts, arbeitet doch nicht nur das ICTY dort, sondern seit kurzem auch der Internationale Strafgerichtshof (ICC). Der ICC ist im Gegensatz zu den Ad-hoc Tribunalen für Ruanda und für das ehemalige Jugoslawien, ob der im Sicherheitsrat nicht zustande gekommenen notwendigen Einigung, kein Organ der UN, sondern beruht auf einem völkerrechtlichen Vertrag zwischen nunmehr über 90 Mitgliedsstaaten. Im Gespräch mit Morton Bergsmo, der vom ICTY zu der im Aufbau befindlichen Anklagebehörde des ICC wechselte, wurde die Frage aufgeworfen, welche Fehler des Jugoslawientribunals der ICC nicht wiederholen sollte.

In diesem Zusammenhang sprach auch Bergsmo, selbst Norweger, sofort die Dominanz des anglo-amerikanischen Rechts als gravierendes Problem am ICTY an. Darüber hinaus sollte es der ICTY im Vergleich zum ICC vermeiden, viele "kleine Fische" anzuklagen und sich stattdessen auf die Verantwortlichen an der Spitze von Staat und Militär konzentrieren. Ziel soll ein kleineres, aber gezielter arbeitendes Gericht sein, das so auch Personal in Verwaltung und Analyse sparen kann. Große Schwierigkeiten würde auch am ICC die Ermittlung von Beweismaterial bereiten. Bergsmo beschreibt dabei ähnliche Probleme wie zuvor

Uertz-Retzlaff. Während sich jedoch das Jugoslawientribunal sogenannter binding orders bedienen kann – diese können erlassen werden, um Beweise zusammenzutragen und Zeugen ausfindig zu machen - steht dem ICC dieses Mittel nicht zur Verfügung. Denn anders als das ICTY beruht der ICC nicht auf einer vertikalen Beziehung zwischen der UN und den Ländern des ehemaligen Jugoslawien, sondern auf einer konsensualen Vereinbarung zwischen den Mitgliedsstaaten. Dies führt zu einer noch stärkeren Abhängigkeit des Gerichts von der Kooperationsbereitschaft der jeweiligen Länder, womit die Gefahr besteht, dass das Gericht keinen ausreichenden Zugriff auf Beweise haben könnte. Zudem sind die nachzuweisenden Straftatbestände (Genozid, Deportation, Folter etc.) äußerst komplex, da es sich um Verbrechen handelt, die sich meistens über einen längeren Zeitraum erstrecken und mehrere Tatorte umfassen. Bei den Ermittlungen kann der ICC nicht auf eigene Polizeieinheiten zurückgreifen, sondern muss sich auf die Sicherheitskräfte der Länder selbst stützen. Wenn jedoch Teile der örtlichen Polizei, der Armee oder des Justizministeriums in die Verbrechen verstrickt sind, was bei den meisten Fällen zutreffen wird, ist die Effizienz und Zuverlässigkeit der Ermittlungen wiederum sehr fraglich.

Dennoch ist sich Bergsmo der künftigen Bedeutung des Gerichts sicher. Viele Länder, die über wenig personelle und finanzielle Ressourcen verfügen, werden sich im Bereich des Strafrechts bei Problemen an den ICC wenden, um dessen Lösungen des materiellen oder prozessualen Rechtes zu kopieren. Der Gerichtshof wird damit weltweit Standards setzen.

Der Internationale Gerichtshof

Die dritte Institution internationalen Rechts in Den Haag ist der Internationale Gerichtshof (IGH), seit 1946 die zentrale Gerichtsinstanz der UN. Seinen Sitz hat er im Haager Friedenspalast, wo über Konflikte zwischen UN-Mitgliedsstaaten verhandelt wird. Ein kurzer Besuch führte die Seminarteilnehmer in den Gerichtssaal, in dem u.a. Deutschland wegen der Luftangriffe auf Serbien angeklagt wurde. Auch Kroatien und Bosnien-Herzegowina prozessieren hier gegen Jugoslawien. Im Gegensatz zu den zwei internationalen Strafgerichtshöfen in Den Haag steht der IGH nicht im Rampenlicht der Presse, fehlt es ihm doch an vergleichbarer Prominenz auf der Anklagebank. Im Gespräch mit dem Pressesprecher schien es, als sei dem Gericht das öffentliche Desinteresse gar nicht so unrecht – ist es doch die Arbeit im Stillen, die die Lösung mancher aufgeladener Konflikte ermöglicht.

Der Besuch in Den Haag machte deutlich, dass die juristische Verfolgung der Verbrechen im ehemaligen Jugoslawien zahlreiche und vielfältige Probleme aufwirft. Einige mutmaßliche Hauptkriegsverbrecher wie Ratko Mladić und Radovan Karadzić entziehen sich dem Gericht immer noch durch Flucht, und die durchschnittliche Dauer der geführ-

ten Prozesse lässt nicht auf eine zügige Beendigung hoffen. Auf viele Beweise haben die Ermittler des Tribunals keinen Zugriff, was sich in absehbarer Zeit auch nicht ändern wird. In Anbetracht dieser Probleme und der daraus resultierenden Skepsis dem Gericht gegenüber wies Bergsmo indes darauf hin, dass es vor zehn Jahren auch noch niemand für möglich gehalten hätte, dass Milošević sich einst vor einem Gericht würde verantworten müssen. Die historische Bedeutung des Tribunals ergibt sich letztlich zum einen aus dem Ausgang dieses Prozesses, zum anderen besteht sie schon darin, dass durch seine Einrichtung der Weg zu einem ständigen internationalen Strafgerichtshof geebnet wurde. Die Gespräche aber zeigten auch, dass in Den Haag nicht nur das humanitäre Völkerrecht geschützt wird, sondern auch ein Kampf darum begonnen hat, welches Recht – kontinentaleuropäisches oder anglo-amerikanisches - von wem auf internationaler Ebene gesprochen wird.

Die Seminarteilnehmer danken Prof. Herwig Roggemann, Susen Jäger und Matthias Neuner, ohne deren Mitwirkung das Seminar in dieser Form nicht möglich gewesen wäre.

Jenni Winterhagen und Jens Niederhut waren Mitorganisatoren und Mitinitiatoren des Exkursionsseminars.

Jenni Winterhagen studiert am Osteuropa-Institut der FU Berlin.

Jens Niederhut promoviert z.Z. am Friedrich-Meinecke-Institut der FU Berlin.

NIKOLAI GENOV, HRSG.

Advances in Sociological Knowledge over Half a Century

Leverkusen: Leske + Budrich, 2003, 426 S.

Vgl. Herwig Roggemann: Die Internationalen Strafgerichtshöfe: Einführung, Rechtsgrundlagen, Dokumente, Berlin 1998.

Vgl. Homepage des ICTYs, <u>http://www.un.org/icty/glance/index.htm</u>, am 15. 10. 2003.

³ Erstes Erscheinen des Angeklagten vor Gericht.

⁴ Vgl. UN-Völkermordkonvention 1948; ICTY-Statut Art. 4.

Focus Kaliningrad - Konferenz und Sommerschule

Corinna Jentzsch, Susanne Nies und Kathrin Weiß, Berlin

Die Visaproblematik

Der Zeitpunkt der Konferenz "Kaliningrad – Perspektive einer russischen Insel im Meer der Europäischen Union" war nicht zufällig gewählt: Zum 1. Juli 2003 hatte der Nachbarstaat der Enklave und künftiges EU-Mitglied Litauen die Visapflicht nicht nur für Kaliningrader, sondern für alle Bürger der GUS-Staaten eingeführt. Nach fast zehn Jahren des mehr als liberalen regionalen Visaregimes zwischen Litauen, Polen und Kaliningrad, veroflichtet die schrittweise Integration in das Schengen-Regime, die EU-Anwärterstaaten Polen und Litauen nunmehr zu stringenteren Spielregeln. Warschau folgte Vilnius auf diesem Wege, allerdings erst mit dem 1. Oktober, d.h. mit einer Verzögerung von drei Monaten. An Polemik zur Visaproblematik hat es im gesamten Jahr 2002 und 2003 zwischen Russland und seinen westlichen Nachbarn nicht gefehlt. Visa sind weit mehr als nur eine Formalität. Sie sind ein gewichtiges Symbol, ein Ausdruck des Vertrauens oder Misstrauens das zwischen zwei Staaten herrscht. Die sich abzeichnende Schaffung einer neuen Mauer, von Präsident Putin als "Šengenskaja Stena" – "die Mauer von Schengen" bezeichnet, führte zwangsläufig zu neuen Irritationen. Die EU einerseits und Russland andererseits sehen sich unterschiedlichen Sachzwängen ausgesetzt: geht es Brüssel um Kontrolle, um die Respektierung des Acquis Communautaire und in Sorge vor Masseneinwanderung aus dem Osten auch um die öffentliche Meinung im Westen, so geht es Moskau zum einen um das "Dazugehören" und in diesem Sinne gar um die Aufhebung der Visa-Pflicht zwischen Russland und der EU. Zum anderen jedoch geht es Moskau um die unerschütterliche Bindung der Enklave Kaliningrad an das russische Staatsgebiet. Jede Andersbehandlung von außen wurde im vergangenen Jahr als Infragestellung dieser Auffassung angesehen und konnte so nur auf den entschiedensten Widerstand in Moskau stoßen. Gleichheit aller Russen hieß die Losung da, wo sie de facto niemals gegolten hatte. Während der gesamten Periode des russischen Desinteresse an seinem "kleinen Russland" war es für Kaliningrader schon allein finanziell unerschwinglich, das Mutterland zu besuchen.

Verlauf der Konferenz

Die in der Gebietsduma Kaliningrads gemeinsam von der Heinrich-Böll-Stiftung, der Kaliningrader Staatsuniversität, dem Osteuropa-Institut der FU Berlin und dem Institut d'Etudes Politiques de Paris organisierte Konferenz trug den Titel "Kaliningrad: Eine Insel im EU-Meer – Ortsbestimmung für das Jahr 2004". Die Veranstaltung fand im Vorfeld der trilateralen – deutsch, französisch, russischen – Sommeruniversität mit dem Titel "Deutsch-Französisch-Russische Sommerschule in Kaliningrad: Sprachen, Gesellschaften, das neue Europa" statt. Letztere erstreckte

sich über den ganzen Monat August und beinhaltete die Vermittlung von russischer Sprache, Kultur und Landeskunde für deutsche und französische Studierende. Parallel fand ein Sprach- und Landeskundekurs Französisch statt. Die Sommeruniversität Kaliningrad wurde im Jahr 2002 von einer deutsch-russischen Initiative des Berliner Osteuropa-Instituts und der Kaliningrader Staatsuniversität ins Leben gerufen und konnte im Jahr 2003, u.a. aufgrund der Unterstützung der Marga-und-Kurt-Möllgard-Stiftung, trilateralisiert werden. Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren Studierende der Geisteswissenschaften, insbesondere der Politikwissenschaften und der Slawistik aus Deutschland, Frankreich, Polen und Griechenland. Thematisch beschäftigte sich die Konferenz mit der allgemeinen Situation in Kaliningrad nach der Einführung der neuen Visabestimmungen und hatte hierzu Vertreter aus der Politik hinzu gebeten. Weiterhin wurden Themen, wie die ökonomische Situation und die Sicherheit im engeren und weiteren Sinne behandelt – hierzu zählte die militärische Sicherheit ebenso wie der Umweltschutz.1

Auswirkungen der Visa-Regelung: Die überraschende Verbesserung der Lage

Erstaunlicherweise kam es mit der Einführung der sogenannten Facilitated Transit Documents (FTD) im Juli 2003 nicht zu der befürchteten Verschlechterung der Beziehungen und der allgemeinen Situation des Gebietes. Im Gegenteil, sie hat sich überraschenderweise sogar verbessert. Die Facilitated Transit Documents, von Litauen für alle Russen, die Litauen lediglich durchqueren wollen eingeführt, sind relativ leicht und kostengünstig erhältlich. Polen dagegen hatte die Einführung der Visa für die Kaliningrader Bevölkerung mit dem Argument verzögert, dass ja auch der EU-Beitritt von Januar auf Mai 2004 verschoben worden sei. Der wahre Grund allerdings, die neuen Bestimmungen erst ab 1. Oktober gelten zu lassen, dürfte ein anderer gewesen sein: die unzureichenden konsularischen Kapazitäten zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Hinzu kommt, dass man weiterhin Hoffnung auf einen Kompromiss nach dem "ukrainischen Modell" hegt – Warschau und Kiew haben sich auf die Erteilung kostenloser Visa geeinigt.² Dass die Einführung der Visa, die Situation in Kaliningrad letztlich verbesserte, hat als Erkenntnis überrascht; widerspricht dies doch den Zeitungsberichten inund außerhalb Russlands. Geteilt wird diese Auffassung auch vom zweiten Sekretär der Vertretung des russischen Außenministeriums Šeremetev, dem Duma-Abgeordneten Ežikov, dem Vertreter der Hamburger Handelskammer in Kaliningrad Stein und dem ehemaligen Leiter des deutschrussischen Hauses Henke – im Übrigen kann jeder, der Kaliningrad schon mehrfach besuchte, diesen Eindruck nur bestätigen. Abgesehen davon, dass Kaliningrad nun

auch zum Thema in den westlichen Medien geworden ist, scheint es fast, als habe die Anbindung an EU-Europa durch die Visaeinführung einen Modernisierungsschub in der Region eingeleitet. Verbessert hat sich beispielsweise die Verkehrsanbindung Kaliningrads insgesamt. Es scheint seiner Transportfalle entflohen zu sein: Moskau hat die Frequenz der Flugverbindungen nicht nur ausgeweitet, sondern auch die Ticketpreise drastisch gesenkt. Während zuvor eine Reise nach Berlin, Vilnius oder Warschau günstiger war, als in die Hauptstadt Moskau, haben die Billigkontingente den Austausch mit dem Zentrum intensiviert. Die Verkehrswege ins Gebiet, insbesondere die Via Baltica, die Danzig mit Kaliningrad verbindet, soll nun endlich modernisiert werden. Während der polnische Streckenabschnitt bereits im Vorjahr aus PHARE-Mitteln instand gesetzt wurde, stellte sich der bauliche Zustand des russischen Teils, ob des erhebliche Zeit zurückliegenden Zeitpunktes seiner Fertigstellung im zweiten Weltkrieg, seit vielen Jahren unverändert als höchst desolat dar. Das russische Regionalentwicklungsprogramm "Kaliningrad 2010" stellt nun Mittel für die Erneuerung des russischen Abschnittes bereit, die im Jahr 2005 abgeschlossen sein soll. Auch die Seeverbindungen haben eine sprunghafte Ausweitung erfahren: inzwischen verkehren regelmäßig Tragflügelboote zwischen Danzig und Kaliningrad und der Ausbau, d.h. die Erweiterung der Hafenanlage des tiefsten Hafens der Region, jenes von Baltijsk, ist geplant.

Die Wirtschaft in Kaliningrad und das Dilemma des schlechten Images

Laut Stephan Stein, Vertreter der Hamburger Handelskammer und der Deutschen Wirtschaft in St. Petersburg und Kaliningrad, hat die Stadt vor allem mit einem Imageproblem zu kämpfen. Diese Auffassung wurde von Vera Zabotkina, Leiterin des Internationalen Departments der Kaliningrader Staatsuniversität, bestätigt. Während das Image zu Beginn der 90er Jahre eher positiv war und man sich mit Kaliningrad ein Hongkong im Baltikum erhoffte, erfuhr es ab Mitte der 90er Jahre einen drastischen wirtschaftlichen Niedergang. Zabotkina berichtete, dass der Gedanke an Aids, Tuberkulose, Drogen und Kriminalität sich für die meisten Menschen im Ausland unmittelbar mit Kaliningrad verbinde. Zur wirtschaftlichen Situation resümierte Stein, als ausgesprochen intimer Kenner der Lage Folgendes: Die Sonderwirtschaftszone entwickle sich nicht, da widersprüchliche Regelungen lokaler und zentraler Ebene (d.h. in Moskau) notwendiges Vertrauen, Transparenz und Berechenbarkeit gar nicht erst entstehen lassen. Die ausländischen Direktinvestitionen sind gering – Steuerparadiese wie Zypern und Isle of Man, aber auch Länder wie Polen und Litauen seien bei weitem attraktiver als Kaliningrad selbst. Für ihn ist klar, auf der wirtschaftlichen Tagesordnung müsste eine Imagekampagne für den Marketing-Standort Kaliningrad an erster Stelle stehen. Ein grundlegendes Problem sei weiterhin, dass Finanzinstrumente für jene fehlten, die in Kaliningrad investieren

wollen – ein Problem, welches sich für ganz Russland, insbesondere seit August 1998, stellt.

750 Jahre Königsberg oder 60 Jahre Kaliningrad Was soll man feiern?

Kaliningrad, die doppelte Peripherie: der EU einerseits und Russlands andererseits, ist seit anderthalb Jahren ins Gerede gekommen. Als Testfeld der Beziehungen zwischen Russland und der EU wird es gern bezeichnet, übertriebenermassen sicherlich, denn Kaliningrad ist anders, und nicht Russland. Nach dem Vorbild der 300-Jahr-Feier St. Petersburgs beabsichtigte die Stadt Kaliningrad, eine 750-Jahr-Feier der Gründung Königsbergs zu veranstalten - nicht zuletzt mit dem Ziel, ausländische Direktinvestitionen anzuziehen. So wurde das ambitiöse Bauprojekt einer Uferpromenade mit Hotelkomplex, an architektonische Vorbilder der historischen Stadt angelehnt, mittels einer Project Financial Company Ltd. aus der Taufe gehoben. Moskaus Reaktion auf dieses Jubiläum wirkte stark irritierend: die Leiterin der Präsidialverwaltung schrieb, dass "für die Feierlichkeiten anlässlich des Stadtjubiläums jedwede notwendigen historischen und politischen Hintergründe" fehlten. Letztlich jedoch schritt Präsident Putin selbst ein und forderte die Stadt dann wieder auf, gebührend zu feiern.

Das Ökologische Desaster

Von den Vertretern der aktiven Umwelt-NGO Ekozašita wurde die dramatische Umweltsituation des Kaliningrader Gebietes betont. Besorgniserregend und gleichzeitig für neue Polemiken verantwortlich, sind die sich ansammelnden Ölrückstände an einem mehrere hundert Kilometer langen Küstenstreifen. Während Regierungsvertreter die Verschmutzung als ausländischen Ursprungs darstellen, verursacht durch das Sinken eines chinesischen Schiffes im Vorjahr, behaupten Vertreter der Ekozašita, dass eine russische Ölförderplattform vor der Kurischen Nehrung der Verursacher des Umweltschadens sei. Die ökologische Gesamtsituation ist jedoch ohnehin alles andere als unbedenklich: In die Ostsee eingeleitete Chemierückstände; über hundert Jahre alte Wasserleitungen und entsprechend schlechtes Wasser führen die Liste der Problemfelder in der Region lediglich an.

Die Sommeruniversität

Die am Anfang der Sommeruniversität durchgeführte Konferenz gab den Teilnehmern einen guten Überblick über die Themen, die in Kaliningrad auf der Tagesordnung stehen. Im Vergleich zum vergangenen ersten Jahr wurde die Sommeruniversität diese Jahr um zwei Wochen, auf die Dauer eines Monates, ausgeweitet. Dadurch war das Zusatzprogramm zum Sprachkurs weniger geballt. Die Besuche bei Einrichtungen zu den verschiedenen Themenbereichen Geschichte (Gebietsarchiv, Historisches Museum), Politik (Stadtverwaltung, Kaliningrader Zeitungen) und Wirtschaft (Unternehmen Avtotor: BMW-Produktion,

Kaliningrader Süßwarenfabrik), gaben den Teilnehmern die Möglichkeit, sich gezielter über die Situation vor Ort zu informieren und ihre erworbenen Sprachkenntnisse anzuwenden. Zur Erholung wurden wie im vergangenen Jahr Ausflüge zum Meer organisiert. Positiv wurde von den Teilnehmern die Internationalisierung des Sommerschule bewertet. So lernten Deutsche und Franzosen gemeinsam in vier unterschiedlichen Kleingruppen Russisch. Im Gegenzug wurde für russische Studenten ein zweiwöchiger Französischkurs auf zwei Stufen angeboten.

Perspektiven der Sommeruniversität und der Konferenz

Als Organisatoren erhielten wir eine sehr gute Resonanz auf die Fortführung der Sommerschule und die Erweiterung des Projektes. So ist die Sommerschule auch für dieses Jahr wieder geplant. Dann soll allerdings eine stärkere thematische Eingrenzung erfolgen, um inhaltlich gezielter zu einem Themenfeld arbeiten zu können. Wir hoffen, dann

weitere Interessenten zu finden und vielleicht auch wieder Studenten des Osteuropa-Institutes in Kaliningrad begrüßen zu können.

Corinna Jentzsch, Susanne Nies, Kathrin Weiß sind die Organisatorinnen der Sommerschule in Kaliningrad, die seit 2002 jährlich stattfindet.

Corinna Jentzsch betreut seit 2001 die Praktikumsbörse am Osteuropa-Institut.

Kathrin Weiß ist Referentin für GUS, Baltikum, Südosteuropa im Europaministerium des Landes Brandenburg.

Dr. Susanne Nies habilitiert zur Zeit an der IEP Paris zum Thema Enklaven in der Internationalen Politik.

¹ Ausführlich können diese Themen im Sonderheft OST-EUROPA 02–03/2003 nachgelesen werden.

² Seit der Einführung der Visa hat das polnische Konsulat in Kaliningrad ca. 10 000 Visa ausgestellt. Gazeta Wyborcza 11.10.2003, S. 5.

Mit dem Zug durch Mittel- und Osteuropa Die Robert Bosch Stiftung feiert ein Jubiläum

Jacqueline Kühn, Berlin

Ein Sonderzug der ganz besonderen Art machte sich in der letzten Septemberwoche diesen Jahres bei altweibersommerlich schönem Wetter auf den Weg, ein recht außergewöhnliches Jubiläum in gleichermaßen feierlichem wie buntem Rahmen zu begehen. Anlass zum Feiern gab das mit diesem Sommer nunmehr zehnjährige Bestehen des Sprach- und Fachlektorenprogrammes der Robert Bosch Stiftung, einer der großen unternehmensverbundenen Stiftungen Deutschlands. Das Lektorenprogramm zur Förderung der deutschen Sprache und Landeskunde an Hochschulen in Mittel- und Osteuropa¹ wurde im Sommer 1993 aus der Taufe gehoben und gehörte damals wie heute zu einer ganzen Reihe von Programmen, die der Fortführung des Vermächtnisses des Unternehmers und Stifters Robert Bosch dienen.² Der Bereich der Völkerverständigung, zumal nach dem Fall des Eisernen Vorhanges von besonderer Aktualität, stellt im Rahmen der Stiftungstätigkeit neben den Bereichen Gesundheit und Bildung einen sehr umfassenden und bedeutenden Schwerpunkt dar.3 Eingebettet in eine Vielzahl verschiedener Programme wurden die Beziehungen zu den ehemaligen Ostblockstaaten immer weiterentwickelt und intensiviert. So wurde beispielsweise 1997 mit dem Lektorenprogramm zur Förderung der Geistes- und Sozialwissenschaften in Mittel- und Osteuropa (MOE), kurz Fachlektorenprogramm, ein Pendant zum überaus erfolgreichen Sprachlektorenprogramm geschaffen. Seitdem stehen den ursprünglich 15 Teilnehmern pro Lektorenjahrgang mittlerweile gut einhundert pro Jahr gegenüber. Dementsprechend entwickelte sich auch die geographische Verteilung der Lektorate weiter: waren Stipendiaten im ersten Jahr in lediglich fünf Ländern eingesetzt, so sind es zehn Jahre später bereits 15 Teilnehmerländer, in deren größere und kleinere Städte – wohlgemerkt nicht in die hauptstädtischen Metropolen wie Budapest, Prag, Warschau - sich die Lektoren begeben. Dabei sind sowohl die geographischen, wie auch inhaltlichen Schwerpunkte einer ständigen Anpassung und stetigen Weiterentwicklung unterlegen4 und man kann nur gespannt sein, wohin sich der Stiftungszug in den nächsten Jahren und Jahrzehnten so weiterbewegen wird.

Die bisherige Erfolgsgeschichte zum Anlass nehmend wurden alle ehemaligen Stipendiaten oder "Boscheviki"—wie sie sich selbst gerne nennen — zur Jubiläumsfeier des Lektorenprogrammes eingeladen. Von den mittlerweile ca. 460 Stipendiaten nahmen dann auch ungefähr 180 die Einladung zu einer außergewöhnlichen Zugreise an — diese sollte zu einem Streifzug durch die Geschichte des Stiftungsprogrammes und durch die Kulturen der Programmländer werden. Stiftungsfinanziert und mit viel Ehemaligengeist und -engagement organisiert, kann die fünftägige

Veranstaltung vom 24. – 29. September gut und gerne als kleines Meisterwerk bewertet werden. Dem eigentlichen Ereignis ging ein feierlicher Begrüßungsabend, eröffnet von Priv.Doz. Dr. Joachim Rogall⁵, im Berliner Bosch Haus in der Bismarckstraße mit der Eröffnung der Wanderausstellung "Türen öffnen" sowie der Filmpremiere "Leichte Winter" voraus.



Lesung im Salonwagen

Der Lektorenzug

Am Tag darauf bestieg man dann den aus historischen Eisenbahnwaggons eigens zusammengestellten Sonderzug. Der aus je drei verschiedenen Veranstaltungs- und Aufenthaltswagen bestehende Jubiläumszug bildete mit seinem Zugprogramm auf der Strecke Berlin - Brünn -Budapest - Hohe Tatra - Krakau - Berlin den Rahmen für die in den jeweiligen Gaststädten veranstalteten Programmpunkte. Auf der Zugfahrt hatten die ehemaligen und derzeitigen Lektoren nicht nur Gelegenheit zur Wiederbegegnung, Erinnerung an gemeinsam Erlebtes und Bilanzierung sowie zum Knüpfen von neuen Kontakten. Vielmehr bot das von den Lektoren selbst organisierte Programm ein Kulturerlebnis der besonderen Art. Über die Vielfalt dieses Programms, sollte die mit historischen und aktuellen Beiträgen illustrierte "Zugbegleiter"-Broschüre die Reisenden auf dem Weg in die jeweiligen Gastgeberstädte informieren. Passend zum Ambiente des Salonwagens fanden hier Lesungen mittel- und osteuropäischer Literatur⁷ sowie zahlreiche Vorträge zu Sprache, Kultur und Politik in MOE statt⁸. Im Gesellschaftswagen standen dagegen die erwartungsgemäß geselligeren Veranstaltungen, wie das Osteuropa-Quiz9, der Crash-Sprachlerntest10, der Grand-Prix de MOE¹¹, der Choro ohne Horror¹², die Tanz-

stunde mit Lenin¹³ und die Talkrunde n-ost¹⁴ auf dem Programm. Und auch im nostalgischen Speisewagen machte man es sich bei Gesprächsrunden und Vorträgen¹⁵ gemütlich. Gleichfalls zur Einstimmung auf die nächste Stadt bzw. das nächste Land gedacht war die Versorgung an Bord mit landestypischer Küche – kaum aufgegessen, schon war man angekommen im Land der Knödel oder der Paprika ... Gut vorbereitet wurde man zusätzlich noch durch den im Reisebegleiter mitgelieferten Sprachführer und durch die sich über den ganzen Zug erstreckende Photoausstellung. Wem dennoch eine freie Minute zwischen den Programmpunkten in den Veranstaltungswagen blieb, der konnte sich im Abteilwagen mit seinen Serviceabteilen "Bahnhofsmission", "MOE-Bibliothek", "Dokumentationszentrale", dem "MitOst-Abteil" und dem "n-ost-Abteil" rund um die Uhr beschäftigen und informieren. An den einzelnen Haupthaltepunkten des Lektorenzuges stand den Reisenden wiederum ein breites Programm voller einzigartiger Veranstaltungen bevor. Es reichte an den ersten beiden Tagen von individuellen Stadtführungen¹⁶, deutschsprachigem Studententheater in Brno/Brünn in Tschechien, über die abendliche Donaufahrt und der Osmanischen Nacht im Budapester Rudas-Heilquellen-Bad bis zur Podiumsdiskussion in der Andrássy-Gyula Deutschsprachigen Universität Budapest¹⁷. Es folgte der dritte Tag, der einer ganztägigen "Entspannung durch körperliche Betätigung" gewidmet war: vom Kurort Tatranska Lomnica in der nördlichen Slowakei ausgehend, begab man sich vorbei an den malerischen Wasserfällen des Studeny potok¹⁸ auf Klettertour zur Lomnitzspitze, den zweithöchsten Berg der Hohen Tatra. Der Abend sah dann zur körperlich-geistigen Erholung den Gernseh-Abend der Lektoren mit Filmen aus MOE vor. 19 Am letzten gemeinsamen Reiseabend stand die Abschlussveranstaltung im Japanischen Museum Manggha in Krakau, direkt am Ufer der Weichsel auf dem Programm. Dass eine so ausgefallene Geburtstagsfeier – die auch zum Dank an alle Lektoren und Ex-Lektoren für ihr großes Engagement während ihres Einsatzes durchgeführt wurde auch mit einem besonderen Abschiedsabend zu beschließen sei, stand außer Frage. Gleichwohl sollte mit der Jubiläumsfahrt insgesamt unterstrichen werden, welch wichtigen Beitrag alle Teilnehmer der Lektorenprogramme dazu geleistet haben, es zu einer unverwechselbaren und wichtigen Säule der auswärtigen Kulturpolitik gemacht zu haben. Dass sie mit ihrer Botschafterrolle im Kleinen sowohl bei ihrem Aufenthalt im Gastland wie auch nach ihrer Rückkehr in ihr Heimatland – einen ganz besonderen Beitrag im Sinne der Völkerverständigung leisten, wurde nicht zuletzt vom Kuratoriumsvorstand, Dr. Heiner Gutberlet, in seiner Dankesrede betont. Damit fanden die in Stiftungskreisen doch nicht immer unumstrittenen Lektorenprogramme an dieser Stelle nicht nur höchste Anerkennung von Seiten des Entscheidungsträgers. Vielmehr ließ das große Lob auch für die Zukunft auf weiterhin ausgesprochen gute Rahmenbedingungen und damit eine erfolgreiche Fortführung und positive Entwicklung der Lektorenprogramme schließen. Bei einer ausgelassenen

Feier bis in die frühen Morgenstunden, einem nahtlosem Übergang zu Frühstück und Abreise, glich die Atmosphäre auf dem letzten Teilstück Krakau – Berlin in allen Veranstaltungswagen einer nicht enden wollenden Riesenparty. Der "Lektorenzug" bleibt allen Ehemaligen gewiss in ganz besonderer Erinnerung und verstärkte, das die Boscheviki ohnehin miteinander Verbindende – die allen gemeinsame Affinität zur Region Mittel- und Osteuropa.

Mit Ost e.V.

Für die "Ehemaligen" gibt es mit dem MitOst e. V. als Verein für Sprach- und Kulturaustausch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa die Möglichkeit, mit Gleichgesinnten weiterhin aktiv in moe-bezogener Projektarbeit und Völkerverständigung engagiert zu sein. Der Verein, 1996 von einer Hand voll ehemaliger Stipendiaten gegründet, ist mittlerweile auf eine beachtliche Größe von über 900 Mitglieder angewachsen, wobei diese seit den letzten Jahren auch zunehmend aus MOE und insgesamt aus 20 Ländern kommen. MitOst stellt heute somit eine Art Sammelbecken für Ehemalige aus ganz verschiedenen Stiftungsprogrammen dar (Lektorenprogramm, Theodor-Heuss-Kolleg, Tutorenprogramm, "Völkerverständigung macht Schule", Kulturmanagerprogramm, Stipendienprogramm für polnische Nachwuchsjournalisten) und ist darüber hinaus offen für alle Osteuropabegeisterten, die sich ebenfalls im Verein engagieren wollen. Im Mittelpunkt steht für MitOst die ehrenamtliche Projektarbeit, die in erster Linie Völkerverständigung und zivilgesellschaftliches Engagement in West und Ost auf möglichst vielen verschiedenen Ebenen fördern soll. Die Aktivitäten reichen von Kunst- und Kulturfestivals über Studienreisen, Theaterworkshops bis zu Filmprojekten, Lesereihen und Seminarveranstaltungen. Für die alljährlich stattfindende Mitgliederversammlung ist in diesem Jahr erstmals eine breites Rahmenprogramm, das MitOst-Festival, organisiert worden. Das einwöchige Festival, das vom 11. bis 16. November im südungarischen Pécs mit ca. 300 Teilnehmern durchgeführt wurde, fand in



"Zug-Polonaise"

enger Kooperation mit lokalen, nationalen und internationalen Vertretern aus Kunst und Kultur statt. Mit unzähligen Veranstaltungen, die von Filmen, Lesungen, Ausstellungen über Tanz und Theater bis hin zu Konzerten reichten, bot das Festival eine wahrlich beeindruckende Vielfalt und stellte auch organisatorisch eine großartige Leistung dar. Gefördert wurde das Festival u.a. von der Deutschen Botschaft Budapest, der Robert Bosch Stiftung, der Scheringstiftung, der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung, der AllianceFrançaise, dem Ungarischen Bildungsministerium, der Universität Pécs und zahlreichen örtlichen Institutionen.

Interessierte finden unter <u>www.mitost.de</u>, www.boschstiftung.de oder <u>www.boschlektoren.de</u> weiterführende Informationen zur Tätigkeit des Vereins, der Stiftung bzw. über das Lektorenprogramm.

Jacqueline Kühn ist Studentin am Osteuropa-Institut der FU Berlin, Schwerpunkt Geschichte und Kultur; Nebenfächer Politikwissenschaft und Teilgebiete des Rechts. Im Lektorenjahrgang 2000/2001 war sie Stipendiatin der Robert Bosch Stiftung an der National Universität L'vivska Polytechnika in L'viv/Lemberg in der Ukraine.



"Donauschifffahrt-Dessert"

- Die Bezeichnung Lektorenprogramm wurde allerdings erst 1996 eingeführt. In den ersten Jahren von seiner Gründung an hieß das Programm "Tutorenprogramm zur Förderung der deutschen Sprache und Landeskunde an Hochschulen in Mittel- und Osteuropa".
- Der Unternehmer und Philantrop Robert Bosch (1861–1942) setzte sich aus den Erfahrungen und Erschütterungen des 1. Weltkrieges heraus seit den 20er Jahren aktiv und in beispielloser Form für die Wiederherstellung der Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen ein. Sein Testament enthielt das Vermächtnis zu Fortführung seines Einsatzes in den Bereichen der Gesundheitspflege, Bildung und Völkerverständigung sowie deren kontinuierliche Weiterentwicklung und zeitgemäße Anpassung an die sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse. Seit der Gründung der Robert Bosch Stif-

- tung im Jahre 1964 spielte die Arbeit im Bereich der Völkerverständigung, zunächst weiterhin der deutsch-französischen, dann der deutsch-amerikanischen und im Laufe der siebziger Jahre die der deutsch-polnischen, eine herausragende Rolle. Siehe hierzu: Die Robert Bosch Stiftung und die Beziehungen zu den Ländern Mittel- und Osteuropas: 1974–2000. Stuttgart: Robert Bosch Stiftung, 2000. Sowie Heuss, Theodor: Robert Bosch: Leben und Leistung. 10. Aufl. Stuttgart 1987.
- ³ Für die Lektorenprogramme wurden in den zehn Jahren insgesamt mehr als 11,5 Mio €zur Verfügung gestellt.
- Vom ursprünglichen Schwerpunktgebiet MOE und dem Baltikum (Tschechien, Polen, Ungarn, Slowakei, Estland, Lettland, Littauen), ging man kurze Zeit später auch zur Einbeziehung des östlicheren Osteuropa (Ukraine, Weißrussland, Russland) über. Weiterhin kamen zeitweise auch der Balkan (Kroatien, Bosnien und Herzegowina) und später Länder wie Serbien und Montenegro, Rumänien, Bulgarien, Moldavien, Georgien und Kasachstan hinzu. War anfänglich der Schwerpunkt im Bereich der Vermittlung der deutschen Sprache (Sprachlektorate) vorherrschend, so zeichnet sich mittlerweile eine Neugewichtung zum stärkeren Ausbau der Fachlektorate ab. Weiterhin wichtige Entwicklungen der letzten Monate sind die Etablierung von Kulturmanagerlektoraten und Tandemlektoraten. Zu den wichtigsten Veränderungen der letzten Jahre zählen jedoch die Aktivitäten der Lektoren im Bereich der Projektarbeit, d.h. in der außeruniversitären und damit quasi zusätzlichen Zusammenarbeit mit den Studenten in eigenen, selbstorganisierten Projekten. Dabei reicht das Spektrum, das sich auf ganz unterschiedliche Ebenen erstreckt, von Workshops, Herausgeben von Studentenzeitungen bis zu Theateraufführungen u.v.a.m.
- Leiter des Bereiches Völkerverständigung II bei der Robert Bosch Stiftung.
- Von Doris Kittler, D/Ö 2003. Produktion Robert Bosch Stiftung.
- 7 "Anekdotisch-Literarischer Salon" und "Nach Wien und zurück eine bulgarische Reiseerzählung".
- "Ugrisch oder Türkisch? Wunsch und Wahrheit in der Identität der Ungarn am Beispiel des Ugrisch-Türkischen 'Krieges"; "Zigeunercsardasrhapsodie Was ist typisch ungarische Musik?"; "Die Zips einst zivilisatorisch eine der meist entwickelten Gegenden Europas"; "Wisent, Wojt und Partnership Deutsch-polnische Zusammenarbeit im Naturschutz"; "(K)ein schönes Stück Polen Fußballhooligans und Antisemitismus zwischen Oder und Weichsel" und "UdF Unerkannt durch Freundesland Subversiv Reisen mit Transitvisa".
- ⁹ "Wer wird MOEllionär" Osteuropa-Quiz ganz dem Ferseh-Quiz von Günter Jauch nachempfunden.
- ¹⁰ Zu der osteuropäischen Sprache, die man schon immer einmal in 10 Minuten erlernen wollte.
- Ein äußerst vergnügliches Spektakel bei dem die Boscheviki ihre Rundum-Talentiertheit in Gesang, Tanz, Performance und Improvisation unter Beweis stellten.
- 12 "Choro ohne Horror Bulgarische Tänze im 7/8 und 13/16-Takt".
- ¹³ "Tanzstunde mit Lenin Russendisco".
- ¹⁴ "Talkrunde n-ost Korrespondenten-Netz Osteuropa".
- "Stadt, Land, Lektor Länder und Regionen stellen sich vor"
 zu Ländern jenseits der Reiseroute; "Aller Anfang ist … –

- Bericht über den 1. Jahrgang"; "Widerstand und Opposition in MOE" und "Tuica und Revolution Rumänien".
- ¹⁶ Zumeist von ansässigen Lektoren oder deren Studenten durchgeführt und thematisch verschieden gestaltet: durch jüdische Viertel; auf Komponistenspuren; Skulpturenpark sozialistischer Denkmäler; Sozialistische Stadtplanung; Jugendstil; Straßenkunst; antitouristische und touristische Führungen.
- ¹⁷ Zum Thema "Reform- und Transformationsprozesse an Universitäten Ostmitteleuropas" mit geladenen Professoren aus Rumänien, Weißrussland und Bulgarien.
- ¹⁸ In dessen Fluten sich der eine oder andere trotz frösteliger Temperaturen sogar getraute einzutauchen.
- "Absolut Warhola"; Zeichentrick und Werbespots aus Estland; "Leichte Winter"; "Granica"; Tatra-Dias und Anekdoten.

Russia's Integration into the World Economy: A European Perspective*

Wolfram Schrettl, Berlin

Some Remarks from a Historical Perspective

As the previous speaker, Professor David Lane, pointed out, the Soviet block had been characterized by some degree of autarky. Clearly, the "natural" preconditions for autarky are not always and everywhere given in equal measure. The ability to go alone, i.e. to successfully practice blocautarky, varies with physical and other endowments. The former Soviet bloc happens to have been well equipped in that respect. Of course, the flip-side of autarky was isolation, a consequence of which was that the economic potential of the respective economies could by far not be fully utilized. Key elements of the Soviet system were designed, if not to prevent economic contacts with the world economy then at least to exercise full central control over them, the most obvious case in point being the state monopoly on foreign trade which extended not only to contacts with economies outside the Soviet block, but also to contacts within the Council of Mutual Economic Aid (CMEA).

When the life-span of the Soviet block came to its end, noone seriously doubted that some degree of opening of Russia was needed. One of the obstacles to the opening may have been that it simply had never really been tried before in Russia – at least not on a scale comparable with prominent historical cases. These days we are being reminded that Japan began to open up following the "visit" of Commander Perry of the U.S. in 1853. More than 100 years later, China opened up beginning in 1978. In a number of respects, this may be seen as a repeat performance of the experience of Japan. For example, one may argue that it takes a shock for a country to open up. In the case of Japan, that may have been the less-than-friendly nature of Commander Perry's entry. In the Chinese case, it may have been the sudden perception of a shocking degree of backwardness. A possibly more important similarity may be seen in what a contemporary observer wrote about Japan's opening in the middle of the 19th century: "When Perry kicked open the door, he didn't go in, they came out." (quoted freely after this week's edition of The Economist). In other words, both Japan and China, upon opening, produced export surpluses, did not accumulate foreign debt, and sometimes followed quite protectionist policies. In the case of Russia, it took the shock of the 1998 crisis to make the country follow a similar path. For the time being, that is fine.

However, we should not forget that, before the most recent developments, the final stage of the Soviet block was one of disintegration rather than integration. It was disintegration in at least three respects. Not only the "system" – comprising, at the minimum, the single party, inclusive

state ownership of the means of production, and the central planning and coordination of economic activities – disintegrated, but so did the CMEA, and also the USSR, the latter resulting, most visibly, in new borders, new countries and separate currencies. Without implying regrets, one lesson was clearly that disintegration can destroy wealth, which may serve to demonstrate the value of integration. In the case of the Soviet block, many old ties, including trade ties, were interrupted.

Foreign Trade

The western-most members of the CMEA immediately headed "back to Europe," which is almost tantamount to "away from Russia," not only politically, but also economically. As a result, their foreign trade with the West sky-rocketed, while trade with Russia declined deeply. Much of this, although not all, can be ascribed to the forces of gravity (in the sense of gravity models of foreign trade). The ambition of many new countries on the territory of the former Soviet Union was directed in much the same direction, although their possibilities were clearly fewer. Most importantly, they did not qualify as clear candidates for the European Union in the same way as the central European economies did. Nevertheless, a "hub and spoke" pattern of trade of the FSU developed with the "hub" mostly being the European Union, and trade between the FSU economies being relatively neglected. The tasks ahead were then clearly defined. One was the development of "natural" trade ties, both with the West and also within the ex-USSR or CIS. This entailed to some extent a resurrection of old trade ties. Efforts into the latter direction were hampered by the overwhelming economic and political weight of the Russian Federation as compared to the other countries in the CIS. This birth defect of an inevitable asymmetry is quite unlikely to disappear. Furthermore, there is the question of what exactly are "natural" trade ties. Gravity models of foreign trade tend to give ambiguous results. But it is at least reassuring that some of that research suggests that the potential for trade between the Russian Federation and the European Union is not by far exhausted. In the case of the central European countries, the reorientation of trade towards the West may rather easily qualify as a natural trend, all the more so because this conforms with the ambitions of the CEECs, with historical precedents, and with the fact that the European Union was very receptive vis-f-vis the CEECs, notwithstanding some complaints of the latter.

Russia's ambition was different, although equally clear. President Putin, at the latest, leaves no doubt that full participation in the world economy, in all respects, is one

of his central goals. Russia is to participate in the process of globalization meaning the economic core aspects of (1) trade in goods, services and intellectual property rights, (2) free movement of people, in particular visa-free travel into the EU, (3) full participation in world capital markets, and (4) institutional integration into the world economy, most importantly into the key governing and regulatory bodies. As a result, Russia should in the end be accepted as a respected and trusted partner with an excellent reputation. Clearly, in order to achieve this goal it is necessary to overcome quite a number of obstacles. A problem of importance, specifically for Russia, may be that integration into the world economy tends to reduce the need to be part of a larger economic and political unit. With reduced trade barriers, smaller economies have better chances to survive on their own. This may lead to the break-up of nations. Alberto Alesina and his collaborators have shown in theoretical work how the integration of the world economy may contribute to the disintegration of nation states.1 Given that one of the central concerns of Russian policy makers is to make sure that the disintegration of the CMEA and the USSR will not be followed by the disintegration of the Russian Federation, integration into the world economy may well be a double-edged sword for that nation.

Foreign trade, as a potentially fast-moving variable, did indeed perform a wild roller-coaster ride during the years of reform. Imports especially rose rapidly, then collapsed in the wake of the 1998 crisis and are now rising rapidly again. While there is at present a lot of discussion about tariffs and non-tariff barriers to trade in the WTO context, it needs to be remembered that one of the lessons that had to be learned the hard way in the course of the 1990s concerns the key role of the exchange rate. In particular, Russian politicians came to accept, reluctantly, that an overvalued currency could be suicidal for an economy. Of course, one may question what exactly "overvalued" means. The simple answer, i.e. to take PPP (Purchasing Power Parity) as the standard of comparison, clearly does not hold. A better and pragmatic indicator may be the relative growth of exports and imports. Thus, it should be considered a warning sign if imports consistently grow faster than exports, even if that only takes the form of a foreign trade or current account surplus dwindling rapidly, rather than that of an outright trade deficit. Other facts of key importance for the Russian Federation are the critical role of world market prices for oil and other raw materials, the volatility of those prices, and the dominance of energy, energy products, metals, and raw materials in general in the exports of the Russian Federation.² The overwhelming weight of raw materials in Russian exports is mainly, but not exclusively, due to Russia's endowment with natural resources. What also makes itself felt in a rather negative sense is the almost complete absence of Russian products that would carry a brand name on world markets comparable to those of Sony, Mercedes, Microsoft, Intel, Toyota, Boeing, Airbus, BMW, etc. In other words, with the possible

exception of weaponry there is hardly any Russian product that would be known for its reliability and quality so that it could create and sustain a reputation that generates buyers' loyalty. Given that all those companies that are successful on the world market have a strong home base, it seems that the Russian companies need first to be successful on their domestic markets before aspiring to conquer world markets. That task is made harder by the day, as the competition from emerging economies continues to stiffen appreciably.

From a historical perspective, a noteworthy aspect of Russian imports is a change in their composition. The weight of machinery and equipment recently amounted to less than 30 percent of imports – and that figure includes automobiles. This contrasts starkly with the Soviet period, when the category of investment goods figured prominently within imports. One is tempted to say that that during the Soviet period imports consisted of investment goods and grain, whereas now they consist of consumer goods and automobiles (including used automobiles). Of course, that would be an over-simplified statement and, fortunately, the weight of investment goods seems to be growing at present. Overall, the Russian Federation's involvement in world trade is still miniscule, despite a decade of trade expansion. Russia's share in world merchandise exports amounted to less than two percent in 2001, the respective share in imports was less than half of that. In the same year, Russia's participation in world services trade was even smaller, with its share in world services exports being less 1 percent and its share in the respective imports being only slightly above 1 percent. Thus, there is still a long way to go despite a tripling of exports during the 1990s.

It is reassuring, however, that the balance of foreign trade, the current account balance, and the foreign exchange reserves all are looking good, the respective figures amounting to somewhat above US\$50 billion, US\$30 billion and US\$60 billion, respectively, in 2002. While the latter figure tends to grow, the former two indices tend to deteriorate, mainly due to rapidly expanding imports. The prospects though are looking good, with the major risk emanating from the heavy reliance, both in quantitative and in price terms, on oil, natural gas and other natural resources. While this may appear as a one-sided form of integration, it is not a form of disintegration either. Some degree of onesidedness also prevails in the regional orientation of Russian foreign trade. The European Union clearly dominates, and it will do so even more after EU enlargement. This, however, is mainly due to the forces of gravity, with geographical factors figuring prominently. Relatively little change is to be expected in that regional orientation, at least in the short run. One factor that may mitigate the influence of geographic proximity in the medium to long run has to do with the world market price for natural gas. At present prices, most natural gas is likely to be transported by pipelines. However, with the gas price now in shouting distance of a level where Liquid Natural Gas

(LNG) is beginning to make economic sense, and combined with forecasts of skyrocketing U.S. natural gas imports,³ large scale Russian exports of LNG to the U.S. and to other customers not linked to the present network of Russian export pipelines become a serious possibility. This would give Russian exporters of natural gas a wider range of potential customers than those in Western Europe to which the existing infrastructure is predominantly linked.

Institutional Integration

As to the institutional integration of the Russian Federation into the world economy, the present Russian administration continues to give this objective a very high priority. The institutional integration is progressing, at varying speeds, in a number of dimensions. Thus, the Russian Federation has graduated into being formally recognized as a market economy, both by the U.S. and the EU – although this recognition is not quite unqualified. Furthermore, Russia, for quite some time already, is a member of the Paris Club of Creditors, notwithstanding the fact that the country itself is, for all practical purposes, more of a debtor than a creditor. Russia has also attained almost-full membership of the G-8.

WTO

At present, much noise is generated by Russia's ambition to join the World Trade Organization (WTO) – as the last important country not yet a member of that organization, following the recent accession of both Chinas. Membership in the WTO is critical also for Russia's relations with the EU which, as a follow-up to the Partnership and Cooperation Agreement (PACO) of 1994, is now dangling the prospect of negotiations on a Free Trade Area (FTA) with Russia, making it contingent upon successful completion of the country's entry into the WTO. The additional offer of the EU to discuss with Russia the possibility of a Common European Economic Space (CEES), seems much more remote. WTO membership appeared imminent for a while, but now it is questionable again whether membership will be granted before the conclusion of the Doha Round of trade liberalization. Fortunately for Russia, the Doha Round itself seems to be stalled so that hopes for accession in time still appear justified. Is membership really necessary? From a number of perspectives, the answer is clearly yes. Thus, it is important for Russian self-perception to become a member of the club where the future of world trade arrangements is negotiated. Being locked out from those negotiations, as the last big country of this globe, seems hard to stomach. Membership is also desirable for Russia in order to facilitate countering antidumping and other measures against its exports and thus gaining better access to the markets of Western industrialized economies. Not least of all, membership in the WTO may be instrumental for domestic reforms. If the respective measures are required as a result of WTO membership, it may be easier to channel them through the

Russian legislative process. Thus, WTO membership is expected also to give a boost to domestic reforms. At the same time, WTO membership is not all that it has been beefed up to be. Economic success without membership is clearly possible. China's economic success is only the most obvious recent example that countries can go a long way without membership. Conversely, there is no denying that quite unsuccessful countries have long been members in the WTO. At the same time, membership may give even successful economies an extra boost. Although China had cumulative FDI of about US\$350 billion before membership, we have already seen that in the year following accession, annual FDI reached a record US\$53 billion - despite a drastically shrinking volume of world-wide FDI. In concrete terms, WTO membership requires the Russian Federation to reduce, over time, both tariff and non-tariff barriers to trade, to open up closed sectors, such as banking, insurance, telecommunications, etc., to foreign investors, to respect intellectual property rights, i.e., to end the pervasive piracy of music, software and movies, and also to eliminate local content requirements. From the perspective of the EU (which has the mandate to represent all EU member countries in the negotiations), a major stumbling block for Russia's accession is that country's practice of dual pricing, especially for energy, but also in the area of railway tariffs, which are two-tier for domestic and foreign freights. Export prices of natural gas are about six times the level of domestic prices, for crude oil the export price is about four times the domestic price. The EU argues that these pricing practices amount to hidden subsidies for Russian producers, e.g. for those of mineral fertilizers where over 70 percent of production costs are fuel costs, thus driving Western producers out of business. The official Russian position argues that low energy prices are simply a comparative advantage deriving from the country's endowment with natural resources. While that comparative advantage clearly exists, it does not justify dual pricing; it can only be used to explain a strong position of Russia on world markets for energy products. Another Russian argument is that domestic producers are so inefficient that they simply need three times the energy of Western producers on a per capita and even more so on a per unit of GDP basis. Again, this cannot serve as a justification for dual pricing. The argument of high transportation costs, for energy, to the West does however carry weight. As a result, there will in the end remain some price differential for energy between domestic and foreign markets; the only open question is the appropriate magnitude. The most recent negotiating position of the EU calls only for decontrol of domestic Russian energy prices (for producers) and for well-head taxes instead of export taxes. It seems that Russia should be able to meet those requirements without undue sacrifices. The extent to which Russian lobbies (civil aircraft industries, automobile producers, aluminium producers, the banking, insurance, and telecom sectors, and agriculture) and foreign lobbies (reportedly there is some Chinese pressure to open

up Russia's labor market) will be able to delay the Russian legislative process and the negotiations in Geneva, respectively, is unlikely to be overwhelming. It is becoming clear even to the most skeptical Russian observers that concerns about cheap imports killing off domestic manufacturers and thus causing high unemployment, are quite unjustified, and that the factor much more important than WTO membership for the amount of imports is the foreign exchange rate of the ruble. Fortunately for this insight, memories of collapsing imports in the wake of the 1998 devaluation are still vivid in Russia. Thus, it is widely known that the importance of tariffs pales in comparison. It may also be helpful that similar concerns as in Russia had prevailed in China in the run-up to WTO membership, but did not materialize there at all. Ex ante, the prediction in China was that imports would sky-rocket as a result of membership and that pressure on domestic producers would rise. It was further expected that, after a difficult first year, the economy would adjust to the heightened competitive pressure and would quickly recover. In actual fact however, nothing negative at all seems to have happened during the first year of membership. As a result, Chinese experts to this day are unable to give an example of a single negative effect of WTO membership. It very much appears that, for China at least, WTO accession will go down in history as some sort of Y2K event. It would be surprising if the outcome for Russia would turn out very much different.

European Union: FTA and CEES

The relations of the Russian Federation with the European Union have a mixed history. A period of mutual neglect was followed by heightened interest and then again neglect, especially in the immediate post-September 11 period. This may have to do with the not yet fully-resolved conflict between the European and the Asian identity of Russia. More important, however, seems to be the Russian selfperception in terms of size and weight. At the one extreme, Russia is seeing itself as a world power on a par with the U.S. At the other extreme, Russia is regarding itself as small enough to contemplate membership in the EU. In actual fact, neither is the country a serious contender for world power status of U.S. dimensions, nor is membership in the EU a realistic possibility. EU membership seems to be out of question for three reasons. In the first place, it is inconceivable that any EU member will ever get voting rights that would exceed those of the present large members (France, Britain, Germany, Italy). Although shared decisionmaking is a frequent Russian desideratum when it comes to the country's integration into international regulating bodies, shared decision-making within the EU context implies the possibility of being outvoted in matters of key domestic importance. It is hard to imagine that the associated loss of sovereignty would be acceptable to Russia. Secondly, the amount of financial transfers (structural funds etc.) to Russia that would be required according to present EU rules, would by far exceed the EU's willingness to pay. Of course, there is the option of "second class membership" with smaller financial transfers. But it appears equally inconceivable that Russia would accept second class membership in *any* club, least of all when it comes to financial transfers. Of course, such an attitude is not unique to Russiawitness the noises made by Poland when reduced EU payments were contemplated. Thirdly, the bundle of rules and regulations of the EU (the *acquis communautaire*) would be by far too heavy a burden as it would stress to the limit Russia's ability and willingness to implement. It is no secret that Russia has trouble implementing its own laws. The difficulties would be multiplied in the case of laws and regulations that come by mail from Brussels.

A possibly realistic alternative to EU membership would be to develop various degrees of institutional affiliation of Russia to the EU, including adoption of suitable parts of the *acquis*. Among the advantages of such an arrangement would be a partly reduced entrepreneurial risk with the possible result of increased FDI. In other words, gains from trade could be complemented by "gains from trust." This would be in line with the central tenets of newer theories of economic growth which put institutional quality, social capital, etc., at the center.⁴

Of course, it needs to be mentioned that some authors question the wisdom of adopting the acquis. Aslund and Warner (2003) argue that the acquis is infested with social democratic inflexibility that could be damaging for Russia. The acquis is said to go with too much bureaucracy, too high costs and over-regulation, thus constituting a barrier to economic growth. As evidence for the inflexibility, these authors point out that the rate of unemployment is about twice as high in Poland as in Russia. While they fail to discuss alternative reasons for this difference, such as Poland being relatively less protected by an undervalued currency or the possibility of still very high hidden unemployment in Russia, their argument, if true, points to a potential trade-off between two results of the acquis, namely on the one hand increased FDI and, on the other hand, an increased inflexibility. A pragmatic conclusion from that difficulty could be to argue for a careful and selective adoption of parts of the acquis. 5 That possibility is already under discussion in Russia. In any case, in the short and medium run the power of geography, i.e. the location of the big agglomerations in the Western part in the Russian Federation speaks strongly in favor of a substantial EU-orientation of Russia.

The next concrete step following Russian accession to the WTO would be negotiations on a Free Trade Area. The concerns raised in Russia in that respect are much the same as those that can be heard in the context of WTO accession. Incidentally, they also very much resemble the fears that were voiced in the U.S. in the run-up to NAFTA. Normally, a trade-off can be expected between short-run pain und long-run gain. The short-run losses that come

with increased competitive pressure would affect some sectors, whereas others would gain. The long-run gains are expected to result, as usual, from a more efficient division of labor. To the extent that the present round of EU enlargement will create trade diversion, which is, however, hardly to be expected, an FTA could help as it would mitigate some of the trade diversion. However, this is likely to be a pseudo-problem as present EU tariffs are lower than those of the EU candidate countries. Thus, rather than new trade barriers being erected, accession economies will have to reduce tariffs vis-ŕ-vis Russia as a result of enlargement. On the most important, for Russia as well as for the EU, imports of natural gas, the EU at present has zero tariffs. Of course, a problem may emerge for Russia because accession countries will also have to reduce tariffs vis-á-vis the third world so that Russian exporters will face increased competitive pressure from there. On an even more general level, Russian critics of an FTA argue that it would cement the raw material bias of the Russian economy. While this is indeed a theoretical possibility, countries like Norway and Britain have shown that with suitable policies, such as the stabilization fund in Norway, this danger can be minimized. A more fundamental concern with FTAs keeps being raised by international economists. While some of them argue that an FTA is a harmless transitory stage towards full multilateralism, others, most prominently Jagdish Bhagwati, suggest that bilateralism in actual fact is a dead-end rather than a transitory stage towards multilateralism. 6 The argument is that if countries begin to charge differentiated tariffs, with rates depending on the origin of the traded goods, the final result will be a mess. Moreover, bilateralism is prone to undermine the most-favoured-nation principle, i.e., the rule that the lowest tariff applicable to one member must be extended to all members. The position of political practitioners, such as Robert Zoellick, the present U.S. trade representative, is that the road to multilateralism is simply much too cumbersome and slow. The veto power of the unwilling participants in multilateral negotiations would unduly hamper progress. Rather than wait for the slowest participants, consenting countries should go ahead and not allow themselves to be held back by the laggards. For the sake of completeness, it needs to be added that the main partner in many of the bilateral negotiations, the U.S., is frequently accused of behaving like a selfish hegemon, exploiting its present power at the expense of poorer countries. In some quarters, this accusation is even extended to the WTO which is said to be in danger of degenerating into an instrument of U.S. lobbying interests. That latter accusation is, however, unlikely to apply to the proposed FTA between the EU and Russia.

Although an FTA is still far from being a realistic prospect, there is already talk about a Common European Economic Space (CEES), also encompassing the EU and the Russian Federation. Perhaps not surprisingly, the ideas discussed by the prospective partners in such a CEES differ consi-

derably. Thus, in the Russian understanding of the CEES the "four freedoms" (free movement of goods, services, capital and people) figure prominently. President Putin called for a European continent without dividing lines which, in his view, will require the freedom of movement, within all of Europe, for Russian citizens. In the understanding of the EU, the concept of a common space includes not only the economic dimension, but also issues of security, justice, education, and culture. The specific economic dimension includes the harmonization of legislation in the areas of standards, technical regulation, tariff regulation, government procurement, and competition. Harmonization is meant to include the adoption by Russia of key provisions of the acquis communautaire of the EU. It also includes the recurrent theme of energy corporation, especially in the area of natural gas.

Critics see serious drawbacks of the economic dimension alone. The idea of making Russian laws and regulations compatible with those of the EU implies considerable difficulties, not only because not all rules can be regarded as beneficial to the Russian side.8 Thus, it is suggested that, beyond the four freedoms, only parts of the EU company law and some regulations on state aid might be suitable for Russia. The rest is regarded as either superfluous or harmful. A potentially more prohibitive obstacle to the harmonization of EU and Russian laws and regulations has to do with the fact that harmonization can by no means be interpreted as convergence. In practice, it rather means the unilateral adoption by Russia of EU laws and regulations. This is difficult per se. It is made even more difficult due to the dynamic nature of the acquis. Russia would not only have no say in the acquis, it would also have to rubberstamp its continuous changes over time. This is already causing serious constitutional problems in countries like Ireland and Norway, which are associated in a comparable way to the EU. Notice however, that the unilateral adoption of the acquis and its development over time, while it causes problems of democratic legitimacy, has so far not caused any practical or functional problems. Yet, the political concerns appear to be serious and there may be no easy solution. One possible way forward could be to include the Russian Federation, in the form of consultations, already at the stage of discussing and legislating new elements of the acquis. That, however, may well be both impractical and unacceptable to the EU. Nevertheless, negotiations over those issues may already serve to signal a willingness of both parties to make progress. That in itself may have positive effects on productivity, in that it could be interpreted as a positive sign by investors. Although the respective discussions per se cost next to no resources, it needs of course to be made sure from the outset that no possibility for disappointment, comparable in particular to that of Turkey, would be implied for Russia. In other words, no ex ante perspective for membership should be contemplated, irrespective of what may be considered conceivable, or what could possibly develop, over the longer term. In addition to those

most obvious fundamental difficulties, it should also be mentioned that Russia's involvement in the customs union with Belarus, Kazakhstan, Kyrgyzstan and Tajikistan, and also the occasionally revived efforts towards a common currency (or even state) of Russia and Belarus can only exacerbate the problems.

Concluding Remarks

All in all, the path towards Russia's integration into the world economy seems to be charted out in a reasonably clear way. Accession to the WTO can be regarded, for all practical purposes, as a foregone conclusion. This in itself may give Russian reforms a palpable boost. In the area of foreign trade, the EU will remain the principle partner. Oil, natural gas and other raw materials will continue to be the key Russian export products. Foreign direct investment in the Russian Federation will continue to rise, less so because of any immediate Russian financial needs, but rather due to a Russian interest in facilitating technological and managerial spill-overs. Multinational companies in ever larger numbers will also make their presence felt, not least visually. Integration within the CIS will continue, at the minimum in the area of trade, but possibly also extending to a common Russian-Belorussian currency, for example. Infrastructural links between Russia and Western Europe will continue to grow, with the respective possibilities being almost unlimited. The orientation of Russian exports to the EU, while strong, may become less pronounced once LNG exports take off in a serious way. In other words, the U.S. as a customer may overcome the economic forces of gravity. At the same time, once EU enlargement is completed, the Brussels bureaucracy may have more resources, in terms of time and energy, ready to be devoted to the Russian Federation. (Of course, even after enlargement, digestion problems resulting from the present round of EU enlargement may continue to require the attention of Brussels and thus tie up resources.) The integration at the level of the population will also continue, e.g. with ever larger numbers of students moving in both directions. Partly as a result of that, the integration of what could be considered common global knowledge will make further progress. The latter point is of particular importance in the light of the factors said, by modern economic theories, to generate economic growth.

At the same time, it needs to be recognized that integration into the world economy is by no means an automatic process. The political leaders will have to make choices and there exist forces, not least within Russia, that militate against integration, for example due to worries about Russian identity. However, the fact that countries like Italy, France, and Great Britain had no trouble retaining their identity, despite membership in the EU, or that Japan has extremely successfully integrated into the world economy while also keeping its identity, should demonstrate even to reluctant Russian observers that their worries are exaggerated. What may push Russia forward is that, in a

competitive world, integration into that world is itself a competitive process. A case in point may be Russia's effort to expedite its accession into the WTO following China's success in that respect. Still, Russia's integration into the world economy is unlikely to happen all too fast. Critical factors, such as people's attitudes, are slow-moving variables. Similarly, reputation is something that takes a long time to acquire (and a long time to get rid of). Also, the Russian capacity to make unnecessary mistakes, destroying some of the progress, should not be underestimated. There are also dangers and risks associated with Russia's integration into the world economy. The most important one, from Russia's perspective, is that successful integration into the world economy may facilitate the disintegration of nations. Preventing that from happening could require a more centralized regime in Russia than one might wish to see. The ubiquitous Russian problem of inequality is in part also linked to integration into the world economy. Obviously, inequality of income and wealth distribution does affect foreign trade witness the huge numbers of luxury limousines imported by Russia. This observation can be generalized in that large chunks of Russian imports are characterized by goods of high unit value, thus signaling high-quality goods. If integration into the world economy tends to exacerbate the inequalities, then the latter's productive (incentive) effects may be outweighed by its destabilizing effects on the social fabric. Moreover, the fight against too much inequality may itself deter investment, both domestic and foreign. That danger could be reduced, if the courts could be trusted to sort things out in a fair way. But this most obvious solution does not yet seem to work in a satisfactory way. The respective difficulties will remain with us for quite some time.

A less general, but more immediate, danger is the possibility of a domestic Russian economic slump, for example in the wake of collapsing oil prices on world markets, and a timewise coincidence of that slump with WTO accession. That could lead to a *post-hoc-propter-hoc* error, i.e. a possible recession would be wrongly ascribed to WTO membership. Therefore, if a slump has to happen, then one would wish it to happen before WTO accession. In this way, the slump has to be attributed to other causes than WTO accession. Even better, a subsequent recovery from the slump, after accession, would then be ascribed – possibly again wrongly, but conveniently - to membership, with headlines then reading something like "WTO pulls Russia out of recession." But that is just a pragmatic thought. In general, it is to be hoped that Russia can avoid a slump and that integration into the world economy will continue to progress smoothly. With that hope I want to finish. I wish you an interesting and successful conference.

Wolfram Schrettl is Professor at the Department of Economics and at the East European Institute of the Free University Berlin and Head of the Department of Law and Economics at the East European Institute. He is also Research Professor at the German Institute for Economic Research (DIW Berlin/German Institute for Economic Research) where he previously was Head of International Economics. He also taught at the University of Pennsylvania, Boston University, and Munich University and held positions at the World Bank, Washington, D.C., and at the East European Institute, Munich.

References

- Alesina, Alberto, and Enrico Spolaore, The Size of Nations. Cambridge, Mass.: MIT Press, 2003 (in press).
- Aslund, Anders, and Andrew Warner, The Enlargement of the European Union: Consequences for the CIS Countries. Carnegie Endowment for International Peace, Working Paper No. 36, April 2003.
- Bhagwati, Jagdish, "Regionalism versus Multilateralism." World Economy, 15, No. 5, September 1992.
- Gavrilenkov, Evgeny E., and Wolfram Schrettl, "Integration into the World Economy: The Case of Russia." Conference paper, Moscow, October 6–7, 2001; forthcoming in Russia and the West at the Millenium, ed. by S. Medvedev, Berlin: Lit-Verlag, 2003.
- Hamilton, Carl B., Russia's European Economic Integration: Escapism and Realities. CEPR Discussion Paper No. 3840, March 2003.
- Hanson, Philip, "Russia's Economic Relations with the West: Dimensions and Issues, with a Particular Focus on Europe." Manuscript, December 2002.
- Hatton, Timothy J., and Jeffrey G. Williamson, What Fundamentals Drive World Migration? NBER Working Paper No. 9159, September 2002.
- Kotwal, Ashok, "Globalization Then and Now. Review of Globalization and History by K. O'Rourke and J. Williamson," Review of Income and Wealth, 47, No. 4, December 2001.
- Mau, Vladimir A., and V. Novikov, "Otnosheniia Rossii i ES: prostranstvo vybora ili vybor prostranstva?" Voprosy ekonomiki, 6, 2002.
- O'Rourke, Kevin H., and Jeffrey G. Williamson, Globalization and History: The Evolution of a Nineteenth-Century Atlantic Economy. Cambridge, Mass.: MIT Press, 1999.
- Zoellick, Robert, "Unleashing the Trade Winds," The Economist, December 5, 2002.
- Zak, Paul J., and Stephen Knack, "Trust and Growth," Economic Journal, 111, No. 470, April 2001.
- The following work represents a part of the opening lecture prepared for the International Summer Symposium on Slavic Eurasia's Integration into the World Economy and Community, held at the Slavic Research Center, Hokkaido University, Sapporo, on July 16–19, 2003. An advanced version is available under http://userpage.fu-berlin.de/~schrettl/ Publikationen.htm. The full version is forthcoming to be published: S. Tabata and A. Iwashita (eds.), Slavic Eurasia's

- Integration into the World Economy and Community (Slavic Eurasian Studies, No. 2), 2004.
- ¹ See, for example, Alesina and Spolaore (2003).
- The frequent claims that Russia is plagued by the Dutch disease are not shared by all observers.
- Daniel Yergin of Cambridge Energy Associates reckons that within two decades, LNG could account for 20% of the U.S. gas needs, from perhaps 1% now; see The Economist, July 26, 2003, p. 60.
- ⁴ See, for example, Zak and Knack (2001).
- ⁵ See Mau and Novikov (2002).
- ⁶ A locus classicus is Bhagwati (1992).
- ⁷ See Zoellick (2002).
- 8 An excellent discussion of the issues is contained in Hamilton (2003).
- 9 See again Mau and Novikov (2002).

WOLFRAM SCHRETTL

"Russia's Integration into the World Economy: A European Perspective"

In: S. Tabata and A. Iwashita (eds.)
Slavic Eurasia's Integration into the World
Economy and Community

(Slavic Eurasian Studies, No. 2) Sapporo 2004

JÜRGEN BITZER

"Technologische Spillover-Effekte als Determinanten des Wirtschaftswachstums: Theoretische Erkenntnisse und empirische Evidenz"

Dissertation: Technische Universität Berlin in: Volkswirtschaftliche Schriften Nr. 532

Duncker & Humblot, Berlin 2003

Auf der Suche nach einer neuen Zielgruppe: Den deutschsprachigen Zeitungen in Russland sind die Leser abhanden gekommen

Hendrik Sittig, Leipzig

Seit fast 300 Jahren erscheinen in Russland deutschsprachige Zeitungen. Sie wurden geliebt, sie wurden verboten, aber immer wieder neu gegründet. Jeweils mit Beginn der beiden Weltkriege wurde das Leben der Deutschen scharfen Kontrollen unterworfen. Damit verbunden war auch der Verbot aller deutscher Druckwerke. Heute dürfen Zeitungen in deutscher Sprache ungehindert erscheinen, doch nun fehlt das Geld und die Leser. Das Gros der Russlanddeutschen ist in den letzten zwölf Jahren nach Deutschland ausgewandert, nur noch wenige Tausend leben in den Siedlungsgebieten in Russland und anderen GUS-Ländern.

Deutschsprachige Zeitungslandschaft

Heute erscheinen in Russland 17 Zeitungen, die mehr oder weniger als deutschsprachig bezeichnet werden können. Zumindest besitzen sie alle deutsche Titel. Die Blätter sind im Laufe der 1990er Jahre gegründet worden, bis auf die Zeitungen, die bereits in der Sowjetunion herauskamen. Auch sie erscheinen heute noch, haben jedoch teilweise ihre Namen geändert. So heißt zum Beispiel die Rote Fahne aus dem westsibirischen Slawgorod seit 1991 Zeitung für Dich. Hatten sich im russischen Zarenreich durch die deutschen Ansiedlungsgebiete an der Wolga und am Schwarzen Meer zwei Zentren der deutschsprachigen Presse herausgebildet, so sind die Zeitungen heute – durch die Zwangsumsiedlungen der Russlanddeutschen während der Kriegszeit - über ganz Russland verteilt. Sie erscheinen von Westsibirien über den Ural, die Wolgaregion und die beiden Hauptstädte des Landes, Moskau und St. Petersburg, bis nach Kaliningrad an der Grenze zu Mitteleuropa.

Sprach- und Zielgruppenprobleme

Unter den Zeitungen sind nur noch vier, die vollständig auf Deutsch erscheinen: die Moskauer Deutsche Zeitung, der Königsberger Express, die Lehrerzeitung Deutsch (Moskau) und die Zeitung für Dich (Slawgorod); letztere jedoch seit Sommer 2003 mit einer vierseitigen russischen Beilage. Alle anderen veröffentlichen Beiträge sowohl in deutscher als auch in russischer Sprache, wobei meist der Anteil des Russischen bei weitem überwiegt. Dies ist darauf zurückzuführen, dass der Assimilierungsprozess der Russlanddeutschen seit Ende des Zweiten Weltkriegs immer weiter fortgeschritten ist. Nur noch die Generation der Urgroßeltern und zum Teil der Groß-eltern spricht noch Deutsch als Muttersprache. "Wir wollten eigentlich am

Anfang alles auf Deutsch schreiben", sagt Vitali Hellwig von der Tagil Zeitung (Nishni Tagil), "aber wir haben sofort erkannt, dass dann niemand mehr unsere Zeitung lesen wird." Hinzu kommt, dass seit Anfang der 1990er Jahre fast zwei Millionen Russlanddeutsche in ihre historische Heimat ausgewandert sind. Die Volksgruppe der Russlanddeutschen hat sich heute auf wenige Hunderttausend Mitglieder reduziert, von denen wiederum zahlreiche noch auf ihren Ausreisebescheid nach Deutschland warten. "Die Deutschen fahren weg und das hört nicht auf", sagt die stellvertretende Chefredakteurin der Zeitung für Dich, Erna Berg. Auch die Bemühungen der Bundesregierung, mit vielen Millionen Euro Fördergeldern eine wirtschaftliche Infrastruktur aufzubauen und deutsche Kulturzentren einzurichten, haben den russlanddeutschen Auswanderungsstrom nicht aufgehalten. So ist den deutschsprachigen Zeitungen ihre bisher wichtigste Zielgruppe immer weiter abhanden gekommen. Neue Leser sind heute nötig, wenn sie überleben wollen. Deutschlehrer und Studenten scheinen eine Alternative zu sein. Viele Chefredakteure sehen in dieser Gruppe Hoffnungen für ihre Zeitungen. Prof. Eugen Miller von der Rundschau aus Uljanowsk: "Die Deutschen werden ausreisen, die Deutschen werden die deutsche Sprache vergessen. Aber da haben wir immer noch Millionen Studenten und Schüler, die die deutsche Sprache lernen." Teilweise werden in den Blättern bereits spezielle Rubriken oder ganze Seiten für den Unterricht veröffentlicht. Dabei spielt nicht nur der Sprachaspekt eine Rolle, sondern auch die Geschichte und aktuelle Landeskunde der deutschsprachigen Länder. "Wenn man eine fremde Sprache lernt, dann muss man auch über die Sitten des



Landes reden können", sagt Marianna Busojewa von der Moskauer Lehrerzeitung *Deutsch*. Bei einer stärkeren Orientierung auf die Lesergruppe Schüler/Studenten ist jedoch dringend eine bessere Sprachqualität nötig. Gerade in den Blättern mit niedrigem Anteil an deutschen Texten lassen sich auf Grund unzureichender Sprachkenntnisse der Redaktionsmitarbeiter häufig orthographische, grammatikalische als auch stilistische Fehler finden. So schimpft zum Beispiel Jelena Lebedjewa vom *Königsberger Express*:

"Die Zeitungen für Russlanddeutsche – die sind voll mit Fehlern." Sowohl der Anteil an deutschen Texten als auch die sprachliche Qualität kann durch die Mitarbeit von deutschen Muttersprachlern erheblich erhöht werden. Dies ist zum Beispiel besonders bei der *Moskauer Deutschen Zeitung* für deren relativ hohes sprachliches Niveau ausschlaggebend. Muttersprachler arbeiten bereits entweder über

Moskemer Dentselie Zeitmy

das Medienassistenz-Programm des Instituts für Auslandsbeziehungen (Stuttgart) oder als unbezahlte Praktikanten bei den Zeitungen. Neben Russlanddeutschen und Schülern/Studenten sind als dritte Zielgruppe Touristen aus deutschsprachigen Ländern sowie Deutschsprachige, die in Russland leben, zu nennen. Dieser Gruppe stehen jedoch nur die Blätter in den stark frequentierten Hauptstädten Moskau und St. Petersburg zur Auswahl.

Kulturzentren fungieren als Herausgeber

Herausgegeben werden die meisten Zeitungen von Zentren der deutschen Kultur, die in großer Zahl mit bundesdeutschen Fördergeldern in den noch stark von Russlanddeutschen bewohnten Gebieten eingerichtet wurden. Sie nutzen ihre Blätter, um über kulturelle Veranstaltungen, Seminare oder ihre Jugendarbeit zu informieren. Die Zeitungen werden dabei meist von der selben Quelle wie das jeweilige Kulturzentrum finanziert. Die Redakteure sind gleichzeitig Angestellte des Zentrums, die im Regelfall noch mit anderen Aufgaben betraut sind - bei der Orenburger Zeitung und dem Engelser Blatt Unser Wort sind es sogar die Leiter der Zentren. Damit werden die Personalkosten über die Zentren abgedeckt, die wiederum ihren Haushalt von den Gebietsverwaltungen und über das Kulturprogramm "Breitenarbeit" der bundesdeutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) finanziert bekommen. Durch diese Art der Finanzierung sind diese Blätter jedoch abhängig vom Fortbestand der Kulturzentren, die ihrerseits immer weiter ihre Grundlage verlieren, je mehr die Anzahl der Russlanddeutschen abnimmt. Als weitere Herausgeber fungieren russlanddeutsche Organisationen sowie Privatpersonen und Administrationen. Insbesondere bei drei Zeitungen ist der direkte Einfluss der Herausgeber sichtbar. Dies betrifft zum einen die ehemalige sowjetdeutsche Zentralzeitung Neues Leben aus Moskau, die heute von der Föderalen national-kulturellen Autonomie der Russlanddeutschen (FNKA) herausgegeben wird. Sie nutzt ihr Blatt vor allem als "politische Bühne" (Heinrich Groth, FNKA-Geschäftsführer) zur Selbstdarstellung und Veröffentlichung von Erklärungen, die meist von Präsidiumsmitgliedern geschrieben werden. Zum anderen sind hier die Zeitungen der beiden deutsch-nationalen Landkreise in Westsibirien zu nennen, die Anfang der 90er Jahre gegründet wurden: die Neue Zeit aus Halbstadt und *Ihre Zeitung* aus Asowo. Die Blätter sind frei von jeglicher Kritik gegenüber der Verwaltung. "Wer's Geld zahlt, der bestellt die Musik", sagt Rudolf Erhardt (*Neue Zeit*). "Wir schreiben immer, dass unser Rayon sehr schön ist, dass wir gut in der Region dastehen. Es ist wie eine Zeitung ohne Gebiss, würde ich sagen." Und wenn doch einmal Kritik in der Zeitung anklinge, dann gebe es "viel Lärm". Sein Kollege Artur Jordan aus Asowo bringt die Aufgabe seines Blattes *Ihre Zeitung* in einem Satz auf den Punkt: Die Zeitung soll ein "Sprachrohr des Rayons sein und bleiben".

Das schwierigste Problem der Zeitungen ist heute die Frage ihrer Finanzierung. Sie besitzen meist nur wenige Abonnenten; und Werbung zu akquirieren, ist für sie wegen ihrer niedrigen Auflage und eines engen Leserkreises nahezu unmöglich. Sie sind angewiesen auf finanzielle Zuschüsse aus staatlichen Fördertöpfen. Doch weder die russische noch die deutsche Regierung zeigen Interesse daran, den Zeitungen zu helfen. Einzig die *Moskauer Deutsche Zeitung* – mit einer Auflage von über 30 000 Exemplaren die größte unter den Zeitungen – erhält einen finanziellen Grundstock an deutschen Fördergeldern. Das stößt bei den Kollegen der anderen Zeitungen auf scharfe Kritik. Insbesondere die FNKA thematisiert im *Neuen Leben* immer wieder diesen Konflikt – allerdings auf unsachliche und polemische Weise.

Die Inhalte der Zeitungen sind nicht einheitlich. Je nach Hauptzielgruppe und Größe des Verbreitungsgebiets variieren auch die Themenkomplexe. Die meisten Zeitungen veröffentlichen jedoch wegen ihrer Orientierung auf russlanddeutsche Leser vor allem Beiträge, die sich mit dem aktuellen Leben sowie der Geschichte und den Traditionen der Volksgruppe beschäftigen. Insbesondere Texte zur Historie sind hier hervorzuheben, da sie – jedenfalls bestimmte Themen betreffend – in der Sowjetunion zu den Tabus zählten und erst nach der Wende öffentlich angesprochen werden durften. Gerade diese verbotenen Themen kommen heute immer wieder in den Zeitungen vor: Deportation, Arbeitsarmee und Repressionen unter der Sonderkommandantur. Bei der Aufarbeitung der Geschichte haben die Zeitungen eine wichtige Rolle übernommen. Durch die Veröffentlichung von Zeitzeugenberichten über die sogenannte Arbeitsarmee und die Repressionen während und nach dem Zweiten Weltkrieg bilden sie eine feste Säule in der Forschung über die Deutschen in Russland und der Sowjetunion. Hinzu kommen aktuelle Nachrichten und Berichte über das politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben in Russland und Deutschland sowie landeskundliche und literarische Materialien, die im Deutschunterricht verwendet werden können. Die Meldungen aus Deutschland stammen vor allem vom Berliner Informationsdienst "Sextant", der – über bundesdeutsche Fördermittel finanziert – die russlanddeutschen Zeitungen kostenlos beliefert. Weiter werden auch Texte aus deutschen Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt, welche die Redaktionen über gespendete Abonnements erhalten.

Zeitungen mit Brückenfunktion

Die deutschsprachigen Zeitungen in Russland erfüllen heute drei grundlegende Aufgaben: die Konsolidierung und den Erhalt der russlanddeutschen Volksgruppe, die Bildung einer Brücke zwischen Russland und Deutschland sowie eine Orientierungsmöglichkeit für Deutschsprachige in Russland. Insbesondere im ersten Punkt sehen die meisten Redakteure die Hauptfunktion ihres Blattes. Eugen Miller von der Rundschau: "Die wichtigste Aufgabe ist, das Deutschtum in Russland zu bewahren. Und die deutschen Zeitungen tragen ihr Scherflein dazu bei." Über sie haben die oft weit im Land verstreut lebenden Russlanddeutschen die Möglichkeit, Kontakte aufzubauen und Informationen auszutauschen. Da das Ende der Ausreisewelle noch nicht erreicht ist und auch die Assimilation der verbleibenden Russlanddeutschen immer weiter fortschreitet, ist die Zukunft der Zeitungen jedoch eher in der Brückenfunktion zu sehen. Die bilateralen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland haben sich im vergangenen Jahrzehnt erheblich verbessert. Sowohl im wirtschaftlichen als auch im kulturellen und sozialen Sektor sind zahlreiche Initiativen gestartet worden. Darauf wollen auch die deutschsprachigen Zeitungen in Russland aufbauen. So hält es Heinrich Martens von der Moskauer Deutschen Zeitung vor allem für eine wichtige Aufgabe, "den Deutschen Russland zu präsentieren und

den Russen die deutsche Sprache und Kultur." Durch die vielen neuen Verbindungen werde sich auch die Popularität der deutschen Sprache erhöhen, hoffen die meisten Redakteure der Zeitungen und damit auch das Bedürfnis nach deutscher Literatur.

Hendrik Sittig arbeitet als freier Journalist in Deutschland. Er hat bei deutschsprachigen Zeitungen in Westsibirien und in Moskau gearbeitet und im vergangenen Jahr an der Universität Leipzig seine Diplomarbeit über die Geschichte und Gegenwart deutscher Zeitungen in Russland geschrieben. Dazu recherchierte er auf einer mehrmonatigen Reise von Sibirien bis nach Kaliningrad.

SABINE FISCHER

Russlands Westpolitik in der Krise 1992–2000 Eine konstruktivistische Untersuchung

Frankfurt/New York 2003

Cassubia Slavica e.V. – Ein Porträt

Marcin M. Bobrowski, Hamburg

Ziel des im Dezember 2002 gegründeten Vereins Cassubia Slavica ist die Förderung, Debatte und Verbreitung neuer kaschubologischer Erkenntnisse, insbesondere zu Fragen der kaschubischen Gegenwart, Geschichte, Kultur, Literatur und Sprache. Dabei sieht sich der Verein als Kommunikationszentrum universitärer und außeruniversitärer kaschubologischer und slawistischer Aktivitäten. In der Herausgabe und Förderung des "Internationalen Jahrbuchs für Kaschubische Studien - Cassubia Slavica" liegt einer der Arbeitsschwerpunkte des Vereins. Dieses Jahrbuch, dessen erste Ausgabe im Herbst 2003 erschienen ist, befasst sich mit kaschubischen Gegenwartsfragen und bezieht übergreifende Aspekte in den Bereichen Minderheitenpolitik/Slawistik mit ein. Behandelt werden unter anderem folgende Themenbereiche: Kaschubische Philologie; Geschichtswissenschaften; Kulturwissenschaften; Minderheitenpolitik, -recht und -soziologie; Slawistik (hier speziell slawische Kleinsprachen und Soziodialekte) und Völker-/Volkskunde. Das Jahrbuch richtet sich zunächst zwar vorwiegend an wissenschaftliche Kreise, möchte jedoch durch journalistische Arbeiten und Aufsätze angehender Wissenschaftler auch das Interesse der Allgemeinheit und damit eines breiten interessierten Publikums wecken. Hier soll sowohl an langjährige kaschubologische und pomoranistische Traditionen der deutschsprachigen Slawistik angeknüpft, als auch eine wissenschaftliche Lücke in diesem Bereich geschlossen werden. Bei der Herausgabe des Jahrbuches wird die Redaktion durch einen wissenschaftlichen Beirat, der bisher aus elf Kaschubologen, Polonisten und Slawisten besteht, aktiv unterstützt. Weiterhin soll dieses Jahrbuch Ausdruck der kulturellen und besonders der sprachlichen Vielfalt Europas sein – denn die Kaschuben sprechen kaschubisch, aber weiß dies außer ihnen selbst auch jemand?

Seit dem 1. Juli 2003 ist der Cassubia Slavica e.V. Mitglied des Bundesverbandes der Deutsch-Polnischen Gesellschaft e.V. Durch diese Mitgliedschaft ist es dem Verein möglich, intensiv an der deutsch-polnischen Verständigung mitzuwirken. Darüber hinaus wird mit weiteren kaschubischen, polnischen, deutschen und anderen wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen eine intensive Zusammenarbeit angestrebt. Der eingetragene Verein ist parteipolitisch unabhängig und gemeinnützig tätig. In diesem Zusammenhang erhielt er vor kurzem die Zuerkennung der Gemeinnützigkeit durch das Finanzamt Hamburg-Mitte.

Kurz- und mittelfristig ist die Herausgabe weiterer kaschubologischer, pomoranistischer und slawistischer Publikationen geplant. Des weiteren sollen Interessenten demnächst einschlägige Publikationen, beispielsweise Kaschubisch-Lehrwerke und Kaschubisch-Wörterbücher, über die Homepage bestellen können. Ferner wird an der Realisierung von (Sommer-)Sprachkursen "Kaschubisch als Fremdsprache" (KaF) [besonders interessant für StudentInnen und PromovendInnen in den Bereichen Kulturwissenschaften, Osteuropastudien, Slawistik (Bohemistik, Polonistik, Slowakistik, Sorabistik, Westslawistik) Sprachwissenschaften, Völkerkunde etc.] gearbeitet. Diese sollen bereits im Sommer 2004, spätestens jedoch im Jahr darauf in der Kaschubei stattfinden und allen Interessierten offenstehen. Außerdem versteht sich der Verein als Mittler zwischen kaschubischen, europäischen und deutschen (wissenschaftlichen) Institutionen – denn die Kaschubei liegt in Europa, aber Europa scheint dies noch nicht wirklich zu wissen.

Weitere Informationen (wie auch der Aufnahmeantrag) sind über die Homepage oder direkt beim Verein zu bekommen.

Redaktion Cassubia Slavica Moltkestr. 7, D-25421 Pinneberg Tel.: (0177) 688 71 85, Fax: (04101) 59 08 36

Cassubia Slavica e.V. Albershof 5 D-21147 Hamburg Tel.: (040) 79 62 501

red@cassubia-slavica.com www.cassubia-slavica.com

Marcin Bobrowski ist Referent für Jugend/Zuwanderer bei der Euro-Schulen-Organisation in Hamburg und Redakteur des Jahrbuchs Cassubia Slavica.

TESSA HOFMANN

"Historiographie, Genozid und seine internationale Anerkennung"

In: The Issues of the History and Historiography of the Armenian genocide.

Vol. 6, Yerevan 2002, S. 61–71

Ein Seminar von Studenten für Studenten

Der Austausch zwischen dem Moskauer Staatlichen Institut für Internationale Beziehungen und dem Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin geht in die dritte Runde.

Simone Schlindwein, Anne Sorge und Andreas Stahn, Berlin

Bereits zum dritten Mal setzen sich zwölf Studenten des Osteuropa-Instituts der FU Berlin und Russlandinteressierte anderer Institute zusammen, um einen Studentenaustausch vorzubereiten. Im Oktober ist der Besuch des Moskauer Staatlichen Instituts für Internationale Beziehungen, kurz MGIMO, geplant gewesen. Organisatorische Details, Fragen zu Inhalt und Programm wurden noch kurz zuvor in Berlins sommerlicher Kneipenszene besprochen. Im handlichen Emailformat erfuhr dann die russische Partnergruppe noch am selben Abend den neuesten Stand der Vorbereitungen, denn auch in Moskau traf sich regelmäßig ein Dutzend interessierter und engagierter Studenten im Rahmen dieses Projekts.

Worum geht es genau?

Russische und deutsche Studenten organisieren gemeinsam eine zweiteilige Seminarreihe, welche jeweils zehn Tage in Moskau und Berlin stattfindet. Idee ist es, gemeinsam über aktuelle politische Ereignisse sowie die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation in beiden Ländern zu diskutieren. Sich über unterschiedliche Standpunkte und Wahrnehmungen auszutauschen, soll das Verständnis füreinander fördern und helfen die gegenseitigen Blickwinkel zu erweitern. Hilfreich soll sich hierbei weiterhin die gemeinsame Alltagsgestaltung, d.h. sowohl die gemeinsame Freizeit- und Abendgestaltung und das Essen, als auch das eigenständige Lösen von konkreten Fragen der Organisation, von der Unterbringung über das Besuchsprogramm bis hin zu der wichtigen Frage der Finanzierung durch die jeweiligen Gruppen vor Ort, auswirken.

Wie entstand die Idee zu einem solchen Projekt?

Vor zwei Jahren noch war dieses Projekt die unbestimmte Vision zweier Studenten, deren Vorhaben eigentlich nicht mehr umfaßte, als einmal nach Moskau zu reisen. Ein bisschen Kontakt zu russischen Studenten und in akademischer Atmosphäre die viel zitierte "russische Seele" erforschen - so die Idealvorstellung. Mit einem tragfähigen Konzept wurden Mitstreiter und Unterstützer schnell gefunden, aber bis zur endgültigen Realisierung war noch ein langer, oft auch steiniger Weg zurückzulegen. Keine Frage, ein solches Projekt erfordert viel Organisationstalent, Zeit und vor allem Flexibilität angesichts diverser bürokratischer Hürden, die teilweise unüberwindbar schienen. Im Mai 2002 war es aber trotzdem geschafft und die russische Gruppe wurde am Flughafen Schönefeld in Berlin in Empfang genommen - schon einen Monat später folgte der erste Gegenbesuch in Moskau.

Doch sollte es das nun schon gewesen sein?

Aufgrund der positiven Bilanz war schnell klar, dass dieses Projekt keine Eintagsfliege bleiben durfte. Ziel der ersten Gruppe wurde es, den Austausch am OEI zu institutionalisieren und von Generation zu Generation weiterzureichen. Als große Hilfe, stellte sich ein dicker Ordner, randvoll mit Erfahrungen, Tipps und Kontakten, heraus. In Infoveranstaltungen am OEI und dem MGIMO wurde das Projekt über den Teilnehmerkreis hinaus bekannt gemacht und somit seine Fortführung sichergestellt.

Wie funktioniert "Ein Seminar von Studenten für Studenten"?

Grundlage des Austausches bildet ein dreiteiliges Programm: Seminare an den jeweiligen Instituten, die durch Vorträge von Dozenten ergänzt werden; Besuche themenrelevanter Institutionen und Diskussionsrunden mit entsprechenden Akteuren sowie eine gemeinsame Freizeitgestaltung der teilnehmenden Studenten. Die konzeptionelle Ausgestaltung der Seminarstruktur ist im Allgemeinen bei jedem Austausch nahezu identisch; die inhaltliche Gestaltung jedoch liegt in den Händen der aktuellen Projektteilnehmer. Die Festlegung der jeweiligen Themenschwerpunkte, das Einladen von Gästen und Experten liegt, wie auch die Auswahl der Präsentationsform der Arbeitsinhalte, in der Entscheidungskompetenz der gastgebenden Projektgruppe. Diese Handlungseinheit garantiert, dass die Diskussionsrunden und Beiträge thematisch aufeinander abgestimmt sind. Die Wahl der Themenschwerpunkte ist einerseits abhängig von den jeweiligen Interessen und Kenntnissen jedes Einzelnen sowie andererseits von der aktuellen politischen Lage. Zur Vorbereitung auf die abgestimmten Themen werden in Anlehnung an das Konzept des Petersburger Dialoges auf deutscher sowie auf russischer Seite vier Arbeitsgruppen (Panels) eingerichtet, die sich langfristig für einen der vier Themenblöcke des späteren Seminars in Moskau oder Berlin verantwortlich zeigen. Ein Panel besteht aus jeweils vier deutschen und vier russischen Studenten. Grundlage für das gemeinsame wissenschaftliche Arbeiten vor Ort bilden Referate, vorbereitet von den Panelmitgliedern, sowie Kleingruppenarbeit und Diskussionen im Plenum. Zusätzlich bearbeitet die gesamte Gruppe von den Panels ausgewählte Grundlagentexte und hört ergänzende Vorträge von Professoren beider Universitäten. Alle Themen werden dabei vor dem Hintergrund sowohl der deutschen, als auch der russischen Realität diskutiert, so dass bei deutsch-russischer Gruppenbildung der Anspruch transnationalen Lernens und gleichberechtigten Dialogs gesichert wird. Dies geschieht in Form

von Referaten, Brainstorming-Runden sowie Diskussionen und interaktiven Rollenspielen. Um der bis dahin theoretischen Arbeit einen Praxisbezug zu verleihen, werden Treffen mit Regierungsvertretern, Journalisten und Akteuren aus Wirtschaft und Gesellschaft organisiert. Die Schwerpunkte und Sichtweisen der Experten bieten im Anschluss erfahrungsgemäß viel Stoff für kontroverse Diskussionen. Praktisch sieht dies folgendermaßen aus: Generell stehen die deutsch-russischen Beziehungen, die Erweiterung der EU und Themen der internationalen Politik im Vordergrund. Beim ersten Austausch jedoch wurde aufgrund ihrer besonderen Aktualität unter anderem die Kaliningradfrage erörtert. Die Treffen der Studenten mit Abgeordneten der DUMA, wie Boris Nemtsow und Oleg Morosow, Vertretern des russischen Außenministeriums, Herrn Dr. Lippelt, Abgeordneter des Bundestages, boten dann den gewünschten Praxisbezug. Zudem konnte eine Zusammenkunft mit Angehörigen der Deutschen Botschaft Moskau und mit Alexander Rahr, als Vertreter der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, organisiert werden. Beim zweiten Austausch stand hingegen das Medienbild des jeweils anderen Landes im Vordergrund des Interesses. Entsprechend wurden beispielsweise Nikita Jolkver, Korrespondent der Deutschen Welle, und Thomas Roth, Chef des ARD-Hauptstadtstudios und ehemaliger Korrespondent in Moskau, zu ergänzenden Diskussionsrunden eingeladen. Um die Fülle an neu gewonnen Erkenntnissen und Eindrücken verarbeiten zu können, sind natürlich auch Begegnungen der Studenten auf informeller Ebene von entscheidender Bedeutung. Dabei spielt die Unterbringung der jeweiligen Besucher in den Wohnungen der Gastgeber eine wichtige Rolle. Von privaten Gesprächen und gemeinsamer Freizeitgestaltung profitiert jeder Einzelne ganz persönlich, so dass Mentalitäten, Ansichten und Wahrnehmungen und auch ein Stück des jeweils "anderen Alltags" einander näher gebracht werden können.

Wie kann ich selbst von diesem Austausch profitieren?

Der nunmehr dritte Austausch mit den Studenten des MGIMO soll natürlich nicht der Letzte gewesen sein. Obwohl die Teilnehmer für den diesjährigen Austausch bereits gefunden sind und die Vorbereitungen schon auf Hoch-



Russland trifft Deutschland: Handshake im Bundeskanzleramt.

touren laufen, können sich Interessierte bei uns gerne informieren, um einen tieferen Einblick in das jetzige Geschehen zu erhalten. So kann man sich frühzeitig entscheiden, ob man im kommenden Jahr an der Organisation und Durchführung bis hin zur Teilnahme am Austauschprojekt teilhaben möchte – denn auch für das nächste Jahr gilt, je mehr Vorbereitungszeit zur Verfügung steht, desto problemloser lässt sich ein gutes Programm organisieren.

Danksagungen an Sponsoren und für organisatorische Hilfe

Es ist sinnvoll, dass das Projekt in Zukunft als studentische Initiative erhalten bleibt und nur im Rahmen des Kooperationsvertrag zwischen der FU und der MGIMO stattfindet, besonders in Hinsicht auf damit verbundene Selbstständigkeit in Organisations- und Finanzierungsfragen. Diese Eigeninitiative findet besondere Anerkennung von Seiten der Institutsleitung. Dennoch sind wir, gerade in komplizierten Situationen, Prof. Dr. Klaus Segbers (OEI) und Prof. Dr. Iwan Tjulin (MGIMO) für ihre Unterstützung sehr dankbar. Ohne ihre fortwährende Unterstützung in organisatorischen und inhaltlichen Fragen wäre unser Projekt bei allen schönen Ideen nicht realisierbar gewesen. Dieser Dank gilt natürlich ebenso unseren Sponsoren, dem DAAD, den Instituten sowie der Friedrich-Ebert-Stiftung.

Kontakt: <u>Schlindweinsim@aol.com</u>

Anne Sorge studiert Osteuropastudien im Hauptfach und Ost- und Südosteuropäische Geschichte sowie Politikwissenschaft im Nebenfach. Andreas Stahn ist Student der Politikwissenschaften an der FU Berlin. Simone Schlindwein studiert im Hauptfach Geschichte und Politikwissenschaften sowie Osteuropastudien im Nebenfach

Meinungen von weiteren Studenten zum Austausch im Sommer 2003:

"Am interessantesten für mich war es, die russischen Studenten der MGIMO kennen zu lernen. Immerhin sind das ja die zukünftigen Entscheidungsträger in Russland. Es war richtig spannend zu erfahren, was sie so lernen und wie sie sich ihre Zukunft vorstellen. Ich hätte nie gedacht, dass sich die Standpunkte – selbst unter Studenten – so sehr unterscheiden."

"Natürlich war das mehr Aufwand als für ein normales Seminar an der Uni aber immerhin haben wir das Projekt alleine gestemmt und konnten so komplett unsere Vorstellungen umsetzen. Noch dazu haben wir viel über Organisations- und Gruppenarbeit gelernt; von der Finanzplanung bis hin zur professionellen Kommunikation."

"Es war zwar unendlich viel Organisationskram und Vorbereitungsstress, aber viel anschaulicher als die üblichen Seminare an der Uni. Wie ein Einblick hinter die Kulissen in Russland. Nachdem ich gesehen habe, wie das Leben in der Uni strukturiert ist und die Leute miteinander umgehen, kann ich mir jetzt schon viel besser vorstellen, wie es auf politischer Entscheidungsebene abläuft."

Studienaustausch mit Universitäten in St. Petersburg

DAAD-STIPENDIEN

- Jahresstipendien Bewerbung: DAAD-Bewerbungsformular, Lebenslauf, konkreter Studienplan, zwei Gutachten von Hochschullehrern, Zwischenprüfungszeugnis, aktueller Sprachnachweis Bewerbungsschluss: 31.10.2003 für WiSe 2004/2005 Leistungen: monatl. Stipendium, Reisekosten, evtl. Zuschuss zu Studiengebühren
- Kombinierte Studien- und Praxissemester Bewerbung: DAAD-Bewerbungsformular, Lebenslauf, ausführlicher Studienplan, zwei Gutachten von Hochschullehrern, Zwischenprüfungszeugnis Bewerbungsschluss: 1.9.2003 für Förderung ab 02/2004 Leistungen: monatl. Stipendium, Reisekosten, Zuschuss zu Studiengebühren
- Semesteraufenthalte Bewerbung: DAAD-Bewerbungsformular, Lebenslauf, ausführlicher Studienplan, zwei Gutachten von Hochschullehrern, Zwischenprüfungszeugnis – Bewerbungsschluss: 1.9.2003 für Förderung ab 02/2004 – Leistungen: monatl. Stipendium, Reisekosten, Zuschuss zu Studiengebühren.
- Sprachstipendien für Kurse von 3–4 Wochen Bewerbung: Sprache wurde mind. 2 Semester studiert, mind. 3. Fachsemester, Lebenslauf, DAAD-Bewerbungsformular, Antragsbegründung, Fachgutachten eines Hochschullehrers, Scheinaufstellung, Sprachzeugnis Bewerbungsschluss: 15.1.2004 für Sommersemester 2004 Leistungen: Stipendium zur Abdeckung von Kursgebühren, Reisekosten, Unterkunft, Verpflegung
- Sprachkurs für Anfänger Russisch von 4 Wochen Bewerbung: mindestens 3. Fachsemester, DAAD-Bewerbungsformular, Lebenslauf, Antragsbegründung (Darstellung des Studienbezuges zu Russland), Fachgutachten eines Hochschullehrers, Hochschulzugangsberechtigung, Scheinaufstellung – Bewerbungsschluss: 15.03.2004 für SS 2004 – Leistungen: Stipendium zur Abdeckung von Kursgebühren, Reisekosten, Unterkunft
- Fachkursstipendien von mind. 1 und max. 6 Wochen Bewerbung: Studierende höherer Semester, Unterlagen beim DAAD, Referat 222 anzufordern Bewerbungsschluss: mind. 3 Monate vor Beginn des Kurses Leistungen: Stipendium max. 510,- €
- Kurzstipendien für Praktika im Rahmen von auslandsbezogenen Studiengängen von max. 3 Monaten
 Bewerbungsunterlagen beim DAAD, Referat 411, abgeschlossenes Grundstudium, Sprachzeugnis
 Bewerbungsschluss: mind. 2 Monate vor Beginn Leistungen: Staffelung durch DAAD
- Gruppenstipendien für Studentengruppen zur Förderung von Studienreisen und -praktika

Kontakt über:

Akademisches Auslandsamt der FU Berlin Sprechzeiten: Mo + Di 9:30 bis 12:30 Uhr, Do 15 – 18 Uhr Brümmerstr. 52 14195 Berlin Tel. 838 739 000; Fax 838 73901

Email: <u>bruemmer@zedat.fu-berlin.de</u>

Homepage: http://www.fu-berlin.de/fu-international/

Infos: Studium, Forschung, Lehre im Ausland – Förderungsmöglichkeiten für Deutsche, DAAD,

Bonn 2003 oder unter www.daad.de

Kooperation mit Universitäten in St. Petersburg

STAATLICHE UNIVERSITÄT ST. PETERSBURG

- Vertrag über akademische Zusammenarbeit besteht mit FU Berlin
- Vertrag wird vierjährlich fortgeführt/erneuert
- Schwerpunkt intensiver Wissenschaftleraustausch mit zahlreichen Fachbereichen
- auch Austausch von jungen graduierten wissenschaftlichen Mitarbeitern bzw. von besonders qualifizierten Studenten höherer Semester möglich (max. 4 Personen pro Jahr) Zugangsvoraussetzung für Studenten: Lebenslauf, fortgeschrittene Russischkenntnisse um den Lehrveranstaltungen folgen zu können; plausibles wissenschaftliches Interesse an den angebotenen Lehrveranstaltungen Leistungen: Befreiung von Studiengebühren, Unterkunft, Reisekosten Bewerbungsschluss: Anfang des Sommersemesters (nicht fixiert) fürs Wintersemester
- Studentenaustausch (bis zu 3 Jahre, max. 3 Personen) Zugangsvoraussetzungen: Lebenslauf, fortgeschrittene Russischkenntnisse, Darstellung des Studienvorhabens auf russisch/englisch Leistungen: Befreiung von Studiengebühren Bewerbungsschluss: Anfang des Sommersemesters (nicht fixiert) fürs Wintersemester

Kontakt über:

Gottfried Guegold Referent für Universitätspartnerschaften/Wissenschaftleraustausch Abteilung Außenangelegenheiten Freie Universität Berlin Kaiserswerther Str. 16–18 14195 Berlin

Tel. 838 73 416 Fax 838 73 444

Email: guegold@zedat.fu-berlin.de

www.fu-berlin.de

EUROPEAN UNIVERSITY ST. PETERSBURG

Kontakt über:

PD Dr. Christoph Zürcher Osteuropa-Institut Forschungsdozentur Garystr. 55, 14195 Berlin

Tel. 838 53708; Fax: 838 53616

E-Mail: <u>zuercher@zedat.fu-berlin.de</u> oder <u>zuercher@web.de</u>

Das Zentrum für deutsches, kroatisches, europäisches Recht und Rechtsvergleichung, Split/Berlin

Josip Škarpa, Berlin

Von der wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen der FU Berlin und der Universität Split im Rahmen des Zentrums für deutsches, kroatischen und europäisches Recht und Rechtsvergleichung (Zentrum) unter Leitung von Prof. Dr. Herwig Roggemann erfuhr ich während meiner Studienzeit an der Juristischen Fakultät der Universität in Split/ Kroatien. Zu den Schwerpunkten der Tätigkeit des Zentrum gehört die regelmäßige Veranstaltung des Seminares "Einführung in das deutsche und europäische Recht und die Rechtsvergleichung", das zur Vermittlung grundlegender Informationen zum deutschen und europäischen Recht, der wichtigsten Entscheidungen der deutschen und europäischen Gerichte (BGH, BverfG, EuGH, EuGHM) sowie deren Analyse und Erörterung dient. Darüber hinaus organisiert das Zentrum auch regelmäßig Besuche und Vorträge von deutscher Professoren, Experten aus den Institutionen der EU (bspw. aus dem Europäischen Parlament oder Europäischem Gerichtshof für Menschenrechte) an der Juristischen Fakultät in Split. Dank der finanziellen Unterstützung des DAAD und des Engagements durch das Zentrum konnten in letzten Jahren zahlreiche Studenten, Dozenten und Nachwuchswissenschaftler aus Deutschland, Kroatien und Bulgarien zu zwei- bis dreimonatigen Forschungsaufenthalten nach Berlin und Split eingeladen werden.

Aus dieser internationalen Zusammenarbeit zwischen den juristischen Fachbereichen der FU Berlin und der Universität Split ist auch für mich die Möglichkeit hervorgegangen, zunächst im Herbst 2001 ein zweimonatiges Studien-Stipendium wahrzunehmen und schließlich, nach dem erfolgreichen Abschluss meines Studiums in Split, seit dem Sommer 2003 das LL.M.-Studium am Fachbereich Rechtswissenschaft der FU Berlin aufzunehmen. Begonnen hatte für mich alles mit der Teilnahme an mehreren Seminaren und kurze Zeit später auch an der Arbeit des Zentrums an der Universität in Split. Mein erster Aufenthalt im Herbst 2001 bot mir dann nicht nur Gelegenheit an Vorlesungen der FU und der Humboldt Universität teilzunehmen, was für die Erweiterung meiner deutschen juristischen Terminologie sehr nützlich war, sondern auch zur Literaturrecherche für meine Seminararbeit über das "Sanktionensystem und die Strafproblematik in der internationalen Strafgerichtsbarkeit – Rechtsgrundlagen, Statuten des IStGH/ J, VerfO sowie Rechtsprechungsbeispiele". Hinzu kam die Möglichkeit sich bereits frühzeitig über Aufbaustudiengänge informieren zu können und Erfahrungen und Eindrücke vom Universitätsleben insgesamt sammeln zu können. Von der Offenheit der Beziehungen zwischen Professoren und Studenten hier war ich im Vergleich zu kroatischen Universitäten sehr positiv überrascht. Einen Höhepunkt dieses zweimonatigen Aufenthaltes stellte sicher auch die einwöchige Seminar-Exkursion unter Leitung von Prof. Dr. Herwig Roggemann nach Straßburg dar, auf der die Seminarteilnehmer Gelegenheit zum Besuch des Europäischen Parlamentes, des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte und des Europarates sowie zu zahlreichen Gesprächen mit Mitarbeitern dieser Institutionen hatten.

Nach einer Reihe von langen Kämpfen in formalen Angelegenheiten (Stipendium, Visum, Einreise, Aufenthaltserlaubnis, Krankenversicherung u.s.w.), wobei die Hilfe Prof. Roggemanns und des Zentrums von entscheidender Bedeutung war, studiere ich nun im zweiten Semester des LL.M. Studienganges an der juristischen Fakultät der FU, schreibe meine Magisterarbeit und bereite mich auf die mündliche Abschlußprüfung vor. Nach dem Abschluss des Studiums beabsichtige ich nach Kroatien zurückzukehren und mich auf die dortige Justizprüfung vorzubereiten.

Die deutsch-kroatische Hochschulkooperation stellt für Studenten eine herausragende Möglichkeit einer fachspezifischen Ausbildung mit gleichzeitig interkulturellem Hintergrund dar. Für die persönliche berufliche Laufbahn angehender Akademiker ist die Teilnahme an den seit Jahren erfolgreichen Projekten der Zusammenarbeit zwischen der FU Berlin und der Universität Split eine große Chance .

Josip Škarpa studiert derzeit im LL.M.-Studiengang am Fachbereich Rechtswissenschaft der FU Berlin.

ULF BRUNNBAUER

"Die Menschen und ihre Umwelt: Anpassungsstrategien an den Naturraum"

In: Historische Anthropologie im südöstlichen Europa, hg. v. Karl Kaser, Siegfried Gruber und Robert Pichler

Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 2003, S. 103–130

Vom Rechtsstaat zur Europäischen Verfassung Vier Jahre Interuniversitäres Rechtszentrum Split/Berlin

Herwig Roggemann, Berlin

Das Zentrum für deutsches, kroatisches, europäisches Recht und Rechtsvergleichung wurde Anfang des Jahres 2000 mit einem Vertrag zwischen der Freien Universität Berlin und der Universität Split sowie einer weiteren Vereinbarung zwischen der Freien Universität Berlin und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, Bonn, gegründet. An der Eröffnungsveranstaltung, einem Symposion zu Fragen des Europarechts, nahmen im Sommer-Semester 2000 an der Juristischen Fakultät in Split der Leiter der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin, Herrn Botschafter Dr. Westdickenberg, die Stellvertretenden Minister für Wissenschaft und Technologie sowie für Justiz, Zagreb, und der damalige Dekan der Juristischen Fakultät, Prof. Dr. Bilić, teil.

In 25 internationalen Colloquien, mehr als 35 Seminarsitzungen, Symposien und anderen Veranstaltungen entfaltete das Zentrum in der Folgezeit vielfältige Aktivitäten und bot kroatischen und deutschen Nachwuchsjuristen, aber auch Dozenten und Professoren sowie Rechtspraktikern, Richtern und Anwälten die Möglichkeit zu intensivem Informations- und Gedankenaustausch. 18 kroatische Kurzzeitstipendiaten (Studenten, Graduierte, Assistenten, Dozenten sowie Nachwuchskräfte aus Ministerien) nutzten seither das Angebot zu Studien-, Forschungsund Lehraufenthalten an der Freien Universität, recherchierten in den Berliner Bibliotheken für Diplom- und Doktorarbeiten, verbesserten ihre deutschen Sprachkenntnisse und knüpften nützliche Kontakte für ihre künftige Arbeit. Zahlreiche Gastdozenten aus dem Fachbereich Rechtswissenschaft der Freien Universität, der Universität Bremen und aus Europäischen und Internationalen Institutionen (Europäisches Parlament, Europäischer Gerichtshof, Europarat, Internationales UN-Tribunal für das ehemalige Jugoslawien) führten Lehrveranstaltungen an der Juristischen Fakultät in Split durch und diskutierten mit den kroatischen Teilnehmern und Wissenschaftskollegen.



Zu den behandelten Themen gehören u.a.: Osterweiterung der Europäischen Union und Verfassungsentwicklung -Bundesstaat und Europäische Verfassung – Das Rechtsstaatsprinzip im deutschen Verfassungsrecht - Wirtschaftsverfassung und Sozialstaat in Deutschland - Der Vertrag von Nizza und die Zukunft der Europäischen Union – Der Entwurf der Konventsverfassung für die EU - Rechtsstellung und Aufgaben des Europäischen Parlaments - Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg und seine Rechtsprechung anhand aktueller Beispiele – Deutsches und internationales Währungsrecht - Grundzüge der Schuldrechtsreform in Deutschland – Neuere Entwicklungen im deutschen und europäischen Arbeitsrecht - Deutsches und internationales Unternehmenssteurerrecht - Die Freizügigkeit der Unionsbürger und die Rechte von Angehörigen der Assoziierungsstaaten in der EU - Von Nürnberg nach Den Haag - Aktuelle Entwicklungen im Internationalen Strafrecht und der Internationalen Strafgerichtsbarkeit – Die Internationalisierung der Hochschulen – Die Reform der Freien Universität Berlin - ein Beispiel für Aufgaben und Probleme europäischer Bildungsreform.

Wichtige Ergebnisse der Veranstaltungen sind in bisher fünf Arbeitspapieren des Zentrums in deutscher und teils auch in kroatischer oder englischer Sprache zusammengestellt, gemeinsam mit SeminarteilnehmerInnen bearbeitet und veröffentlicht worden. Bisher erschienen folgende Hefte:

- 1 Beiträge zum europäischen und internationalen Recht Prilozi europskom i medjunarodnom pravu (57 S., 2001),
- 2 Unrecht und Wiedergutmachung NS-Zwangsarbeiter aus Ost- und Südosteuropa, Rechtsansprüche und Sozialrechtsprechung in Deutschland – Nepravda i naknada – prisilni radnici iz istočne i jugoistočne Europa i nacisičkoj Njemačkoj, pravni zahtjevi i socijalno pravosupe u Njemačkoj" (69 S., 2001),
- Rechtsstaat und Wirtschaftsverfassung Pravna država i privredni ustav (141 S., 2002),
- 4 Europarecht und Europäische Institutionen Europsko pravo i europske institucije (115 S., 2002),
- 5 Europski sud za ljudska prava Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte – mit einer Einführung von Prof. Dr. Nina Vajić, Richterin am EuGH (144 S., 2003).
- 6 Rechtsfragen der Zusammenarbeit mit der Internationalen Strafgerichtsbarkeit in Deutschland und Kroatien (erscheint 2004).

In diesem folgenden Heft werden die Arbeitsergebnisse eines internationalen Strafrechtssymposions vom September 2003 gemeinsam mit kroatischen und deutschen Teilnehmern und dem Richter am UN-Tribunal in Den Haag, Wolfgang Schomburg, zur Diskussion gestellt.

Nach deutsch-kroatischen Seminaren, die im Jahre 2001 zu Diskussionen mit Mitarbeitern der Europäischen Institutionen in Straßburg und zum Besuch von Universitäten, Gerichten und Einrichtungen der Internationalen Verwaltung nach Bosnien führten, sind für 2004 zwei gemeinsame Seminarveranstaltungen zu Themen des europäischen Verfassungsrechts (mit Prof. Dr. Lecheler, FB Rechtswissenschaft der FU) und des europäischen Gesellschaftsrechts (mit Prof. Dr. Grothe, FB Rechtswissenschaft der FU) vorgesehen, die an den Juristischen Fakultäten in Split und Zagreb stattfinden sollen.

Im Oktober 2003 unterzeichneten der Präsident der Freien Universität Berlin, Prof. Dr. Dieter Lenzen, und der Rektor

der Universität Split, Prof. Dr. Ivo Pavić, im Sitzungssaal der Juristischen Fakultät Split einen Vertrag über die Fortsetzung der Tätigkeit des Rechtszentrums für eine weitere fünfjährige Arbeitsperiode.

Die Arbeit des Interuniversitären Rechtszentrums hat im Jahre 2003 Anerkennung gefunden mit der Verleihung eines Ordens seitens des kroatischen Staatspräsidenten.

Die finanzielle Grundlage für die Aktivitäten des Rechtszentrums Split/Berlin stellte in den bisherigen Jahren im wesentlichen der Deutsche Akademische Ausstauschdienst, Bonn, in dankenswert angenehmer und produktiver Zusammenarbeit aus Mitteln des Stabilitätspaktes für Südosteuropa. zur Verfügung.

Herwig Roggemann, Professor für Rechtsvergleichung, osteuropäisches Recht, Straf- und Strafverfahrensrecht, ist Leiter des Zentrums für deutsches, kroatisches europäisches Recht und Rechtsvergleichung, Split/Berlin.

Demokratieförderung in Usbekistan Erfahrungen im Rahmen eines EU-Projektes

Stefan Hanisch, Berlin

Mit dem Ende des vergangenen Jahres lief in Usbekistan das EuropeAid-Projekt "Support to Democracy, Uzbekistan" aus. Dieses, seit Februar 2002 umgesetzte Projekt, war das erste EU-Projekt, das direkt im Parlament eines GUS-Staates angesiedelt war. Zudem trat erstmals als Begünstigter (beneficiary) eines EU-Projekts der Oliy Majlis der Republik Usbekistan auf.

Als direkt Begünstigte fungierten zwei Ausschüsse des Oliy Majlis (der Ausschuss für Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit und der Ausschuss für demokratische Institute, Nichtregierungsinstitutionen – fortan: NGOs – und Selbstverwaltungsorgane der Bürger), die Bevollmächtigte des Oliy Majlis für Menschenrechte und das Institut für Monitoring der geltenden Gesetzgebung des Oliy Majlis. Indirekt Begünstigte und Projektpartner waren die Abgeordneten und NGOs, die sich mit Demokratieförderung beschäftigen, u.a. die Richtervereinigung, die Rechtsanwaltsvereinigung, das Nationale Zentrum für Menschenrechte und das Republikanische Zentrum der öffentlichen Meinung.

Der Bewerber, der die Ausschreibung gewann und das auf 18 Monate angelegte Projekt¹ mit einem Budget von 1 Mio. Euro umsetzte, war ein europäisches Konsortium, bestehend aus den Unternehmen ABU Consult (Deutschland), Sema Group (Belgien) und Nico (Großbritannien).

In Art. 68 des Partnerschaftsabkommens zwischen der Republik Usbekistan und der Europäischen Union² verpflichten sich beide Seiten zur Zusammenarbeit in Fragen von Demokratie und Menschenrechten. Zudem verpflichtet sich die Republik Usbekistan in Art. 42 Abs. 1 zur allmählichen Angleichung ihres Rechts an EU-Recht, die Europäische Union in Abs. 2 zu diesbezüglicher technischer Unterstützung. Auf dieser Grundlage vereinbarten die Europäische Kommission und Usbekistan Richtlinien (terms of reference) zur Durchführung des Projektes. Ziel des Projektes war es, Usbekistan bei der Entwicklung demokratischer Reformen und bei der Stärkung der Zivilgesellschaft zu unterstützen. Als konkrete Aufgaben waren definiert:

- die Analyse und rechtsvergleichende Bewertung der geltenden Gesetzgebung der Republik Usbekistan;
- die Unterstützung der Abgeordneten und Experten, die direkt an der Erstellung von Gesetzesentwürfen beteiligt sind, durch Vermittlung der europäischen Erfahrungen bei der Übernahme fremden Rechts in nationale Rechtsordnungen als auch bei der Umsetzung internationaler Standards³;
- die Vervollkommnung des Gesetzgebungsprozesses;
- die Unterstützung beim Erstellen von Gesetzesentwürfen zur Wahlgesetzgebung;

 das Erstellen von Gesetzesentwürfen, die auf die Stärkung der Demokratie gerichtet sind.

Aufgaben kamen dem Projekt auch im Zusammenhang mit der beschlossenen Umgestaltung des Oliy Majlis in ein Zweikammer- und Arbeitsparlament, bestehend aus einer Gesetzgebenden Kammer und einem Senat,⁴ zu. Ebenfalls wurden 18 Seminare, 8 Konferenzen und zahlreiche Rundtischgesprächen veranstaltet, ein Informationszentrum im Oliy Majlis gegründet, eine neue Parlamentswebseite (http://www.parliament.gov.uz) und ein hauseigenes Intranet geschaffen, Arbeitskontakte zwischen europäischen und usbekischen Experten in einer Reihe von Bereichen angebahnt.

Demokratieförderung unter den Bedingungen autoritärer Machtstrukturen⁵

Demokratieförderung in Usbekistan unter Mitwirkung des usbekischen Staates mag manchem wie ein Widerspruch in sich erscheinen. Natürlich waren der Durchführung des Projektes von Anfang an durch die politischen Rahmenbedingungen Grenzen gesetzt. Aufgrund einer schwach entwickelten Streitkultur, eines ausgeprägten nationalen Selbstbewusstseins und des traditionellen Paternalismus, erforderte die tägliche Arbeit durchaus diplomatisches Geschick. Während im Projekt selbst eine große Offenheit herrschte, galt es in der Öffentlichkeit und im Dialog mit den beneficiaries Rücksicht auf deren Befindlichkeiten zu nehmen. Das zeigte sich z.B. bei den Arbeiten zur geplanten Novellierung des usbekischen Gesetzes über die Selbstverwaltung der Bürger vom 14. April 1999⁶. Die auf die traditionellen Nachbarschaftsinstitutionen (mahalla)⁷ gegründete Selbstverwaltung bildet eine der Hauptsäulen der politischen Doktrin des Staatspräsidenten Islom Karimov.8 Zudem ist die Reformierung der den Selbstverwaltungsorganen zukommenden Aufgaben eng mit weiteren Rechtsfragen verbunden, die politischen Sprengstoff in sich tragen. Um einige davon zu nennen: Können die Selbstverwaltungsorgane als Ermittlungsgehilfen zur Aufdeckung und Verfolgung von Straftaten und Ordnungswidrigkeiten tätig werden bzw. sind sie zur Amtshilfe verpflichtet? Welche Aufgaben können die Selbstverwaltungsorgane bei der Abwehr von Gefahren für die öffentliche Sicherheit und Ordnung sowie bei der Prävention von Straftaten und Ordnungswidrigkeiten übernehmen? Ist das Sammeln und die Weitergabe von Informationen über Bürger zu diesen Zwecken zulässig? Ist die umfangreiche Zuständigkeit des Verwaltungschefs (hokim) der einzelnen staatlichen Verwaltungseinheiten mit dem Gewaltenteilungsprinzip vereinbar? Sollte die Übertragung staatlicher Aufgaben auf die Selbstverwaltungsorgane ermöglicht werden? Zu all diesen Fragen haben noch vor den europäischen Experten lokale Experten des Projektes und externe usbekische Juristen mündlich und schriftlich (in Empfehlungen, teilweise sogar in Publikationen) überaus kritisch Standpunkt bezogen. Gerade die Tatsache, dass es im Land selbst namhafte Juristen gibt, die derartige Standpunkte mutig vertreten, verdeutlicht den Nutzen eines solchen Projektes. Praktisch konnte man Konflikte mit den beneficiaries in den meisten Fällen gut durch einen nicht indoktrinierenden und betont höflichen Sprachstil als auch durch eine streng juristische Argumentation vermeiden. Letztlich muss die Durchführung eines solchen Projektes aus folgenden Erwägungen positiv bewertet werden:

- Die Republik Usbekistan hat einer Zusammenarbeit in Fragen der Demokratieförderung zugestimmt und befindet sich im Dialog mit der EU.
- Nur im Dialog besteht die Gelegenheit, gehört und wahrgenommen zu werden, wenn auch viele Empfehlungen von den usbekischen Entscheidungsträgern verworfen werden.
- Verschiedene Interessengruppen, die die reale Chance haben, sich im internen Entscheidungsprozess durchzusetzen, sind angewiesen auf die Hilfe und argumentative Unterstützung durch europäische Institutionen und Experten. Durch Vermittlung europäischer Erfahrungen und Argumentationshilfe können bestimmte Meinungslager gestärkt und so der Veränderungsdruck auf die politischen Eliten erhöht werden.
- Gründe für mitunter auftretende Ablehnung und Beratungsresistenz auf usbekischer Seite sind neben mangelndem politischen Willen mindestens genauso häufig Unwissenheit und Vorurteile, was durch die Vermittlung europäischer Erfahrungen und wissenschaftliche Argumentation abgebaut werden kann. So wurde auf dem Workshop "Access to Justice" am 18. November 2003 von einem staatlichen Vertreter unter Verweis auf die kurzen Entscheidungsfristen die Meinung geäußert, in Usbekistan gebe es keine Probleme beim Zugang der Bürger zu den Gerichten. Dabei sind die Probleme beim Zugang zu den Gerichten vor allem in den Gründen für die Meidung der Gerichte durch den Bürger und z.T. in nicht vorgesehenen Rechtswegen zu finden. Bis heute ist z.B. ein Haftbefehl, der noch immer vom zuständigen Staatsanwalt erteilt wird, nicht justitiabel.9 Gegen die von usbekischen und europäischen Experten geäußerte Empfehlung, eine gerichtliche Haftprüfung einzuführen¹⁰, wird argumentiert, wegen der ungenügenden personellen Ausstattung der Gerichte seien die Voraussetzungen dafür (noch) nicht gegeben. Schon 1995 verpflichtete sich die Republik Usbekistan jedoch durch die Ratifizierung des IPBPR, der in seinem Art. 9 Abs. 4 die gerichtliche Überprüfbarkeit eines Haftbefehls vorschreibt, zu genau diesem Schritt.
- Im Projekt direkt und über usbekische Experten indirekt beschäftigt waren eine Vielzahl begabter, fähiger und kritischer junger Leute, young professionals, Dok-

- toranden und Studenten höherer Semester, vornehmlich Juristen. Generell verjüngt sich die usbekische Bevölkerung zunehmend. Berechtigte Hoffnungen können deshalb in die heranwachsende Generation und einen beschleunigten Generations- und u.U. auch Elitenwechsel gesetzt werden.
- Über Seminare, Konferenzen und Veröffentlichungen des Projekts kann eine breite Fachöffentlichkeit erreicht werden. Wie auf der Abschlusskonferenz von NGO-Vertretern kritisch angemerkt wurde, gilt es, in zukünftigen Projekten die Öffentlichkeitswirksamkeit und die Beteiligung der Öffentlichkeit am Projekt durch eine engere Zusammenarbeit mit der Presse (insbesondere mit dem einzigen flächendeckend verbreiteten Medium Fernsehen), mit den örtlichen Selbstverwaltungen und NGOs zu erhöhen.
- Durch das Projekt wurde ein lokales Netzwerk geschaffen, das NGOs, Forschungsinstitute, staatliche Behörden, Juristen und Journalisten miteinander verknüpft. Das Projekt war Anlaufstelle sowohl für den eben genannten Personenkreis als auch für Parlamentsmitarbeiter, Lobbyisten und Interessengruppen. Diese Funktion gilt es im Nachfolgeprojekt, das seit einigen Wochen zur Durchführung ausgeschrieben ist, auszubauen. Auf der Abschlusskonferenz bot z.B. eine Vertreterin der NGO "Juristinnen" ("Ženščiny-juristy") die Mitarbeit ihrer Organisation an, insbesondere im Bereich des Schutzes von Frauenrechten. Zurückgegriffen werden kann auch verstärkt auf das Potenzial der "Vereinigung der JurastudenInnen Taschkents" ("Ob-edinenie studentov-juristov Taškenta"), zu denen schon vereinzelt Kontakt bestand.

Persönliche Aufgaben im Projekt

Im Rahmen dieses Projektes hielt sich der Autor während der Monate Oktober bis Dezember 2003 zweimal 14 Tage in Taschkent auf. Zu seinen Aufgaben zählten:

- die Anfertigung von Empfehlungen und die Durchführung rechtsvergleichender Untersuchungen als Grundlage für eine mögliche Novellierung des geltenden Gesetzes über die Selbstverwaltungsorgane der Bürger;
- die Anfertigung von Empfehlungen zum Entwurf eines Gesetzes über die Schiedsgerichte;
- die Durchführung einer rechtsvergleichenden Untersuchung über Zweikammerparlamente und die Anfertigung von entsprechenden Empfehlungen;
- die Anfertigung von Empfehlungen zum Entwurf eines Gesetzes über den Status der Abgeordneten der Gesetzgebenden Kammer und des Mitglieds des Senats des Oliy Majlis der Republik Usbekistan;
- die Mitwirkung bei der Organisation des praktischen Seminars "Access to justice";

- die Anfertigung von Empfehlungen zum Entwurf eines Schöffengesetzes;
- die Mitwirkung bei der Vorbereitung der Abschlusskonferenz.

Während seiner Aufenthalte hatte der Autor zahlreiche Arbeitskontakte zu lokalen Experten, Parlamentsmitarbeitern und Juristen außerhalb des Projektes. Gemäß den obengenannten Aufgaben führte er rechtsvergleichende Untersuchungen unter Einbeziehung des usbekischen, deutschen, russischen und internationalen Rechts zu den genannten Gesetzesentwürfen und zu bestimmten Rechtsgebieten (kommunale Selbstverwaltung, Zugang zu den Gerichten) durch. Zu den genannten Gesetzesentwürfen und zum usbekischen Selbstverwaltungsgesetz fertigte er schriftliche Empfehlungen und Begleitmaterial in russischer Sprache an, die mit lokalen Experten und dem Projektkoordinator vonseiten der beneficiaries, dem Vorsitzenden des Ausschusses für Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit des Oliv Majlis, besprochen wurden. Für den Workshop "Access to justice" am 18. November 2003 wurde ein Referat über die Evolution grundlegender Mechanismen und Garantien des Rechtsstaates in Deutschland, insbesondere im Bereich der Strafverfolgung, vorbereitet. Bei seiner Tätigkeit waren dem Autoren seine russischen und usbekischen Sprachkenntnisse sowie landesspezifische und fachliche Kenntnisse von Nutzen, die er sich während seines Studiums am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin und am Zentralasien-Seminar der Humboldt-Universität zu Berlin aneignen konnte.

Überlegungen zur Nachhaltigkeit

In den zwei Projektjahren wurde ein umfassendes Netzwerk von Kontakten und umfangreiches Know-how entwickelt. Zumindest in der Person jedes einzelnen Beteiligten ist die Nachhaltigkeit des Projektes garantiert und eine gute Ausgangsbasis für das geplante Nachfolgeprojekt bereitet. Kritisch anzumerken ist, dass das usbekische Projektbüro-Team (sechs Personen, zuzüglich zwei im Informationszentrum) hoffnungslos überarbeitet war. Der normale Arbeitstag im Büro begann um 9 Uhr morgens und endete gegen 21 Uhr abends, des öfteren auch später. Die Zahl der Parlamentsmitarbeiter reicht nicht aus, um den Bedarf an bestimmten Arbeiten abzudecken. Zu denken ist hier an die Durchführung oder Organisation von rechtsvergleichenden Untersuchungen zu bestimmten Problemkreisen, das Erstellen von Gesetzesentwürfen, die Durchführung rechtsvergleichender Untersuchungen zu Gesetzesentwürfen und die Anwendung der bisher gänzlich unbekannten Methoden responsiver Regulierung. Mit dem Beginn der nächsten Legislaturperiode¹² wird der Oliy Majlis zudem ein Arbeitsparlament sein. Der Entwurf eines Gesetzes über den Status der Abgeordneten und Senatoren in seiner bisherigen Form sieht weder vor, dass die Abgeordneten, Senatoren und Fraktionen über einen eigenen Mitarbeiterstab verfügen, noch dass ihnen Mittel zur Verfügung gestellt werden, einen solchen zu engagieren. Alle Personen, mit denen der Autor Gespräche führte, glauben, dass der Apparat der jeweiligen Kammer des Parlaments personell sicherstellen wird, dass die Parlamentarier ihre von der Gesetzgebung vorgesehenen Rechte und Pflichten wahrnehmen können. Diese Illusion kann die Nachhaltigkeit des Projektes gefährden.

Charakteristisch für das usbekische Rechtssystem sind Gesetze, deren Bestimmungen Raum für eine Vielzahl von Auslegungen (und zwangsläufig auch Missbrauch) eröffnen, als auch ein unüberschaubarer "Dschungel" von untergesetzlichen Normativakten. Das Erteilen von Empfehlungen, ohne diese untergesetzlichen Normativakte und vor allem die Rechtswirklichkeit zu kennen und zu berücksichtigen, kann zur Verabschiedung von Gesetzen führen, die in der Praxis nicht umgesetzt werden, weil sie an der Rechtswirklichkeit vorbei geschrieben wurden. Im schlimmsten Falle können Gesetze zustande kommen, die als Rechtsgrundlage für Verletzung von Menschen- und Bürgerrechten oder für die Verletzung von Verfassungsbestimmungen dienen

Nur Rechtsnormen, die kompatibel mit den internen Institutionen (sozialen Konventionen, ethischen Regeln, Sitten und Gebräuchen, formalen privaten Regeln) des usbekischen Volkes sind, haben eine Chance, erfolgreich implementiert zu werden. Um eine erfolgreiche Implementierung zu gewährleisten und um die Implementierungskosten gering zu halten, sollte ein Experte seine Empfehlungen einer Kompatibilitätsprüfung aus kultureller, soziologischer und politologischer Sicht unterziehen. Da viele der anstehenden Probleme einer Vielzahl von Transitionsgesellschaften eigen und nicht spezifisch usbekisch sind, wird es stets von Nutzen sein, die Erfahrungen von Transitionsgesellschaften mit vergleichbaren Problemen einzubeziehen.

Stefan Hanisch beendet derzeit sein Studium der Rechtswissenschaften, Osteuropastudien und Mittelasienwissenschaften an der FU und an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist studentischer Mitarbeiter am Arbeitsbereich Recht und Wirtschaft des Osteuropa-Instituts.

¹ Es folgte eine Verlängerungsphase (Bridge) von sechs Monaten.

Abkommen über Partnerschaft und Zusammenarbeit zur Gründung einer Partnerschaft zwischen den Europäischen Gemeinschaften und ihren Mitgliedsstaaten einerseits und Usbekistan andererseits vom 29. Juni 1996, in Kraft seit 1. Juli 1999 (BGBl. 1998 II Nr. 14 S. 720; Bek. 9. Juli 1999, BGBl. 1999 II Nr. 21 S. 688).

Im Bereich des internationalen Menschenrechtsschutzes ist das vor allem der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte (fortan: IPBPR), der am 16. Dezember 1966 von der Generalversammlung der UNO verabschiedet und am 25. August 1995 von der Republik Usbekistan ratifiziert wurde.

Der Übergang zu einem Zweikammerparlament war Inhalt eines am 27. Januar 2002 abgehaltenen Referendums. In der Folge ergingen am 4. April 2002 das Verfassungsgesetz (fortan: VerfGes) über die Resultate des Referendums und die Grund-

- prinzipien der Organisation der Staatsmacht (O'zbekiston Republikasi qonun hujjatlari toʻplami/Sobranie zakonov Respubliki Uzbekistan fortan: O'R QHT/SZ RU 2002, Nr. 7), am 12. Dezember 2002 die VerfGes über die Gesetzgebende Kammer des Oliy Majlis (O'R QHT/SZ RU 2002, Nr. 24, Pos. 192) und über den Senat des Oliy Majlis (O'R QHT/SZ RU 2002, Nr. 24, Pos. 190) sowie am 24. April 2003 ein verfassungsänderndes Gesetz (O'R QHT/SZ RU 2002, Nr. 24, Pos. 190). Bisher treten die Abgeordneten nur während der parlamentarischen Sitzungsperioden zusammen, die viermal im Jahr stattfinden.
- Einen Überblick über das Staatsorganisationsrecht und das tatsächliche Machtgefüge im Land vermittelt O. Luchterhandt, Präsidentialismus in den GUS-Staaten, in: ders. (Hrsg.) Neue Regierungssysteme in Osteuropa und der GUS, 2. Aufl., Berlin 2002, S. 255–371 (268–278, 368–371).
- O'zbekiston Respublikasi Oliy Majlisining axborotnomasi/ Vedomosti Olij Mažlisa Respubliki Uzbekistan 1999, Nr. 5, Pos. 110.
- Zur Tradition der mahalla in verschiedenen Teilen des Landes siehe M. Bojdadaev, Politiko-pravovye osnovy stanovlenija i razvitija sistemy gosudarstvennogo upravlenija v Respublike Uzbekistan, Taškent (Adolat) 1996, S. 161 f. Aktuelle Beiträge aus der westlichen Forschung zur mahalla: E. Massicard/T. Trevisani, Die usbekische Mahalla zwischen Staat und Gesellschaft, Sozialanthropologische Arbeitspapiere des Instituts für Ethnologie der Freien Universität Berlin, Nr. 73, Berlin 1999; Human Rights Watch (Hrsg.), Vol. 15 No. 7, Uzbekistan: From House to House, Abuses by Mahalla Committees (September 2003), unter: http://www.hrw.org/research/uzbekistan0903.pdf; D. Mackenzie Abramson, From Soviet Mahalla, Community and Transition in Post-Soviet Uzbekistan, Ann Arbor 1998; B.-M. Pétric, Pouvoir, don et réseaux en Ouzbékistan post-sovietique, Paris 2002, S. 107-

- 118; J. Micklewright/A. Coudouel/S. Marnie, Targeting and Self-Targeting in a Transition Economy: the Mahalla Social Assistance Scheme in Uzbekistan, January 2001, unter: http://www.cpr.maxwell.syr.edu/seminar/Spring01/Mickle-wright_paper.pdf; P. G. Geiss, Rechtskultur und politische Reform in Zentralasien, in: C. Boulanger (Hrsg.), Recht in der Transformation Rechts- und Verfassungswandel in Mittel-und Osteuropa, Berlin 2002, S. 149–170.
- Box Jahr 2003 z.B. wurde vom Präsidenten zum "Jahr der Mahalla" erklärt. Vgl. auch die Verordnung des Ministerkabinetts über das Programm "Jahr der Mahalla" vom 7. Februar 2003 Nr. 70 (O'R QHT/SZ RU 2003, Nr. 3, Pos. 26).
- ⁹ Vgl. zur Zuständigkeit zum Erlass eines Haftbefehls Art. 243 Abs. 2 der usbekischen StPO; zur Haftprüfung durch den Staatsanwalt Art. 241 StPO.
- Siehe nur: E. Nikiforova, Rasširenie polnomočij sudebnoj vlasti v sfere prav i svobod čeloveka, Huquq Pravo Law 2003, Nr.3 (23), S. 58–59; G. Abdumažidov, Prokuratura i metody prinuždenija, Pravda vostoka v. 18. Januar 2003; ders., Razdelenie vlastej: sostojanie i zadači, Pravda vostoka v. 8. April 2003.
- Allein der Anteil der Einwohner im Alter unter 16 Jahren an der usbekischen Gesamtbevölkerung beträgt mehr als 40 Prozent, vgl. V. Ubajdullaeva, Demografija golovnaja bol' vsego mira, Ëkonomičeskoe obozrenie 2001, Nr. 1–2 (17–18), S. 54–68 (67).
- Die nächsten Wahlen zum Oliy Majlis finden im Dezember 2004 statt, vgl. Beschluss des Oliy Majlis vom 5. April 2002 (O'R QHT/SZ RU 2002, Nr. 7) i.V.m. Art. 3 Abs. 1 VerfGes über die Resultate des Referendums und die Grundprinzipien der Organisation der Staatsmacht vom 4. April 2002 (O'R QHT/SZ 2002; Nr. 7).

Das Ministerium für Europäische Integration der Republik Kroatien

Petra Radić, Zagreb

Das Ministerium für europäische Integration ist im Jahre 2000 mit dem Ziel gebildet worden, die Republik Kroatien den Vorgaben und Strukturen in der Europäischen Union anzupassen. Im Ministerium arbeiten fünf Abteilungen (für die Anpassung der Rechtsordnung, für die Strategie der Integration, für die Koordination der Programme für Hilfe und Zusammenarbeit mit der EU, für Information und Ausbildung sowie für Übersetzung), in denen heute rund 130 zumeist jüngere Mitarbeiter mit Hochschulbildung tätig sind (das Durchschnittsalter im Ministerium beträgt 29 Jahre). Jede Abteilung arbeitet auf einem Gebiet, das sehr wichtig für die Anpassung des rechtlichen, wirtschaftlichen und institutionellen Rahmens der Republik Kroatien an die Europäische Union ist.

Die Abteilung für die Anpassung der Rechtsordnung koordiniert die Anpassung des Rechtssystems der Republik Kroatien an das Recht der Europäischen Union. Hauptaufgabe dieser Abteilung ist es daher, die Erarbeitung von Entwürfen der Rechtsvorschriften zu begleiten, die die staatlichen Organe in den Gesetzgebungsprozess einbringen. Jeder Entwurf, der Vorschriften der EU berührt, muss vor seiner Einbringung in den weiteren Gesetzgebungsprozess der Abteilung für Rechtsangleichung zur Stellungnahme darüber zugeleitet werden, ob die Vorschriften des Entwurfs dem aquis communautaire der Europäischen Union entsprechen. Um die erforderliche Übereinstimmung zu beurteilen, nutzt die Regierung der Republik Kroatien ein entsprechendes rechtliches Instrumentarium, das auch aus den anderen Ländern bekannt ist, die bereits erfolgreich die Annäherung und den Beitritt in die Europäische Union vollzogen haben: Eine Erklärung über die Vereinbarkeit und eine vergleichende Darstellung der Entsprechungen der einzelnen Vorschriften des Entwurfs und des aquis communautaire.

Beide Instrumente nutzt dasjenige Staatsorgan, das den Entwurf vorlegt bzw. für seine Ausarbeitung zuständig ist, wobei ihm die Abteilung für Rechtsangleichung fachliche und technische Hilfe leistet. Dabei ist es von besonderer Wichtigkeit, dass die Mitarbeiter der entsprechenden Staatsorgane bereits in der Anfangsphase in diesen Prozess der Ausarbeitung der Vorschriften einbezogen werden. Aus diesem Grunde arbeiten die Mitarbeiter des Ministeriums für Europäische Integration auch täglich mit den Mitarbeitern anderer Ministerien und Staatsorgane zusammen. Für die Zukunft ist eine weitere Intensivierung dieser Zusammenarbeit vorgesehen. Darüber hinaus vermittelt die Abteilung für Information und Ausbildung auch Kenntnisse der Geschichte, der Rechtsordnung und der Institutionen der Europäischen Union in ständigen Semi-

naren ("Grundlagen der EU", "Europarecht", "Regionalpolitik der EU").

Als Mitarbeiterin der Abteilung für Rechtsangleichung und eine von derzeit fünfzehn in dieser Abteilung beschäftigten JuristInnen (in dieser Abteilung arbeiten derzeit außerdem noch eine Ökonomin und ein diplomierter Ökologe) hatte ich bisher Gelegenheit, vorwiegend an der Angleichung der Arbeitsgesetzgebung der Republik Kroatien an die Vorschriften der Europäischen Union mitzuarbeiten.

Die Koordination der Ausarbeitung des Nationalen Programms zur Annäherung der Republik Kroatien an die Europäische Union ist durch Beschluss der Regierung Kroatiens dem Ministerium für Europäische Integration und insbesondere seiner Abteilung für Rechtsangleichung übertragen worden. Im Jahre 2003 ist daraufhin das erste Nationale Programm der Annäherung der Republik Kroatien an die Europäische Union ausgearbeitet worden. Die Abteilung für Rechtsangleichung führt halbjährliche Revisionen dieses Nationalen Programms auf elektronischer Grundlage durch , an dem alle Staatsorgane mitwirken. Das Programm ist im Internet zugänglich unter der Seite des Ministeriums (http://www.mei.hr).

Eines der wichtigsten Projekte des Ministeriums für Europäische Integration war im Jahre 2003 die Beantwortung des Fragenkataloges der Europäischen Kommission, den diese der Republik Kroatien übermittelt hatte, vier Monate nachdem Kroatien am 21. Februar 2003 in Athen den Antrag auf Mitgliedschaft in der Europäischen Union gestellt hatte.

Im Laufe der Erarbeitung der Antworten für die Europäische Kommission hatte ich Gelegenheit, mit den Ministerien für öffentliche Arbeit sowie für Erneuerung und Bauwesen zusammenzuarbeiten im Bereich von "Regionalpolitik und Strukturplanung". In Anbetracht dessen, dass die Republik Kroatien bis heute noch keine entwickelte und umfassende Regionalpolitik besitzt, ist davon auszugehen, dass dieser Bereich bald außerordentliche Bedeutung für die Republik Kroatien erlangt, wenn Kroatien demnächst Kandidat für die Vollmitgliedschaft in der Europäischen Union wird und wenn es in der Lage sein soll, auch die Mittel aus den Unterstützungsfonds der EU für die Beitrittskandidatenländer zu nutzen. Derzeit bereitet das Ministerium für öffentliche Arbeit eine Ausarbeitung zur "Nationalen Strategie der regionalen Entwicklung" vor, wobei die Mitarbeiter des Ministeriums von auswärtigen Beratern im Rahmen des CARDS Programms unterstützt werden.

Zu den ständigen Aktivitäten von Mitarbeitern des Ministeriums gehören die Organisation und Mitwirkung an Seminaren und Arbeitsprojekten in Kroatien und im Ausland, Auch hatten Mitarbeiter des Ministeriums Gelegenheit, an Seminaren an der Juristischen Fakultät Split teilzunehmen. Ich bin dankbar für die Teilnahme an einem Seminar im Rahmen des Zentrums für deutsches, kroatisches, europäisches Recht und Rechtsvergleichung Split/Berlin, das Professor Roggemann organisiert und durchführt.

Mit finanzieller Unterstützung dieses Zentrums und des DAAD habe ich Berlin zu einem kurzen Studienaufenthalt besuchen können. Dieser Besuch an der Freien Universität Berlin sowie bei anderen Institutionen (dem Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit sowie dem Bundesministerium für Justiz) und die dort gewonnenen Kenntnisse, Informationen und Arbeitskontakte sowie meine deutschen Sprachkenntnisse waren und sind wichtig für meine gegenwärtige und künftige Arbeit im Ministerium. Solche Arbeitskontakte können auch zur besseren Wahrnehmung Kroatiens im Ausland als Beitrittskandidat für die Europäische Union beitragen.

Ich bin dankbar für meinen Studienaufenthalt und hoffe, dass die Zusammenarbeit des Interuniversitären Rechtszentrums Split/Berlin und des Ministeriums für Europäische Integration, Zagreb fortgesetzt und weiter ausgebaut werden kann.

Petra Radić ist Mitarbeiterin des Ministeriums für Europäische Integration, Zagreb.

HERWIG ROGGEMANN/JENS LOWITZSCH (Hrsg.)

Privatisierungsinstitutionen in Mittel- und Osteuropa, Einführungen, Übersichten, Kommentare

Berlin (Berliner Wissenschafts-Verlag) 2002, 428 Seiten, 46,- EUR

Privatizing Old-Age Security – Latin America and Eastern Europe Compared von Katharina Müller

Rezensiert von Philipp Casula, Berlin

Katharina Müller stellt sich in ihrem neuen Buch *Privatizing Old-Age* der Herausforderung, die Reform der Rentensysteme in Osteuropa und Lateinamerika anhand verschiedener Fallstudien zu beschreiben. Damit macht sie eine sehr konkrete und zugleich sehr komplexe Facette der Transformationsprozesse zum Gegenstand ihrer Analyse. Ihr Ziel ist weder eine Bewertung der Wünschbarkeit einer solchen Reform noch der Versuch, erste Lehren zu ziehen. Vielmehr will sie beschreiben, wie und warum die Umstrukturierung des Rentensystems in vier lateinamerikanischen und vier osteuropäischen Ländern stattgefunden hat sowie welche Interessen und praktische Zwänge PolitikerInnen in beiden Regionen geleitet haben.

Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, gliedert sie ihr Werk in vier Teile. Einleitend beschreibt sie konzise die sowohl in Lateinamerika als auch in Osteuropa nachweisbare Tendenz, dem Markt staatliche Aufgaben zu übertragen. In diesem Zusammenhang ist auch der kurze Abschnitt interessant, in dem sie beschreibt, wie die Idee der Rentenreform langsam Konturen gewonnen hat, ihren Weg in den Washington Consensus - zu dem sie anfangs nicht gehörte – gefunden und sich erst in Lateinamerika und dann in Osteuropa durchgesetzt hat (S. 11f.). An anderer Stelle weist sie dann genauer nach, dass in einzelnen Fällen ein direkter Ideentransfer von Lateinamerika nach Osteuropa stattgefunden hat (S. 120). Zumeist aber haben internationale Finanzinstitutionen als Mittler fungiert, denn Osteuropa blickte vorrangig in den Westen und nicht in die "Entwicklungsländer" Lateinamerikas. Doch Westeuropa war zu heterogen im Bereich der Rentensysteme, um als Modell zu dienen. Vereinzelt wurde aber Elemente übernommen, wie beispielsweise das deutsche Punktsystem in Bulgarien. Das lateinamerikanische Muster war aber wesentlich homogener und klarer. In einem zweiten Schritt geht Katharina Müller genauer auf die Entwicklungen in Lateinamerika ein und beschreibt die Reformen in Argentinien, Uruguay, Peru und Bolivien. Dabei kann sie u.a. auf die langjährige Vorarbeit von Carmelo Mesa-Lago zurückgreifen, der sich seit den 70er Jahren mit dem Problem befasst hat. Im dritten Teil geht sie auf die Entwicklungen in Ungarn, Polen, Kroatien und Bulgarien ein. Im letzten Abschnitt versucht sie, die verschiedenen Entwicklungen in einer vergleichenden Gesamtschau zusammenzufassen.

Die Parallelen der Reformen in beiden Regionen liegen auf der Hand: In der Ausgangslage gab es monolithische öffentliche Rentensysteme, die selten durch zusätzliche private Sicherungssysteme ergänzt werden konnten ("payas-you-go"). Die Reform sah zumeist die Bildung individueller Rücklagen vor, die von verschiedenen, miteinander konkurrierenden Anlagegesellschaften verwaltet werden.

Dieses System könnte vereinfacht als "Zwangssparen" bezeichnet werden. Die Autorin stellt aber auch fest, dass sich die Ähnlichkeit in diesen grundlegenden Eigenschaften der Systeme erschöpft, denn jede Rentenreform hatte ihren eigenen, charakteristischen Verlauf und ihre eigene individuelle Schwerpunktsetzung. Der deutlichste Unterschied zwischen den Reformen in beiden Regionen liegt sicherlich darin, dass die meisten lateinamerikanischen Staaten die öffentliche Säule der Altersicherung abgeschafft oder haben auslaufen lassen. Die osteuropäischen Transitionsländer – mit der bemerkenswerten Ausnahme Kasachstans, das sich bei seinen Reformen explizit auf das chilenische Modell berufen hat - haben gemischte Systeme mit einem zumeist geringen öffentlichen Anteil eingeführt. Zudem ist die Heterogenität der Reformansätze innerhalb Osteuropas größer als innerhalb Lateinamerikas (S. 119).

Katharina Müller hat eine langjährige Erfahrung in der Analyse der Thematik, gerade auch im Hinblick auf Vergleiche zwischen Osteuropa und Lateinamerika. Diese Erfahrung spiegelt sich auf jeder Seite ihres Buches wieder. Ihr gelingt eine knappe Einführung sowohl in die allgemeine Reform-Problematik als auch in die Durchführung in den einzelnen Ländern. Die Knappheit setzt bei den Lesern natürlich ein gewisses Maß an Vorkenntnissen voraus, die sich aber mehr auf die Rentensysteme beziehen als auf die verglichenen Regionen selbst.

"Seit Huntigtons Hypothese der Third Wave haben Vergleiche zwischen osteuropäischen und lateinamerikanischen Transformationsprozessen ihren exotischen Charakter verloren", bemerkt die Autorin in ihrem abschließenden Kapitel (S. 133). Weniger Exotik bedeutet aber nicht unbedingt, dass ein Vergleich fruchtbar sein muss. Osteuropa und Lateinamerika haben zwar – teilweise zugleich teilweise zeitlich versetzt - ähnliche Reformen zu liberaleren Wirtschaftssystemen und demokratischeren Staatsstrukturen durchgeführt. Dennoch liegen große Unterschiede sowohl in den Voraussetzungen als auch in der tatsächlichen Implementierung der Reformen vor. Diese Unterschiede wurden z.B. bereits 1996 in Problems of Democratic Transition and Consolidation von Linz und Stepan deutlich. Der generalisierende Ansatz von Huntington ist daher mindestens als problematisch einzustufen. Auch Katharina Müllers Arbeit kann sich nicht ganz von den Schwierigkeiten befreien, die solchen Vergleichen immer innewohnen. Zu nennen sei eben, dass Ähnlichkeiten in der äußeren Erscheinung nicht immer auch ähnliche strukturelle Ursachen haben müssen. Außerdem impliziert die Abhandlung mehrerer Länder fast immer auch eine gewisse Oberflächlichkeit. Beide Einwände treffen aber auf Katharina Müllers Buch nur bedingt zu. Bedauerlich ist vielmehr, dass das oft zitierte chilenische Modell nicht in einem eigenständigen Länderbeispiel präsentiert wird. Insgesamt überwiegen aber die positiven Aspekte in dem sehr gelungenen Buch. Vor allem erreicht Katharina Müller die sich selbst gesetzten Ziele. Ihre Arbeit kann jedem empfohlen werden, der einen tieferen Einblick in die Rentendebatte bekommen möchte. Solch ein tieferes Verständnis der Problematik ist gerade auch in Westeuropa allgemein und nicht zuletzt auch in Deutschland notwendig, da sich hier die Rentenproblematik mit besonderer Dringlichkeit stellt.

Philipp Casula ist studentische Hilfskraft am Arbeitsschwerpunkt Gesellschaft des Osteuropa-Instituts der FU Berlin.

KATHARINA MÜLLER Privatizing Old-Age Security – Latin America and Eastern Europe Compared

Elgar Verlag, Cheltenham 2003, 192 S., 58,05 EURO

In eigener Sache: zur Situation des Osteuropa-Instituts der Freien Universität Berlin

Osteuropa spielt für die deutsche und europäische Zukunft eine zentrale Rolle. Das Jahr 2004 markiert mit der Osterweiterung der Europäischen Union einen Meilenstein. Nun gewinnt die Gestaltung der Beziehungen der erweiterten EU zu den neuen, unmittelbaren Nachbarn in Osteuropa, insbesondere zu Russland und zur Ukraine, an Gewicht.

Für Deutschland und seine Hauptstadt Berlin stellen die anstehenden Aufgaben eine besondere Herausforderung dar. Die Freie Universität Berlin hatte daraus den richtigen Schluss gezogen, das Osteuropa-Institut wieder in die Lage zu versetzen, die Ausbildung der erforderlichen Fachleute und die wissenschaftlichen Begleitung und Beratung der Prozesse mit Erfolg leisten zu können. In der Tat sind die Voraussetzungen dafür nirgends besser gegeben als am Standort Berlin.

Nun wird das Institut plötzlich von Einschnitten bedroht, die seine Funktionsfähigkeit ernsthaft in Frage stellen. Die kurz vor der Besetzung stehende Rechtsprofessur soll völlig entfallen. Eine solche Entwicklung können wir nicht widerspruchslos hinnehmen. Die nachfolgende Erklärung des Institutsrats und die Ausschnitte aus Briefen an den Präsidenten der Freien Universität verweisen auf die politische Tragweite der geplanten Streichung der Rechtsprofessur.

Wir bitten die Öffentlichkeit dringlichst, unseren Protest aktiv zu unterstützen.

Brief von Frau Prof. Dr. Rita Süssmuth an den Präsidenten der FU Berlin, Herrn Univ.-Prof. Dr. Dieter Lenzen

Sehr geehrter Herr Professor Lenzen,

nachdem die drohende Schließung des Osteuropa-Instituts (OEI) der Freien Universität Berlin abgewendet schien, höre ich nun erneut, dass wichtige Stellen für die Aufrechterhaltung der Arbeit des OEI gefährdet seien.

Nach meinen Informationen soll etwa die nach dem Ausscheiden von Prof. Roggemann noch nicht wiederbesetzte Rechtsprofessur gestrichen werden. Außerdem sei fraglich, ob nach der Emeritierung von Herrn Prof. Sundhaussen die einzige Professur für die Geschichte Südosteuropas wieder besetzt werden wird. Die dritte Stelle, die offenbar aus dem OEI ausgelagert werden soll, ist die Professur Slawische Literaturen und Allgemeine Vergleichende Literaturwissenschaften.

Seit zwei Jahren erhält die Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde immer wieder alarmierende Mitteilungen über finanzielle Kürzungen oder Stellenstreichungen, ja sogar über drohende Schließungen ganzer Institute. Es gibt in Deutschland mit wenigen Ausnahmen kaum noch Osteuropazentren, an denen länder- und fächerübergreifende Forschung und Lehre möglich ist. Eines dieser wenigen Zentren ist das Osteuropa-Institut. Das OEI hat in den letzten Jahren erhebliche Konsolidierungsanstrengungen unternommen. Dazu gehören die Einführung eines Masterstudienganges "Osteuropastudien" sowie des Fernstudienganges "East European Studies Online", die mit erheblichen Kraftanstrengungen des Instituts verbunden waren. Hinzu kommt, dass

Studierende nach der auf Empfehlung der Neidhardt-Kommission zustand gekommenen Entscheidung des Präsidenten der FU, das OEI zu erhalten, das Studium aufgenommen haben, in der Annahme, in Berlin mit einem umfassenden Angebot studieren zu können. Als Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde sehe ich die erneute Diskussion um das OEI mit großer Sorge, da dadurch der Bestand des Instituts mittelfristig gefährdet ist. Das Scheitern des Gipfels in Brüssel hat gezeigt, dass wir eine intensive Begleitung der Integration der Mittel- und Osteuropäischen Staaten in die Europäische Union brauchen. Ferner müssen wir uns mit den nationalen, ethnischen und sozialen Konflikten auseinandersetzen, die mit dem Ende der Blockkonfrontation in Osteuropa aufgebrochen sind, um nur einige Themen auf Aufgaben der Osteuropaforschung zu nennen.

Aus diesem Grund möchte ich Sie dringend ersuchen, das Osteuropa-Institut zu stabilisieren und es als zentrale Einrichtung der Osteuropaexpertise und -forschung zu erhalten. Kurzfristige Einsparungen ohne ein mittel- und langfristiges Konzept gefährden nicht nur den Bestand der Osteuropaforschung sondern zerstören die so oft gepriesene Funktion des Landes Berlin als Ost-West-Kompetenzzentrum.

Ich würde mich freuen, in dieser Angelegenheit bald wieder von Ihnen zu hören und verbleibe

mit freundlichen Grüßen

Prof. Dr. Rita Süssmuth Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde Präsidentin Brief von Klaus-Peter Willsch (MdB) an den Leiter des Osteuropa-Instituts Herrn Prof. Dr. Nikolai Genov

Sehr geehrter Herr Professor Genov,

ich wende mich an Sie als Beauftragter des Bundestages für die Beziehungen zum kroatischen Parlament bezüglich der geplanten Auflösung des Lehrstuhls für osteuropäisches Recht am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin. Da ich die in vielerlei Hinsicht erfolgreiche Arbeit Professor Roggemanns schon lange kenne, finde ich es äußerst bedauerlich, dass man sich anscheinend gegen eine Neubesetzung seines Lehrstuhls entschieden hat.

Professor Roggemann engagiert sich über die gewöhnlichen Aktivitäten seines Lehrstuhls hinaus in der wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit zahlreichen Hochschulen, Wissenschaftlern und Institutionen aus den Ländern Ost- und Südosteuropas. Durch die Schließung des Lehrstuhls würde auch die Arbeit an diesen Projekten erheblich erschwert bis unmöglich. Die Schließung des Lehrstuhls würde die Position des gesamten Osteuropa-Instituts schwächen und seine Zukunft in Frage stellen.

Daher appelliere ich an Sie, die Entscheidung gegen die Neubesetzung des Lehrstuhls zu revidieren und die Schließung zu verhindern. Berlin als Dreh- und Angelpunkt zwischen West- und Osteuropa braucht diese Forschung dringend. Insbesondere im Hinblick auf die bevorstehende Erweiterung der Europäischen Union muss sie als wichtiger Standortvorteil für unsere Hauptstadt gesehen werden.

Mit freundlichen Grüßen

Klaus-Peter Willsch Mitglied des Deutschen Bundestages Beauftragter des Deutschen Bundestages für die Beziehungen zum kroatischen Parlament

Brief von Hans-Hermann Lochen an den Präsidenten der FU Berlin, Herrn Univ.-Prof. Dr. Dieter Lenzen

Sehr geehrter Herr Präsident,

dem "Tagesspiegel" vom 12. d.M. entnehme ich, dass die Professur für osteuropäisches Recht am Osteuropa-Institut der FU Berlin eingespart werden soll. Als früherer Mitarbeiter und Lehrbeauftragter der Abteilung Recht des Osteuropa-Instituts halte ich dies für völlig verfehlt: Mit dem EU-Beitritt acht ostmitteleuropäischer Staaten wächst der Bedarf an Nachwuchskräften mit Kenntnissen der Rechtsordnungen dieser Länder. Die FU sollte sich aus diesem zukunftsträchtigen Bereich nicht zurückziehen.

Mit freundlichen Grüßen

Hans-Hermann Lochen Ministerialrat im Bundesministerium der Justiz

Brief von RA Dr. Fischer an den Präsidenten der Freien FU Berlin, Herrn Univ.-Prof. Dr. Dieter Lenzen

Sehr verehrter Herr Präsident, sehr geehrter Herr Prof. Dr. Lenzen,

mit Bestürzung habe ich erfahren müssen, daß das Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin gegen alle Zusicherungen und gegen die Empfehlungen der Gutachterkommission nunmehr doch weiteren massiven Sparmaßnahmen unterworfen werden soll. Dies soll namentlich die noch immer vakante rechtswissenschaftliche Professur betreffen, die nicht besetzt werden soll.

Während meiner Studienzeit, als studentischer und als akademischer Mitarbeiter am Arbeitsbereich Recht und Wirtschaft bei Prof. Dr. Herwig Roggemann habe ich die besondere Bedeutung des Osteuropa-Instituts erleben dürfen. Hier ist es bis zuletzt gelungen, wissenschaftlichen Anspruch mit dem Bestreben in Einklang zu bringen, der Praxis als effektiver Dienstleister zum Wohle des Wirtschaftsstandortes Berlin und darüber hinaus zu dienen. Noch heute stehen die Mitarbeiter des Osteuropa-Instituts der anwaltlichen Praxis in Fragen des osteuropäischen Rechts als kompetente Ansprechpartner zur Verfügung. Dies darf durch überzogene und existenzgefährdende Sparmaßnahmen nicht in Frage gestellt werden.

Als ehemaliger Absolvent und Doktorand des Osteuropa-Instituts wie als Mitglied der Berliner Anwaltschaft möchte ich Sie daher auch im Namen meiner Kollegen herzlich bitten, sich für den Erhalt eines angemessen ausgestatteten Osteuropa-Instituts einzusetzen. Das Institut hat in der Vergangenheit die von ihm geforderten Beiträge zur Konsolidierung des Universitäts- und des Berliner Haushalts mehr als erbracht. Seine Arbeitsfähigkeit darf nicht immer wieder in Frage gestellt werden.[...] In diesem Sinne bin ich mit herzlichen Grüßen

Ihr Dr. Fischer, Rechtsanwalt

Auszug aus dem Brief von Herrn Prof. Dr. Roggemann an den Präsidenten der FU Berlin, Herrn Univ.-Prof. Dr. Dieter Lenzen

Sehr verehrter Herr Präsident! Lieber Herr Lenzen!

....

Um unvermeidbaren Schaden von der Freien Universität abzuwenden und auch unter verschärften Sparzwängen zukunftsweisende Lösungen zu finden, erlaube ich mir die Anregung, die folgenden Gesichtspunkte in die Überlegungen einzubeziehen.

- 1. Der Bereich Ost- und Südosteuropa ist ein politischer, wirtschaftlicher und damit auch wissenschaftlicher Zukunftsbereich für die Bundesrepublik Deutschland und schon jetzt einer ihrer wichtigsten Exportmärkte. Mit der 2004 bevorstehenden Osterweiterung der EU wird die Bedeutung des Bereiches Osteuropa weiter wachsen. (Ein vergleichbar unmittelbarer Bedeutungszuwachs ist für andere Regionen nicht gegeben). Wegen der wachsenden Nachfrage nach ausgebildeten Akademikern (insbesondere nach Juristen und Ökonomen) mit zusätzlichen Osteuropa-Qualifikationen haben die Spitzenverbände der deutschen Wirtschaft (BDI und DIHT) zusammen mit dem DAAD schon vor einiger Zeit die Initiative "Go-East" ins Leben gerufen. Die Chancen von Absolventen der Universitäten mit zusätzlichen Osteuropa-Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt sind nachweislich signifikant besser als die ihrer Kollegen ohne solche Qualifikationen. Dies beweist der berufliche Lebensweg zahlreicher Absolventen und Doktoranden des OEI.
- 2. Das Osteuropa-Institut bietet als einziges Universitäts-Institut in Berlin-Brandenburg regelmäßige Lehrveranstaltugen zum Erwerb zusätzlicher Osteuropa-Qualifikationen (für Historiker, Juristen, Ökonomen, Politikwissenschaftler, Soziologen und Studierende anderer Fachrichtungen) und darüber hinaus entsprechende eigene Studiengänge an. Das Osteuropa-Institut der FU hat die größte auf Ost- und Südosteuropa bezogene Ausbildungsplatz- und Praktikantenbörse entwickelt und ist dafür vom Bundespräsidenten ausgezeichnet worden. Am Osteuropa-Institut erscheint mit dem "Berliner Osteuropa Info" seit Jahren eine der anerkanntermaßen erfolgreichsten Institutszeitschriften der FU mit internationaler Ausstrahlung. Das Osteuropa-Institut wirbt seit Jahren im Vergleich mit anderen Instituten und Fachbereichen der FU überproportional viele Drittmittel ein und erfüllt dabei die Qualitätsstandards der deutschen Wissenschaftsförderung. Das Osteuropa-Institut hat ein Netzwerk internationaler Wissenschaftskooperation mit Osteuropa aufgebaut, das profilbildend für die FU wirkt.

- 3. Das Osteuropa-Institut hat angesichts neuer Arbeitsbedingungen und Sparzwänge bereits in den vergangenen Jahren eine tiefgreifende Neustrukturierung (in drei zeitgemäße Arbeitsbereiche) und eine damit verbundene Reduktion vorgenommen. Mit der Rückführung seiner Lehrkapazität von über zwanzig auf nun sechs Kernprofessuren (von denen zwei seit Jahren vakant sind) hat das Osteuropa-Institut bereits jetzt eine Sparleistung von mehr als 65 % und damit mehr als die meisten anderen Institute und Fachbereiche erbracht. Das Osteuropa-Institut ist in diesem Zusammenhang zweimal von externen Experten-Kommissionen evaluiert und in seiner Funktion und Grundausstattung bestätigt worden.
- 4. Kein Sparzwang kann an einer deutschen Universität ein Verfahren rechtfertigen, in dem ein Bewerber auf eine öffentlich ausgeschriebene Stelle (für die rechtswissenschaftliche Professur Osteuropa) nach fachlich und persönlich allseits überzeugenden Vorgesprächen und Begutachtungen einstimmig den Vorzug für die Berufungsliste erhält und fast zeitgleich oder unmittelbar anschließend von einzelnen Kommissionsmitgliedern beschlossen wird, diese Professur nicht wieder zu besetzen. Ebensowenig sollte ein Kuratoriumsbeschluss Bestand haben, der auf offensichtlichen Fehlinformationen über (nicht erfolgte) Informationen oder Zustimmung seitens des betroffenen Osteuropa-Instituts beruht. Mit der geplanten Streichung der Rechtsprofessur würde nicht nur ein mehrfache, begründete Empfehlung auswärtiger Gutachter missachtet, sondern langfristig auch dem Arbeitsbereich Recht und Wirtschaft und damit einem wesentlichen Teil des Osteuropa-Instituts definitiv die Grundlage entzogen. Diese Maßnahme würde mit der vorgeschlagenen Einsparung einer Stelle, die dem Fachbereich Rechtswissenschaft nur im Verbund mit dem Osteuropa-Institut, d.h. funktional allenfalls zur Hälfte zur Verfügung steht, einen Schaden verursachen, der über diesen Einsparungseffekt weit hinaus geht.
- 5. Da es nicht Sache eines Fachbereiches sein kann, über Bestand oder Wegfall profilbildende Forschungsund Lehrschwerpunkte an der FU und damit letztlich über den erfolgreichen Fortbestand von Zentralinstituten zu entscheiden, ist die Universitätsleitung aufgerufen, gemeinsam mit dem Osteuropa-Institut und dem Fachbereich Rechtswissenschaft nach einer tragfähigen, d.h. zukunftsfähigen Lösung zu suchen. Diese könnte in einer partiellen universitätsinternen Kompensation zugunsten des Fachbereiches für den Fall der Wiederbesetzung der Rechtsprofessur des Osteuropa-Instituts bestehen. Sollte sich dies als ausgeschlossen erweisen, so bliebe immerhin die Über-

gangslösung einer Junior- oder Stiftungsprofessur Recht am Osteuropa-Institut ernsthaft zu prüfen, um dessen Arbeitsfähigkeit in einem seiner Kernbereiche weiterhin zu erhalten.

Mit besten Grüßen und Wünschen Prof. Dr. Roggemann Zentrum für deutsches, kroatisches, europäisches Recht und Rechtsvergleichung Split/Berlin

Brief von Barbara Gäßner an den Präsidenten der FU Berlin, Herrn Univ.-Prof. Dr. Dieter Lenzen

Sehr geehrter Herr Prof. Lenzen,

als Absolventin des Osteuropa-Instituts und Doktorandin von Prof. Roggemann möchte ich mich mit der Bitte an Sie wenden, nicht die Einsparung sondern die seit langem fällige Wiederbesetzung der Professur Recht am Osteuropa-Institut zu veranlassen. Mit einer Reduktion von Anfangs über 20 auf gegenwärtig 6 Kernprofessuren, d.h. um mehr als Zweidritteln hat das Osteuropa-Institut bereits mehr Sparleistungen als die meisten anderen Institute der FU erbracht.

Dies, obwohl das Osteuropa-Institut bereits jetzt eine unentbehrliche Funktion hat, die noch weiter wachsen wird, wenn die Aufgabe besteht, die osteuropäischen Beitrittsländer in die Europäische Union zu integrieren. Zudem ist Osteuropa bereits jetzt ein großer Exportmarkt für Deutschland. Hierbei sind gerade die Arbeitsgebiete Recht und Wirtschaft in Osteuropa, auf die sich die eingesparte Stelle bezieht, unverzichtbar.

Meinen eigenen Berufseinstieg bei einem der wichtigsten deutschen Handelspartner der Russischen Föderation verdanke ich maßgeblich meiner umfassenden Ausbildung an der FU sowie am Osteuropa-Institut, wo die Kombination von einem traditionellen Studiengang auf Diplom oder Staatsexamen mit einem Magisterabschluss in Osteuropastudien möglich ist. Bei meiner Tätigkeit in der Wirtschaft ist immer wieder festzustellen, dass es zu wenige Experten gibt, die nicht nur über Sprachkenntnisse verfügen sondern auch Kenntnisse über die Inhalte von Recht und Wirtschaft, einschließlich kulturellen Hintergründen haben. Beides, Sprache und Inhalt, wird am Osteuropa-Institut vermittelt. Die Notwendigkeit einer entsprechenden Ausbildung unterstreicht die Go-East-Initiative des DAAD in Kooperation mit den Spitzenverbänden der deutschen Industrie.

Vor diesem Hintergrund möchte ich an Sie appellieren, von der Kürzung der Stelle abzusehen und die seit Jahren ausstehende Wiederbesetzung bald vorzunehmen. Hochachtungsvoll

Barbara Gäßner, ruhrgas AG

Veröffentlichungen von Mitarbeitern des Osteuropa-Instituts

(Juni 2003– Januar 2004)

Jürgen Bitzer Technologische Spillover-Effekte als Determinanten des Wirtschaftswachstums:

Theoretische Erkenntnisse und empirische Evidenz. Dissertation: Technische Universität Berlin, in: Volkswirtschaftliche Schriften Nr. 532, Duncker & Humblot,

Berlin, 2003

Ulf Brunnbauer Gebirgsgesellschaften auf dem Balkan. Wirtschaft und Familienstrukturen

im Rhodopengebirge (19./20. Jahrhundert). Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 2003

Ulf Brunnbauer Geschichte(n) neu schreiben. Aktuelle Trends in den postsozialistischen

Historiographien Südosteuropas. In: Südostforschungen, 62 (2003).

Ulf Brunnbauer Decent or territoriality. Inheritance and family forms in the late Ottoman and early

post-Ottoman Balkans. In: Distinct inheritances. Property, family and community

in a changing Europe, hg. v. Hannes Grandits und Patrick Heady:

Hamburg: Lit-Verlag, S. 293–321.

Ulf Brunnbauer Vom Selbst und den Eigenen. Kollektive Identitäten. In: Historische Anthropologie

im südöstlichen Europa, hg. v. Karl Kaser, Siegfried Gruber und Robert Pichler.

Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 2003, S. 377-402.

Ulf Brunnbauer Die Menschen und ihre Umwelt: Anpassungsstrategien an den Naturraum.

In: Historische Anthropologie im südöstlichen Europa, hg. v. Karl Kaser,

Siegfried Gruber und Robert Pichler. Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 2003, S. 103–130.

Ulf Brunnbauer Die kommunistische Lebensweise. Familie und Jugend im sozialistischen Bulgarien,

Karin Taylor 1944-1989. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur, 18:1 (2003), S. 30–33.

Ulf Brunnbauer Nationalgeschichte als Auftrag. Die makedonische Geschichtswissenschaft nach

1991. In: Jahrbücher für Geschichte und Kultur Südosteuropas, 4 (2002), S. 165–203.

Sabine Fischer Russlands Westpolitik in der Krise 1992–2000. Eine konstruktivistische

Untersuchung, Frankfurt/New York 2003

Nikolai Genov Breakthroughs, Fashions and Continuity in Developing Sociological Knowledge.

In: Nikolai Genov, Hrsg. Advances in Sociological Knowledge,

Leverkusen: Leske + Budrich, 2003, S. 1–24.

Nikolai Genov, Hrsg. Prospects of Sociology in Bulgaria. Sofia: REGLO, 2003, 192 S.

Nikolai Genov, Hrsg. Vergleichende Soziologie osteuropäischer Transformationen.

Berliner Osteuropa-Info, Nr. 19, 2003, 100 S.

Veröffentlichungen von Mitarbeitern des Osteuropa-Instituts

(Juni 2003– Januar 2004)

Nikolai Genov, Hrsg. Introduction: Conceptualizing Social Dynamics. In: Nikolai Genov, Hrsg.

Prospects of Sociology in Bulgaria. Sofia: REGLO, 2003, S. 1–23.

Nikolai Genov, Hrsg. Vergleichende Soziologie. In: Nikolai Genov, Hrsg. Vergleichende

Soziologie osteuropäischer Transformationen. Osteuropa-Info, Nr. 19, 2003, S. 3–9.

Nikolai Genov Tendenzen der sozialen Entwicklung Russlands. Individualisierung einer

vermeintlich kollektivistischen Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte,

B 16-17, 14. April 2003, S. 3-10.

Nikolai Genov Understanding Politics in Bulgaria. Demstar-Project, 2003, 44 S.

http://www.demstar.dk/papers/BulgariaUnderstand.pdf

Sabine Fischer Russlands Westpolitik in der Krise 1992–2000. Eine konstruktivistische

Untersuchung, Frankfurt/New York 2003

Tessa Hofmann (Rezension über): Dadrian, Vahakn N.: The History of the Armenian Genocide:

Ethnic Conflict from the Balkans to Anatolia to the Caucasus. 2nd revised edition.

Providence; Oxford: Berghahn Books, 1997.

Tessa Hofmann (Rezension über): Dadrian, Vahakn N.: Warrant for Genocide:

Key Elements of Turko-Armenian Conflict. New Brunswick (U.S.A.); London (U.K.): Second printing. Transaction Publishers, 1999. In: "Orient. Deutsche Zeitschrift für Politik und Wirtschaft des Orient", 43. Jg., Heft 3, 2002. S. 459–462

Tessa Hofmann Historiographie, Genozid und seine internationale Anerkennung.

In: The Issues of the History and Historiography of the Armenian Genocide.

Vol. 6, Yerevan 2002, S. 61-71

Tessa Hofmann Die Situation der Armenischen Minderheit in der Republik Türkei. In: Koexistenz

und Konfrontation; Beiträge zur jüngeren Geschichte und Gegenwartslage der orientalischen Christen. (Hrsg.) Martin Tamcke. Münster, Hamburg, London: LIT Verlag, 2003. (Studien zur Orientalischen Kirchengeschichte. Bd. 28), S. 231–302

Tessa Hofmann Talat Paşa Davası 2 (2–3 Haziran 1921); Bilinmeyen Belgeler/Yorumlar. Çeviri: Dogan

Akhanlı 2. Hamur [Der Prozess Talaat Pascha, Bd. 2 (2.—3. Juni 1921); Unbekannte Dokumente/Kommentare. Übers. ins Türkische: Dogan Akhanlı 2. Ausg. Dezember

2003)]. Istanbul: Belge Yayınları
. Aralık 2003. 152 S.

Wolfram Schrettl Russia's Integration into the World Economy: A European Perspective.

In: S. Tabata and A. Iwashita (eds.), Slavic Eurasia's Integration into the World Economy and Community, (Slavic Eurasian Studies, No. 2), Sapporo 2004